

B
904

KLEINE VOLK UND REICH BÜCHEREI

**DEUTSCHE MÄNNER
DES BALTISCHEN OSTENS**

herausgegeben von Arved von Taube



*VOLK UND REICH VERLAG BERLIN
AMSTERDAM PRAG WIEN*

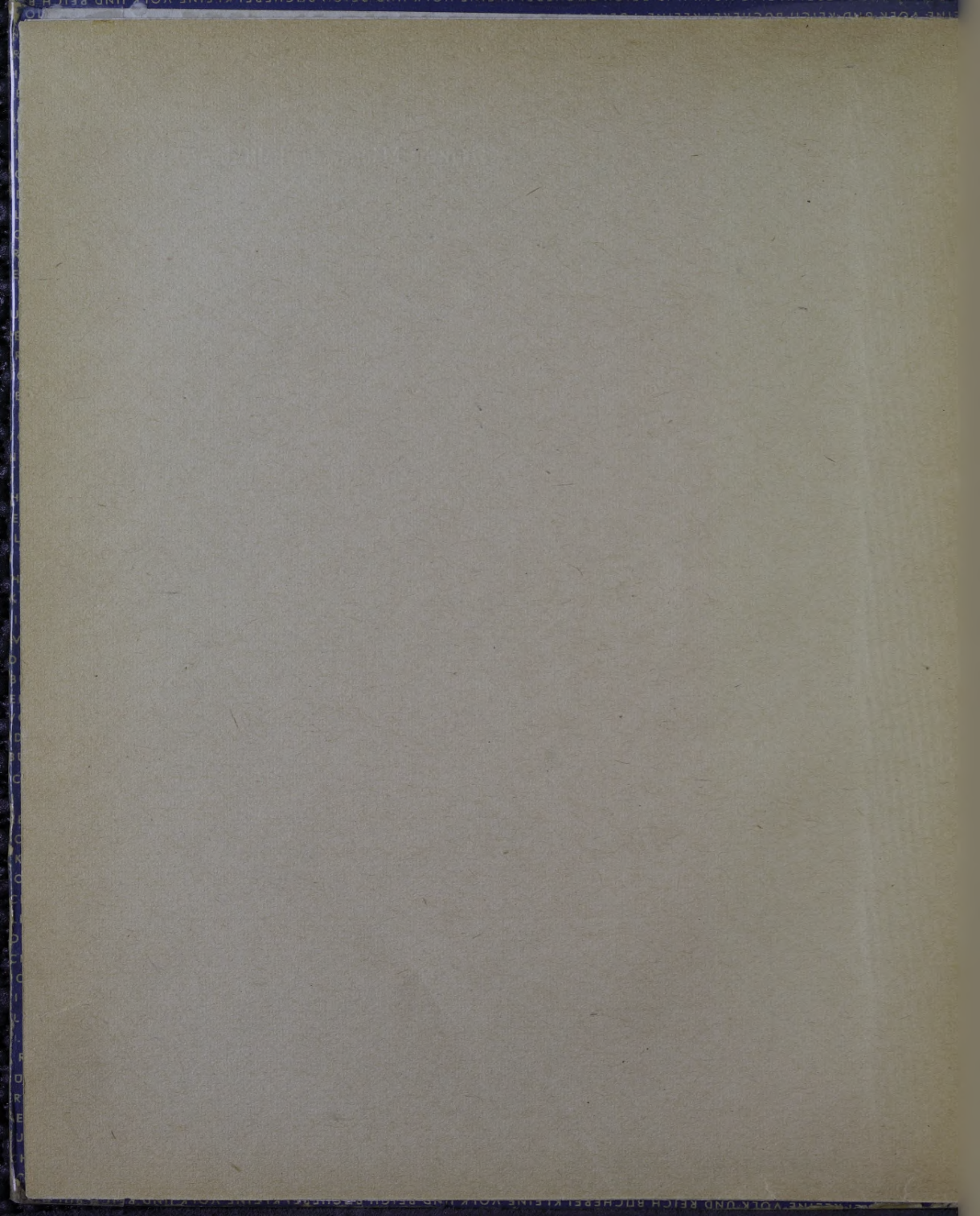
01 016 266

74-11.396

2749



Deutsche Männer des baltischen Ostens



39

DEUTSCHE MÄNNER
DES BALTISCHEN OSTENS

Mit Beiträgen von
Max Aschkewitz, Heinrich Bosse, Jürgen von Hehn,
Paul Johansen, Gerhard Masing, Heinz Methiesen,
Wilhelm Lenz, Georg v. Rauch, Burchard Sielmann,
Reinhard Wittram, Arved von Taube

herausgegeben von
ARVED VON TAUBE



1 9 4 3

VOLK UND REICH VERLAG BERLIN
AMSTERDAM PRAG WIEN

W-
B-

~~S/53-012v~~

Vija Lāča Latv. PSR
VALSTS BIBLIOTĒKA
74-11.396N

Alle Rechte, insbesondere das des Nachdrucks und der Übersetzung des Textes und der Bilder, vorbehalten. Copyright 1943 by Volk und Reich Verlag GmbH. Berlin. Einband: Dora Ecke-Nadge, Berlin. Druck: Dr. W. u. E. Brönnner, Potsdam-Babelsberg.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	7
Bischof Albert von Livland — <i>Die Landnahme</i>	9
Silvester Stodewescher — <i>Reich und Rom in Livland</i>	13
Johann Wolthusen von Herse — <i>Staatsmann zwischen den Zeiten</i>	16
Johannes Kievel — <i>Kirche im Umbruch</i>	23
Meister Michel Sittow — <i>Hochblüte der Kunst</i>	27
Wolter von Plettenberg — <i>Schützer der Grenzen — Wahrer der Einheit</i>	33
Jaspar von Oldenbockum — <i>Rittertum auf verlorenem Posten</i>	39
Ivo Schenkenberg — <i>Die Stunde der Städte</i>	44
Martin Giese — <i>Geistige Entscheidung im Nordosten</i>	53
Hermann Samson — <i>Die Sache des Protestantismus</i>	59
Otto und Gustav von Mengden — <i>Ständischer Landesstaat</i>	63
Herzog Jakob von Kurland — <i>Um Fürstenmacht und Seegelung</i>	70
Johann Reinhold von Patkul — <i>Patriot oder Verräter?</i>	79
Gideon Ernst von Laudon — <i>Soldat ohne Vaterland</i>	84
Ernst Johann von Biron — <i>Hohes Spiel</i>	90
Friedrich von Sivers — <i>Befreiung der Bauern</i>	96
Michael Barclay de Tolly — <i>An der Spitze der Armee des Zaren gegen Napoleon</i>	102
Hamilkar von Fölkersahm — <i>Landesdienst</i>	107
Karl Ernst von Baer — <i>Alma mater Dorpatensis</i>	118
Viktor Hehn — <i>Überwindung des Liberalismus</i>	123
Ferdinand Walter — <i>Volksnahe Kirche</i>	126
Carl Schirren — <i>Livland: Gewissen Europas im Osten</i>	133
Nicolai von Oettingen — <i>Ausharren und feststehen</i>	140
August Bielenstein — <i>Deutsche Arbeit am fremden Volkstum</i>	144
Friedrich von Meyendorff — <i>Von der Landespolitik zur Volkspolitik</i>	150
Eduard von Dellingshausen — <i>Schicksalswende</i>	154
Max von Sivers — <i>Deutsches Bauerntum im Baltenland</i>	161
Hans von Manteuffel — <i>Deutschlands letzte Front</i>	169

Zum Geleit

Durch den deutschen Sieg im Osten ist heute ein Land in den Schutz des Reiches zurückgekehrt und für Europa wiedergewonnen worden, das schon einst vor mehr als sieben Jahrhunderten von Deutschen erschlossen wurde, um als Mark des Reiches jahrhundertlang eine „Vormauer“ des Abendlandes gegen den Osten zu bilden.

Es ist das Baltenland, das „Livland“ des Mittelalters, dessen Schicksal es durch Jahrhunderte gewesen ist, Schlachtfeld zu sein für das Ringen der Kräfte Europas mit den Mächten des Ostens.

Die Gunst seiner Lage machte Livland zur Schlüsselstellung für die Herrschaft über die Ostsee und für die geistig-politische Gestaltung des Nordostens. Die Erwerbung dieses Landes bedeutete für jede der um die Ostseeherrschaft ringenden Mächte den Aufstieg zur Großmacht oder den Höhepunkt ihrer Machtentfaltung, sein Verlust bezeichnete meist den beginnenden Niedergang. Immer aber vollzog sich das Ringen um Livland im Zeichen großer geistiger Prinzipien. —

In diesem Ringen staatlicher und geistiger Mächte um die Gestaltung des Nordostens fiel auch in Zeiten der Trennung vom Reich der Einsatz deutscher Menschen und das Wirken deutscher Gestaltungskräfte bestimmend ins Gewicht.

Auch brachte das baltische Land eine Reihe deutscher Männer hervor, die sich bei der Erschließung und Gestaltung des Ostraumes einen Namen machten oder ihre Kräfte dem deutschen Mutterlande zur Verfügung stellten und erst in diesem ihre volle Leistungshöhe erreichten. Dieses will das vorliegende Buch in einer Reihe von Lebensbildern deutscher Männer des baltischen Landes veranschaulichen.

Die meisten Einzelbeiträge dieser Sammlung von Lebensbildern deutscher Männer des baltischen Ostens sind aus der Außenarbeit der von Prof. Dr. R. Wittram geleiteten Historischen Forschungsstelle an der ehemaligen Herder-Hochschule in Riga hervorgegangen. Das Erscheinen des Buches war ursprünglich bereits für das Jahr 1939 geplant. Der Ausbruch des Krieges, die Rückführung der Volksdeutschen aus den baltischen Landen in das Reich und die Einberufung des größten Teiles der Mitarbeiter zur Wehrmacht haben es mit sich gebracht, daß das Buch erst

heute erscheinen kann, zu einem Zeitpunkt, da über dem befreiten Ostland die Fahnen des Reiches wehen.

Im Interesse einer Einordnung und Verbindung der einzelnen Beiträge unter größeren Gesichtspunkten erwies sich die Einfügung verbindenden Textes und eine Überarbeitung mehrerer Beiträge als erforderlich. Bei der Unmöglichkeit, unter den obwaltenden Umständen mit den Autoren persönliche Fühlung zu nehmen, habe ich mich bemüht, die Bearbeitung stets auf das notwendigste Mindestmaß zu beschränken. Die Sammlung mag dadurch an Einheitlichkeit verloren haben. Dafür ist ihr ursprünglicher Charakter als Gemeinschaftsarbeit der jüngeren Generation baltisch-deutscher Historiker aus der Zeit volksdeutscher Selbstbehauptung in höherem Maße erhalten geblieben.

Da immerhin Eingriffe in die ursprüngliche Fassung bei den meisten Beiträgen stattgefunden haben, habe ich die einzelnen Aufsätze nicht von den Verfassern zeichnen lassen, sondern die Namen der Mitarbeiter nur auf der Titelseite gebracht. Ich hoffe damit im Sinne aller Mitarbeiter gehandelt zu haben.

Einen besonderen Dank sage ich meinen Kameraden *Reinhard Wittram*, *Heinrich Bosse*, *Jürgen von Hehn* und *Gerhard Masing* für ihre Unterstützung bei der endgültigen Gestaltung und Herausgabe dieser Gemeinschaftsarbeit.

Ich danke ferner dem Kameraden *Wilhelm Lenz*, Leiter der Sammelstelle für baltendeutsches Kulturgut in Posen, und Herrn *Dr. Möhle* von den Staatlichen Museen in Berlin für die Beschaffung des Bildmaterials.

Brambach bei Dietfurt im Wartheland, im Herbst 1942

Arved von Taube

BISCHOF ALBERT VON LIVLAND

Die Landnahme

Um die Zeit, als die Herrlichkeit des Ersten Reiches der Deutschen ihren Höhepunkt erreicht, als Kaiser Heinrich inmitten gewaltiger Weltherrschaftspläne fern in Sizilien die Augen schließt, tritt im äußersten Nordosten ein neues Land in das Blickfeld deutscher Menschen — *Livland*.

Noch liegen weite, unerschlossene Gebiete zwischen dem Lande an der Düna und dem Reich — Pommern, Preußen, Litauen —, nur auf dem Seewege ist es zu erreichen. Aber der niederdeutsche Kaufmann scheut die Seefahrt nicht, und der Priester ist ihm gefolgt. Die hochbordigen Koggen der Kauffahrer aus Lübeck und Bremen segeln in der Dünamündung aus und ein, deutsche Priester predigen den heidnischen Liven das Kreuz. Doch der bleibende Erfolg bleibt ihrer Predigt versagt. Soll die Sache des Glaubens in diesem fernen Lande verloren sein, sollen die Sendboten der Kirche hier immer aufs neue den Abfall und die Feindschaft der heidnischen Völkerschaften erleben? Vor dieser Frage steht im Jahre 1199 *Albert* — ein Domherr niederdeutschen Stammes, als er zu Bremen zum Bischof Livlands geweiht wird. Und sein Entschluß steht fest: was mit dem Kreuze allein nicht zu gewinnen ist, das soll das deutsche Schwert erkämpfen. In kühnem Ausgriff übers Meer will er das ferne Land gewinnen. Mag in der Welt des Mittelmeeres die Einheit des christlichen Abendlandes bereits zerbrechen, ihm, dem Vertreter der Reichskirche, müssen Kirche *und* Reich die Machtmittel leihen für sein Werk.

Zu Weihnachten 1199 ist Albert beim deutschen König Philipp zu Magdeburg. Doch vom jungen Staufer, der dort mit seinen Getreuen, darunter Walter von der Vogelweide, das Fest der Weihnacht begeht, ist wenig Hilfe zu erlangen. Zu jener Zeit des Niederganges der Kaisermacht ist die Hilfe Roms wirksamer als die des Reiches; als Papst Innozenz die Gläubigen Niedersachsens und Westfalens zum Schutze der livländischen Kirche aufruft, die Livlandfahrt der Wallfahrt nach Rom und später sogar der Kreuzfahrt nach dem Heiligen Lande gleichstellt, da strömen die Kreuzfahrer in Scharen herbei, darunter viele der Besten und Edelsten ihrer Zeit, Männer mit klingenden Namen: ein Herzog Albert von Sachsen, Graf Albert von Holstein, Adolf von Dassel und ritterliche Dienstmannen in großer Zahl. Die Ver-

! heißungen der Kirche, Drang nach neuem Lebensraum und das Streben nach männlicher Bewährung in Kampf und Abenteuer treiben die Männer in die Weite, die Albert im Frühjahr 1200 auf dreiundzwanzig Schiffen nach der Dünamündung führt.

x Doch schon vor ihm ist einmal ein ritterliches Kreuzfahrerheer unter einem streitbaren Bischof nach Livland gezogen, ohne das Land behaupten zu können. Albert weiß, daß mit unsteten Kreuzfahrerscharen und Priestern das Land nicht zu halten ist. Hierzu bedarf es einer stehenden Wehrmacht und deutscher, städtischer Siedlung. Mit staatsmännischem Blick hat Albert dieses erkannt und entsprechend gehandelt. Kaufleute und Handwerker zieht er ins Land, und schon im folgenden Jahre (1201) legt er den Grundstein zur Stadt Riga. Das stehende Heer aber schafft Albert sich, entsprechend den Ordnungen seiner Zeit, durch Begründung eines geistlichen Ritterordens — der „Schwertbrüder“, so genannt nach dem unter das Kreuz gestellten roten Schwert auf dem weißen Mantel.

Seitdem ist Albert unermüdlich am Werk, die junge Gründung zu sichern, ihr immer wieder neues Blut, neue deutsche Menschen zuzuführen. Nicht weniger als vierzehnmal hat er die damals gefährliche Fahrt von Riga nach Lübeck gewagt, werbend, anfeuernd, ordnend, stets wieder neue Kämpfer und Arbeiter heranzuführend.

Q Gestützt auf Orden und Stadt geht Albert mit Hilfe der Kreuzfahrer an die Unterwerfung, Sicherung und Befriedung des Landes an der Düna. Durch geschickte Diplomatie werden die Liven und Letten kampfflos unterworfen und gegen die streitbaren Esten und Litauer mit eingesetzt, werden die Vorposten der russischen Macht an der oberen Düna dünaaufwärts aus dem Lande gedrängt, wird das lettische Land ihrer Zinshoheit entzogen. Schon im Jahre 1207 ist die erste Etappe der Landnahme abgeschlossen, und im gleichen Jahre wird Alberts Werk die erste Anerkennung des Reiches zuteil — auf dem Hofstage zu Sinzig (oder Gelnhausen) empfängt Bischof Albert Livland vom deutschen König Philipp als Lehen.

Die entscheidenden und schwersten Kämpfe um die Erweiterung und Sicherung der neugewonnenen Kolonie stehen allerdings erst bevor: denn mit den Kämpfen gegen die Esten, Litauer und Russen tritt die junge Gründung in ihr Heldenzeitalter ein. Zwar sind die eingessenen Völker kulturell und technisch den Deutschen weit unterlegen: ihre Bauernheere erliegen in offener Feldschlacht dem Ansturm der gepanzerten Ritterheere, ihre Burgen, die den Steinbau noch nicht kennen, werden durch die Belagerungskunst der Deutschen gebrochen oder gehen in Flammen auf — aber der Deutsche kämpft stets in der Minderzahl gegen eine oft gewaltige

Übermacht. Wehe ihm, wenn er seine schwere Reiterei in sumpfigem oder waldigem Gelände nicht entfalten kann. Zäh und verbissen kämpfen die Esten, unbezungen lauert im Rücken der Litauer, Russen und Dänen verfolgen mißgünstig den deutschen Vormarsch an der Ostsee.

Das Heldenlied jener Kämpfe ist uns überliefert. Es ist die Chronik des deutschen Missionspriesters Heinrich, genannt „von Lettland“, geschrieben aus unmittelbarem Erleben, voll lebendiger Einzelheiten, ein sprechender Kriegsbericht jener Zeit. Die Form des Erlebens, die aus ihr spricht, ist die des mittelalterlichen Kreuzfahrers und Heidenbekehrers. Und dennoch tritt im Kampf gegen die Fremdvölkischen das deutsche Volksbewußtsein unter der Decke universalistisch-christlichen Empfindens hervor, wenn der Ordensbruder Arnold im Kampfe mit den Esten die Fahne erhebt und seinen bedrängten Mitkämpfern zuruft: „Treten wir zuhauf, deutsche Brüder, und sehen zu, ob wir streiten können, und laßt uns nicht vor ihnen fliehen, damit wir keine Schmach über unser Volk bringen“. „Sieger und Besiegte erleben in jenen Kämpfen das Heldenzeitalter ihrer Geschichte“ (v. Schlözer). In offener Feldschlacht wird 1217 das Volksaufgebot der Esten geschlagen, Fellin genommen. Und doch scheint gerade damals die Schwäche des Reiches im Norden — die Verlagerung seines Schwerpunktes in den Süden — den Sieg der deutschen Sache im Nordosten in Frage zu stellen. Schon damals zeichnet sich die Tatsache ab, daß Livland auf die Dauer nur der halten kann, der die Ostsee beherrscht. Die Ostseeherrschaft aber ist damals für kurze Zeit auf Dänemark übergegangen.

Als die Esten die Russen zu Hilfe rufen, als der Erzbischof von Bremen aus engherzigem, kirchlichem Prestigeinteresse den Zustrom der Kreuzfahrer sperrt und das Reich nicht helfen kann — hat auch Bischof Albert seine schwache Stunde: er ruft gegen gewisse Versprechungen, deren Umfang wir nicht kennen, dänische Waffenhilfe an, die bei den Kämpfen mit den Esten nicht entscheidend ins Gewicht fällt, aber durch die Besetzung Nordestlands durch die Dänen weitgehende Verwicklungen zur Folge hat. Der Versuch König Waldemars von Dänemark, die Oberhoheit über Livland zu übernehmen, scheidet jedoch schon damals an der bewußt deutschen Haltung der Rigaer Bürgerschaft, die den dänischen Vogt unverrichteter Dinge kurzerhand nach Dänemark zurückschickt.

Die Großmachtstellung Dänemarks in der Ostsee blieb Episode, und die Unterwerfung der sich immer wieder erhebenden Esten wird schließlich doch mit deutschen Kräften erzwungen. Doch schon damals wird in jenen Kämpfen offenbar, was die

zukünftige Entwicklung des Landes bestimmen soll — die Tatsache, daß sich in ihm die Interessen der Ostseemächte schneiden, daß es seine Bestimmung sein soll, „Schlachtfeld der großen Politik“ zu sein. Als die Deutschen im Jahre 1224 Dorpat erstürmen, wird es von Esten *und* Russen hartnäckig verteidigt, Nordestland muß erst den Dänen abgenommen werden, und selbst Schweden versucht, in Estland Boden zu gewinnen. Allen diesen Gegnern stehen stets nur deutsche Teilkkräfte gegenüber. Und doch sind diese stark genug, die Unterwerfung der eingessenen Völker abzuschließen, die Russen aus dem Lande zu drängen und die skandinavische Konkurrenz auszuschalten.

Als im Winter 1227 endlich das deutsche Kreuzheer über den gefrorenen Moonsund zieht und Burg Mone erstürmt, ist auch die Unterwerfung der Inselesten auf Ösel erzwungen und die Ostsee von einer gefährlichen Seeräuberplage befreit.

Zwei Jahre darauf, im Jahre 1229, ist Bischof Albert zu Riga gestorben. Als er die Augen schloß, war das Werk, das er vor dreißig Jahren begonnen — die Unterwerfung und Christianisierung Livlands — im wesentlichen vollendet. Von der Düna bis an den Finnischen Meerbusen, von der Ostsee bis an den Peipus reichte die deutsche Herrschaft, der sich Liven, Letten und Esten *beugten*. Schon wuchsen im Lande deutsche Dome und Burgen empor, erhoben sich die wuchtigen Mauern und ragenden Kirchtürme deutscher Städte. Kirchen, Burgen und Städte hatte Albert erbaut und eine Wehrmacht geschaffen. Aber Livland blieb Kolonie, und der innere Aufbau, die staatliche Ordnung dieser ersten Kolonie des Reiches entsprachen in keiner Weise ihrer gefährdeten Lage und ihrem Schicksal, abgeschnitten vom Reich stets den begehrliehen Blicken und Zugriffen der Nachbarmächte preisgegeben zu sein. Was Bischof Albert vorgeschwebt hat, können wir wohl erkennen: die Begründung eines geistlich-weltlichen Staatswesens, in dem die höchste geistliche und weltliche Gewalt in seinen Händen vereinigt sein sollte. Erreicht hat er sein Ziel nicht. Livland wurde, nicht zuletzt durch das Eingreifen Roms, ein lockerer Staatenbund geistlicher und weltlicher Territorien und Körperschaften, mit dem Keim der Zersetzung, dem Gegensatz der geistlichen und weltlichen Gewalt, in sich und in seiner Vielgestaltigkeit und Zersplitterung ein getreues Abbild des Heiligen Römischen Reiches. Und während Kaiser und Reich nur ab und an bestätigend und anerkennend hervortraten, sorgte Rom durch Legaten, Bullen und Anordnungen dafür, daß hier im „Marienlande“ kein einheitliches, deutsches Staatswesen entstand, daß die Gewalten in Livland sich die Waage hielten, ständig bereit, die Kurie als Richterin anzurufen in ihrem Streit, ja daß selbst auswärtige Mächte, wie Dänemark,

Hoheitsrechte im Lande behielten. So blieb Albert die Vollendung seines Werkes durch Vereinigung der Macht in seiner Hand versagt.

Und dennoch bleibt die geschichtliche Leistung Bischof Alberts bestehen. Daß er mit den schwachen Teilkraften, die ihm zur Verfügung standen, ein deutsches Staatswesen schuf, das trotz allen Schwächen fähig war, drei Jahrhunderte lang als Bollwerk gegen Osten allen Angriffen zu trotzen, daß er einem deutschen Stamme die Lebensgrundlage gewann, der dem Lande durch mehr als sieben Jahrhunderte sein deutsches Gepräge bewahrte, reiht ihn ein in die Zahl der großen deutschen Kolonisatoren, die ihrem Volke neuen Lebensraum erschlossen und ihm den Blick weiteten für seine Führungsaufgabe im Osten.

SILVESTER STODEWESCHER

Reich und Rom in Livland

Solange Bischof Albert, der deutsche Staatsmann und Kirchenfürst, noch lebte, solange es noch heidnische Völkerschaften im Lande zu unterwerfen galt, hielten die deutschen Teilgewalten untereinander Frieden. Doch kaum hatte Albert die Augen geschlossen, mußte der Kampf um die Vorherrschaft in Livland entbrennen. Worum Papst und Kaiser jahrhundertlang gerungen, darum ging es hier im kleinen im Kampfe zwischen Erzbischof und Ordensmeister. Der Orden ist der eigentliche Träger des Staates, der Wahrer der Landeseinheit, der Schützer seiner Grenzen gegen den äußeren Feind. Die geistlichen Herren sind es nicht. Und ist es nicht recht, daß der Starke, der die schwerste Verantwortung und die größten Opfer trägt, auch herrsche? Das erheischten unzweifelhaft das Interesse des Landes und die deutsche Sache. Dem entgegen stand der universale Herrschaftsanspruch der römischen Kirche. Es hatte Zeitpunkte gegeben, in denen der Orden seinem Ziele nahe zu sein schien. Und doch hatte die Unmöglichkeit, die Träger des kirchlichen Machtanspruches gänzlich auszuschalten, stets zu erneuten Kompromissen und Rückschlägen geführt.

Anderthalb Jahrhunderte hatte dieses Ringen um die Vormachtstellung im Lande Orden und Erzbischof schon in Atem gehalten. Als 1448 der Stuhl der Rigaer Erzbischöfe durch den plötzlichen Tod des zähen Ordensgegners Henning Scharfenberg frei geworden war, schien die Stunde der Beendigung dieses Macht-

kampfes gekommen. Die politische Situation ist dem Plan des Ordens günstig. Trotz dem Widerstreben der Rigaer Domherren gelingt es, die Ernennung eines Ordensmitgliedes, des aus Thorn stammenden hochmeisterlichen Kaplans und Kanzlers Silvester Stodewescher, durchzusetzen. Seine Aufgabe ist klar und eindeutig umrissen und in Geheimverhandlungen mit dem Hochmeister festgelegt: der livländischen Einheitspolitik des Ordens die Wege zu bereiten. Der Rigaer Erzbischof, der mächtigste Prälat im Lande als Träger der Ordenspolitik — fürwahr ein Erfolg, wie ihn der Orden selbst sich glänzender kaum hatte wünschen können.

Nicht leicht war Silvesters Stellung. Standen doch alle führenden Männer seiner Umgebung im Banne einer politischen Tradition, deren Fundament Abneigung und Mißtrauen gegen den übermächtigen Orden bildeten. Dessen ungeachtet nimmt er entschlossen die Verwirklichung der ihm gestellten Aufgaben in Angriff. Ein erster entscheidender Erfolg ist die Bereinigung der sogenannten Habitfrage. Alle künftigen Domherren sollten fortan vor ihrer Bestätigung in die Tracht des Deutschen Ordens eingekleidet werden. Das bedeutete eine fühlbare Stärkung der Ordensgeltung.

Der Besitz Rigas stellt die machtpolitische Schlüsselstellung im Lande dar. Um die Herrschaft über Riga war daher das Ringen zwischen Orden und Erzbischof stets gegangen. Silvester sucht auch hier nach einer Lösung, die Befriedung bringen kann. Er hat an einem Zwischenfall erkennen müssen, daß seine nominelle Oberherrschaft über die Stadt in Wahrheit ein Schein war. So schlägt er dem Ordensmeister eine radikale Regelung auf Kosten der städtischen Selbständigkeit vor. Zu Kirchholm teilen sich Orden und Erzbischof in die Herrschaft über die Stadt (1452). Die Rigaer Ratmannen müssen die Urkunde siegeln und den Huldigungseid leisten. Der vereinten Gewalt gegenüber sind sie wehrlos.

Gegen Stodewescher richtet sich die Erbitterung der Städter. Er hat die Stadt — so empfinden sie es — dem Orden überantwortet. So geht das Streben der geschickten Rigaer Diplomaten dahin, Orden und Erzbischof zu trennen. Sie bieten dem Orden die Alleinherrschaft über die Stadt an, wenn er den verhaßten Kirchholmer Vertrag für nichtig erklärt. Heimliche Boten gehen hin und her. Und der Ordensmeister überlegt . . . Aber auch an der erzbischöflichen Residenz regen sich die Gegenkräfte. Die geteilte Herrschaft über Riga muß — auch beim besten Willen — Reibungen mit den Ordensbeamten bringen. Und der beste Wille ist gar nicht vorhanden. Gehässigkeiten flackern auf, alte Gegensätze werden von neuem wach. Silvester Stodewescher, der Ordenskaplan und einstige Kanz-

ler des Hochmeisters, nunmehr Erzbischof von Riga — mählich, allmählich wird auch er in das Gespinst hineingezogen. Die Überlieferung seines Amtes, der Hoheitsanspruch der Kirche, die hundertjährige Ordensfeindschaft, die aus allen Winkeln seiner Residenz lauert, auf allen Gesichtern seiner Umgebung wartet, beginnt ihre Schatten über ihn zu werfen. Das Amt ist stärker als der Mann.

Da erfährt Silvester von den heimlichen Verhandlungen zwischen Stadt und Orden. Heiß flammt die Empörung auf: getäuscht, betrogen hat der Ordensmeister seine Treue. Nun denn, so mag sich zeigen, auf wessen Seite das Recht steht.

Orden und Erzbischof werben nun offen um die Stadt. Die alte Rivalität ist ausgebrochen. Zu Gewaltmaßnahmen kann sich der Orden wegen der Lage in Preußen nicht entschließen. Das gibt Stodewescher Mut. Unter Androhung des Bannes stellt er der Stadt ein Ultimatum, dem Orden abzuschwören. Sie weigert sich. Silvester verhängt das Interdikt. Alle Glocken schweigen, keine Leiche wird begraben, kein Kind getauft. Aber die Stadt, durch den Orden gedeckt, trotz weiter. Ohne Ziel und Maß ist Silvesters, des einst Getreuen, des furchtbar Gekränkten, nunmehr erbitterten Ordensfeindes verblendete Leidenschaft. Und geht es nicht anders, so soll mit Hilfe ausländischer Mächte der Widersacher auf die Knie gezwungen, der Orden aus dem Lande gedrängt werden. Schwedische Kompanien landen an der Küste.

Da schlägt der Orden los, und das ganze Land steht hinter ihm; auch die erbstiftische Ritterschaft hat ihren pflichtvergessenen Lehnsherrn preisgegeben. Kampflos fallen seine Burgen. Auf Schloß Kokenhusen gerät Silvester selbst in die Gefangenschaft des Gegners. Dort haben sie sich gegenübergestanden: der siegreiche Ordensmeister, der noch in seiner Demütigung stolze und herrische Prälat. Was da zwischen ihnen vorgegangen ist, wissen wir nicht. Es ist eine bittere Stunde für den einstigen Ordenskanzler. Silvester muß weitgehende Vollmachten unterzeichnen; das Interdikt über Riga wird aufgehoben, alle ordensfeindlichen Maßnahmen werden rückgängig gemacht.

Auf Schloß Kokenhusen ist Erzbischof Silvester, ein gebrochener Mann, bald darauf gestorben. Weil seine herrische Seele sich aufbäumte, ein Werkzeug zu sein, so gewann das Amt Gewalt über ihn und ließ ihn abtrünnig werden an seinem Auftrag.

JOHANN WOLTHUSEN VON HERSE

Staatsmann zwischen den Zeiten

Eine tiefe Zerrissenheit geht durch die Welt des späten Mittelalters und durch die Seelen der Menschen jener Zeit.

Die Einheit des christlichen Abendlandes ist zerbrochen, zerbrochen durch den Kampf seiner Häupter — Kaiser und Papst. Das Reich liegt tief darnieder in Zerrissenheit und Ohnmacht, umringt von Feinden; der Glanz der Kaiserkrone ist dahin. Doch das siegreiche Papsttum und die römische Kirche können ihres Sieges nicht recht froh werden. Das Streben nach Herrschaft über die Welt hat sie selbst der Welt untertan gemacht und tief in ihre Händel verstrickt. Und mit der Verweltlichung der Geistlichkeit wankt die Autorität der Kirche und ihrer Ordnungen. Statt des versinkenden „Heiligen Reiches“ erhebt sich fordernd der weltliche Staat. Ein altes Weltbild will zerbrechen und etwas Neues sich anbahnen.

Düstere Lebensverneinung und Weltflucht stehen unmittelbar neben freudiger Lebensbejahung und Weltfreudigkeit, innigste Frömmigkeit und Zartheit neben finsterstem Aberglauben und brutaler Grausamkeit, ausgeprägtestes Körperschaftsdenken neben krassestem Individualismus. So weist die Geschichte des deutschen Volkes jener Zeit wohl große Pläne und eigengeartete Persönlichkeiten auf, doch es kommt zu keiner wirklich schöpferischen Gestaltung, denn die Pläne und deren Träger scheitern an dieser Zwiespältigkeit, Zerrissenheit und Unruhe ihrer Zeit, deren Kinder sie sind.

Auch Livland hat diese Zwiespältigkeit erlebt und ist diesem deutschen Schicksal erlegen. Als geistlich-weltliches Staatswesen hat es den Kampf der beiden Gewalten ausgekostet, und als geistliche Körperschaft mit weltlichem Herrschaftsauftrag mußte auch der livländische Zweig des Ordens diesem Zwiespalt unterliegen. So finden wir an seiner Spitze zu jener Zeit einen Mann, der in seinem großen Planen und tragischen Scheitern, in der Zwiespältigkeit seines Wesens diese seine Zeit und das Schicksal seines Volkes verkörpert: den Ordensmeister Johann Wolthusen von Herse.

Seit im Jahre 1410 das Ordensheer auf dem Schlachtfelde von Tannenberg den vereinigten Polen und Litauern erlegen war, ist der Niedergang des



Siegel Bischof Alberts von Livland († 1229)



Siegel des Ordensmeisters Johann Wolthusen von Herse († 1473)



Gedenktafel für Bischof Johannes Kievel († 1527)
über dem Schloßtor in Hapsal



Schloß Hapsal

preußischen Ordensstaates besiegelt, dessen Schatten auch auf Livland fällt. Übermächtige Feinde stehen an den Grenzen auf und sammeln ihre Kräfte: Polen-Litauen, Moskau, die skandinavischen Mächte. Aber was schlimmer ist — das Gebäude des Ordensstaates ist innerlich morsch, die Kraft seiner tragenden Idee ist im Erlahmen.

Germanische und fremde, römisch-kirchliche Elemente sind im Deutschen Orden verschmolzen: germanisches, ritterliches Heldentum und Gefolgschaftstreue sind eine Verbindung mit römischer Disziplin und dem römisch-christlichen Ideal des Mönchtums eingegangen. Dem Willen zu lebendiger, staatlicher Gestaltung steht die asketische Forderung der Weltflucht und Ehelosigkeit gegenüber. Landfremd, losgelöst von Sippe, Haus und Hof, ausgeschlossen von der Fortpflanzung ihres Geschlechtes, beherrschen und verwalten die Deutschherren das Land für ihren Orden, verpflichtet zum Kampf gegen die „Ungläubigen“, zum Dienst an der Idee der Heidenbekämpfung. Und als diese Idee mit der Bekehrung der umwohnenden Heiden ihren Sinn verloren hat, empfinden die bodenständigen deutschen Kräfte, Städte und Ritterschaften, die landfremde, mönchische Bruderschaft als einen Fremdkörper und ihren Herrschaftsanspruch als von der Zeit überholt. In Preußen entwickeln sich die Dinge in der Richtung auf die Säkularisation, die Umwandlung des geistlichen Ordensstaates in ein weltliches Staatswesen. Wird auch Livland diesen Weg gehen können?

Unendlich widerspruchsvoll sind hier die Interessen der Landesherren und Stände. Jahrhundertlang haben Orden und Bischöfe um die Herrschaft gerungen, schwere Opfer hat es immer wieder gekostet, die widerstrebenden Kräfte zur Abwehr äußerer Feinde zusammenzufassen. Nur unter ständigen Zugeständnissen an die Stände haben die Landesherren ihre Stellung behaupten können. Als einzige wirklich staaterhaltende, das ganze Land schützende Macht hat sich dabei der Orden erwiesen.

Doch auch er ist schon von Fäulnis angekränkelt, zeigt bedenkliche Anzeichen des Verfalls. Der Orden droht zu einer Versorgungsanstalt, zu einem „Spital“ der jüngeren Söhne des westfälischen Adels zu werden; die Disziplin ist gelockert, die Autorität des Meisteramtes erschüttert. Die Gebietiger schalten und walten als eigennützige und engherzige Oligarchie, betrachten ihre Gebiete als ihr persönliches Eigentum, regieren in ihnen wie kleine Fürsten. In kleinlicher Engherzigkeit sind sie unfähig geworden, große politische Konzeptionen zu erfassen, höheren Zielen zu

dienen. Und dabei ballt sich im Osten des zerrissenen und friedlosen Landes ein drohendes Unwetter zusammen, bildet sich dort ein gewaltiger Länder- und Machtblock, der mit seinem Schwergewicht auf Livland zu drücken beginnt.

Solange der livländische Staatenbund es mit den selbständigen Stadtstaaten Nowgorod und Pleskau zu tun hatte und Rußland noch das Tatarenjoch trug, war man einem Angriff von Osten jederzeit gewachsen. Doch nun stand Moskau im Begriff, das Mongolenjoch abzuschütteln. In zäher Arbeit hatte es die russischen Länder um sich gesammelt und zusammengeschlossen und griff nun nach Westen aus. Schon bekamen Nowgorod und Pleskau die Macht Moskaus zu spüren. Durfte die deutsche Führung Livlands, der „Vormauer der Christenheit“, durfte der Ordensmeister dieses zulassen, ohne einen Kampf zu wagen, solange der Gegner noch nicht geeint dastand?

In diesem geschichtlichen Augenblick (1470) tritt jener Mann das Meisteramt in Livland an, dessen Bild umstritten in der Geschichte fortlebt — der bisherige Komtur von Reval: Johann Wolthusen von Herse.

Dunkel und widerspruchsvoll lautet von ihm die Überlieferung. „Da er das Gelübde der ewigen Keuschheit übertreten hatte, des mußte er sterben“ — sagt eine Chronik. Wir kennen Urteile über ihn fast nur von seinen Gegnern; sie schildern ihn als unruhigen Mann, der ein wüstes Leben geführt, die Ämter parteiisch besetzt und eine gefährliche und verderbliche Politik getrieben habe. Doch die Taten Wolthusens sprechen eine andere Sprache — sie zeigen uns einen Mann, der im Schatten der im Osten aufsteigenden Gefahr lebt und denkt, der das „Erlebnis der großen Grenze“ kennt und in seinem Tun und Handeln nur von dem Gedanken beseelt ist, die Kräfte Livlands zusammenzufassen und durch kriegerisches Vorgehen die Zusammenballung der Macht im Osten zu verhindern, solange es noch Zeit ist.

Sein Vorgänger war ständig in seinen Unternehmungen gegen Pleskau durch den Eigennutz und die Disziplinlosigkeit der Gebietiger gehemmt worden. Wolthusen erkennt die Notwendigkeit einer Abrundung und Festlegung der Grenze. Doch um dazu fähig zu sein, bedarf es der Befriedung und der Zusammenfassung der Kräfte des Landes. Er läßt den unheilvollen Streit mit dem Erzbischof und der Stadt Riga ruhen. Dann tritt er vor dem Ordenskapitel zu Wenden mit tief einschneidenden Reformforderungen hervor: die Residenz des Meisters wird aus Riga nach Fellin verlegt. Nicht mehr im Mittelpunkt der sich überschneidenden Interessen und Ansprüche von Erzbischof, Stadt und Orden soll der Meister

residieren sondern mitten im reichsten und fruchtbarsten zusammenhängenden Ordensgebiet, im größten und festesten Ordensschloß. Die Gebiete Fellin, Oberpahlen, Jerwen und Reval nimmt der Meister als seine Kammergebiete an sich. Eine Reihe von Gebietigern wird versetzt, die unzuverlässigsten in die westlichen Gebiete.

Grollend fügen sie sich und verfolgen mit Unwillen, wie der Meister Verbindung mit der Harrisch-Wierischen Ritterschaft aufnimmt, die bodenständigen Kräfte des Landes zur Entscheidung wichtiger Fragen heranzieht; die Unzufriedenheit wächst, als Wolthusen den Bau eines neuen Schlosses beginnt und dazu die Leistungen anspannt. Fredeborg soll die Veste heißen an der Nordküste Estlands, zur Abwehr schwedischen Seeraubs, zum Schutze des Getreidehandels, zum Ausbau der zweiten Verteidigungsstellung im Osten des Landes. Es ist die heutige Tolsburg, die nördlichste Feste des Deutschen Reiches, deren malerische Ruinen noch heute die Bucht von Kunda beherrschen.

Früher, als der Meister es will, tritt die große Entscheidung an ihn heran: Im Jahre 1471 beginnt Moskau im Bunde mit Pleskau den Krieg gegen Nowgorod. Eine Nowgoroder Gesandtschaft bittet zu Fellin dringend den Meister um Hilfe. Wir besitzen die Denkschrift Wolthusens an den Hochmeister in Preußen, in der er diesem mitteilt, er habe es „für das Nützlichste erachtet, die Nowgoroder nicht ohne Trost zu lassen“, und seine Rußlandpolitik darlegt: „Denn wenn Nowgorod erst vom Könige zu Moskau und von Pleskau unterdrückt und, was Gott verhüte, der König ein unumschränkter Herr über Nowgorod geworden ist, dann werden der Erzbischof von Riga, der Bischof von Dorpat und unser Orden ihre Lande und Wasser, die Pleskau ihnen mitten im Frieden genommen hat und noch immer vorenthält, nimmermehr wiedererlangen, sondern nur immer mehr Überfälle und Drangsale zu erwarten haben. Wenn jene so vereinigt sind, können wir schwerlich sie noch um etwas mahnen, wir müssen dann nach ihrem Willen Frieden schließen und auf alles uns Abgedrungene verzichten, oder wir müssen Krieg führen gegen sie alle. Das wäre uns zu schwer . . .“

Es ist damals zum Kriege nicht gekommen. Wolthusen hatte die Widerstandskraft Nowgorods überschätzt. Als seine Gesandten dort anlangen, hat die Stadt bereits die Oberhoheit Moskaus anerkannt. Doch die endgültige Unterwerfung ist noch nicht vollzogen, und der Meister rüstet weiter. Klaren Blickes erkennt er die Gefahr, die zu bannen ihm doch nicht mehr beschieden sein sollte. Der Meister

Wolter von Plettenberg hat es später als schweren Fehler bezeichnet, daß man nicht vor der Niederwerfung Nowgorods energisch gegen die Russen vorging.

Die jungen Ordensritter und die Vasallen stehen zu Wolthusen, doch die Gebietiger sind gegen den Krieg. Bedrohlich wächst die Opposition, vom Meister anscheinend unterschätzt. Sie kommt zum Ausbruch, als Wolthusen die Verteilung großer Zahlungen vornehmen will. Schon lange ist den Gebietigern der Meister, der Revolutionär auf dem Meisterstuhl, der livländische Heinrich von Plauen, ein Dorn im Auge. Eigennutz und Haß treiben sie zur Verschwörung. Anfang Oktober 1471 überfallen sie ihren Meister nächtlicherweile auf dem Schlosse zu Helmet und schleppen ihn als Gefangenen nach Wenden. Dort ist er noch vor 1474 „zu Tode geschmachtet und jämmerlich umgebracht worden.“ Wolthusens Hauptgegner, der ihn gefangen nahm, Bernt von der Borch, wird Meister. Der Krieg gegen Moskau-Pleskau unterbleibt, der unselige Kampf mit dem Erzbischof und Riga entbrennt aufs neue, die Residenz des Meisters wird wieder nach Riga verlegt, alle Reformen werden rückgängig gemacht, die Ämter neu verteilt, die Meistergewalt eingeschränkt, die Kompetenz des Kapitels und des Ordensrates erweitert.

Vergebens suchen die Gegner Wolthusens ihre Tat dem Hochmeister gegenüber, der eine gerechte Untersuchung verlangt, zu rechtfertigen und zu bemängeln. Sie haben das Bild des Meisters nicht soweit entstellen können, daß die Nachwelt in ihm nicht mehr den zielbewußten Staatsmann erkennen kann, der mit klarem Blick die politische Lage erfaßte und mit kraftvoller Energie die Maßnahmen ergriff, die die künftige Entwicklung erfordert hätte.

Zweifellos ist das Bild Wolthusens in der Geschichte durch den Haß der Gegner, die ihn stürzten, arg verzerrt worden. Und doch werden wir fragen: war es allein die Kleinheit und Niedertracht seiner Umgebung, an der er scheiterte? Wenn wir aus der späteren Ordenstradition vernehmen, der Meister Wolthusen sei gefallen, weil er das Gelübde der Keuschheit verletzt habe, wenn wir von einer Frau hören, die ihm nahestand, und von dem ketzerischen Mönch Johannes Hilten, mit dem er Umgang pflegte, von dessen Schicksal und Lehre Martin Luther Kenntnis gehabt hat, so können wir die Zusammenhänge erahnen, die Wolthusens Werk zum Verhängnis wurden: der Bruder Johann, Meister deutschen Ordens zu Livland, der um der Erhaltung des Ordens willen von den Brüdern die Einhaltung der Ordensregel, Zucht und Gehorsam fordern mußte, stand selbst nicht mehr fest in den Bindungen und Traditionen, zu deren Erhaltung er berufen war. In den Wirrnissen eines zur Neige gehenden Zeitalters suchte er, seiner Zeit vorausgehend,

den neuen Weg in die Zukunft, lange bevor der große Bahnbrecher kam, die Gewissen seines Volkes zu befreien.

Wolthusens Werk scheiterte, weil es verfrüht war. Als aber die Zeit reif war, fand sich in Livland keiner, den Weg zu gehen, der einem Wolthusen und seiner Zeit noch verschlossen blieb.

JOHANNES KIEVEL

Kirche im Umbruch

Trotz aller ihrer Schäden waren Kirche und Geistlichkeit Träger lebenswichtiger Funktionen in Alt-Livland — sie waren die Träger der Bildung, des Geisteslebens. Durch sie stand Livland in Verbindung mit der geistigen Welt des Abendlandes. So war zum Beispiel der leidenschaftliche Verfechter des kirchlichen Herrschaftsanspruches gegen den Orden, Erzbischof Silvester Stodewescher, vorher Professor in Leipzig gewesen und hatte Kommentare zu Aristoteles verfaßt. Geistliche waren es auch, die den Humanismus nach Livland trugen. Und endlich gingen auch nicht alle geistlichen Oberhirten in weltlichen Händeln auf. Es gab in Alt-Livland Bischöfe, besonders solche aus eingewachsenen livländischen Geschlechtern, die ihr geistliches Amt bitter ernst nahmen, die ihre ganze Kraft der Verwaltung ihres Stiftes, der Arbeit an der Hebung und Bildung der Geistlichkeit und des „undeutschen“ Landvolkes widmeten, „Prälaten, die da höher standen als der Durchschnitt ihrer noch stärker verweltlichten reichsdeutschen Standesgenossen und die den besten ihres Zeitalters zuzuzählen sind“ (Arbusow). Unter diesen geistlichen Herren soll hier des einen gedacht werden, der diese seine eigentlichen Pflichten vielleicht am ernstesten nahm: des Bischofs Johannes Kievel von Ösel.

Es ist, als wollte dieser Kirchenfürst in letzter Stunde in wenigen Jahren alles das nachholen, was die römische Kirche in Livland versäumt, den Zusammenbruch aufhalten, der der alten Kirche droht, als er zwei Jahre vor dem Auftreten Luthers zum Herrn seines kleinen Inselreiches erkoren wird. Es liegt weit ab von den Händeln der großen Politik, das Bistum Ösel-Wiek mit seinen flachen, grünen Küsten, schilfbestandenen stillen Buchten, malerischen Inseln und den zahlreichen schönen Pfarrkirchen. Den Evangelisten Johannes hat es zum Schutzheiligen, und sein Symbol, der steigende Adler mit dem Heiligenschein, grüßt noch heute als Wappen-

tier vom Toreingang des wuchtigen Bischofsschlusses zu Arensburg, in den Fängen die Devise: I. P. E. V. — in principio erat verbum — im Anfang war das Wort.

Es ist, als habe diese Devise wirklich das Handeln der öselischen Bischöfe symbolhaft bestimmt, denn nirgendwo hat man es in Livland zu vorlutherischer Zeit mit der Verkündigung des Wortes so ernst genommen wie in der Wiek und auf Ösel. Diese Verkündigung des Wortes aber war stets zugleich praktische Fürsorge für die geistige und sittliche Hebung des estnischen Landvolkes. In der Wiek und auf Ösel finden wir auch die ersten Jünger des Humanismus auf dem Boden Alt-Livlands. Als Bischof Kiewel sein Amt antritt (1515), ist die geistliche Fürsorge für das Landvolk im Stifte Ösel-Wiek bereits Tradition, denn sein Vorgänger, Bischof Johannes Orgas, hat sich sein ganzes langes Leben lang, er starb im Alter von 95 Jahren, darum gemüht.

Jahrhundertlang war die christliche Glaubenslehre dem estnischen Landvolk fremd geblieben, denn der Gottesdienst erschöpfte sich fast vollständig in unverständlichen kultischen Handlungen in lateinischer Sprache. Seelsorge und Unterweisung aber litten unter der mangelnden Sprachkenntnis der Geistlichen. Wiederholt hatte schon die Kirche Anläufe genommen, um dieses Problem zu lösen, doch stets ohne bleibenden Erfolg. So lebten vorchristliche Gebräuche, Opfer, Anbetung des Donnergottes und anderer Naturgewalten, Seelenspeisungen und allerhand Aberglaube im estnischen Landvolk weiter. Schlimmer als das aber war die sittliche Verwahrlosung: wilde Ehen, Frauenraub und völlige Unkenntnis der Gebote der Sittlichkeit und des Glaubens.

Doch nun geht in elfter Stunde ein reformatorischer Zug durch die Kirche Livlands. Unter dem Einbruche der drohenden Russengefahr, die Meister Plettenberg durch den Sieg am See Smolina noch einmal beschwört, ruft der Erzbischof alle Stände zu kirchlichen Reformen auf. Bischof Kiewel macht in seinem Stifte mit ihnen ernst. Schon Bischof Orgas hatte eine Reihe von Vorschriften an die Pfarrer zur religiösen und sittlichen Hebung des Landvolkes erlassen.

Nun soll es nicht bei papierenen Vorschriften bleiben. Der Bischof überzeugt sich selbst durch persönliche Visitationsreisen vom Stande des Glaubens und der Sittlichkeit seiner Pfarrkinder und verschafft sich selbst Einblick in die Amtsführung der Geistlichen sowie der bischöflichen Beamten. Die Visitatoren laden die Gemeindeältesten und angesehenen Bauern vor, um diese über die Ausstattung der Pfarrkirche, die Kenntnis des Vaterunsers, des Glaubensbekenntnisses und der zehn Gebote, ihre Einhaltung in der Lebensführung der Bauern, Verbreitung von Lastern

wie Trunksucht und Ehebruch und über die Amtsführung des Pfarrers zu befragen. Nachdem dann auch der Pfarrer befragt worden war, wurden meist ausführliche Protokolle verfaßt, die uns aufschlußreiche Einblicke in den sittlichen und kulturellen Stand des estnischen Landvolkes zu jener Zeit gestatten. Johannes Kieval hat in der Zeit von 1519 bis 1522 nicht weniger als dreizehn derartiger Visitationsreisen unternommen. Die Bauern äußerten sich fast durchweg zufrieden mit der Amtsführung ihrer Geistlichen, bis auf einen Fall, in welchem Kieval den unwürdigen Geistlichen sogleich zum Rücktritt zwang. Auch scheint in den meisten Landkirchen in estnischer Sprache gepredigt worden zu sein. In der Kenntnis des Glaubens und der Gebote der Sittlichkeit traten aber derartige Mängel zutage, daß der Bischof auf ernstere Maßnahmen zur Abhilfe sinnen mußte. Auf zweierlei Weise sucht er dem Übel zu steuern: durch Heranziehung der Gutsherren zur religiösen und sittlichen Hebung des Landvolkes und durch den Plan der Begründung einer Lateinschule zur Ausbildung einheimischer Priester.

1521 versammelt er die Stiftsritterschaft zum Manntage in Hapsal: seine Vorlage verlangt: jede Gutsherrschaft solle einen „Armen“ halten zur Unterweisung der Bauernkinder im Vaterunser, in den zehn Geboten und in den Glaubensartikeln, zum Unterhalt der Schule aber solle von jedem geistlichen Lehen ein Zins erhoben werden. So „greift Bischof Kieval auf die Absichten der ersten Estenapostel“ zur Heranbildung eines estnischen Priesterstandes zurück (Arbusow). Es war zu spät. Die Ritterschaft hat Kievels Pläne grundsätzlich gebilligt, praktisch jedoch nicht durchgeführt. Sie geriet gerade damals in einen erbitterten Streit mit ihrem Lehnsherrn in höchst weltlichen Angelegenheiten. Denn Bischof Kieval war ja nicht nur ein geistlicher Hirt und kirchlicher Reformator, sondern auch ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches, der gerade in der Zeit des nahenden Zusammenbruches der alten Kirche die Zügel seiner landesherrlichen Gewalt hart anzog. Die ausbrechende weltliche Opposition der Vasallen wird auch den kirchlichen Reformen zum Verhängnis. Vergeblich beruft sich Kieval auf das kanonische Recht, der geistliche Bann hat seine Kraft verloren, und was sind schon einem Osel-Wiekschen Vasallen die Paragraphen römischer Rechtsbücher: „So Ihr bei Euren Büchern bleibt, so wollen wir beieinander bleiben!“ lautet ihre trotzige Antwort.

Vergeblich waren Bischof Kievels Appelle an den Landtag und an den Meister Plettenberg. Das Gebäude der alten Kirche wankte in seinen Grundfesten. Die Sperrung der Kirchenrente durch die Vasallen zwingt den Lehnsherrn zum Nachgeben. Ende 1524 muß er sich zu Hapsal zu einer umfassenden Privilegienbestätigung ent-

schließen, auf die Anbiutungspflicht der Lehen verzichten und die „unverfälschte Predigt des Evangeliums“ gestatten. Anders als im Reich siegt hier das ständische Prinzip über das landesfürstliche und kündigt die weitere Entwicklung Livlands an. Der kirchlichen Umwälzung aber fällt auch der Schulplan zum Opfer, den Kiewel im Auftrage aller Prälaten mit großem Eifer betrieben. Schon hat der zum Rektor ausersehene Professor aus Rostock, Mag. Egbert Harlem, der unter anderem durch die freundliche Aufnahme des wandernden Ulrich von Hutten bekannt geworden ist, Osel besucht, schon ist Alt-Pernau zum Sitz der Anstalt ausersehen, da muß Kiewel angesichts des allgemeinen kirchlichen Umsturzes am 16. Juli 1523 resigniert dem Magister absagen: „Das zum Nutzen des Landes begonnene Werk einer Trivialschule in Alt-Pernau kann in zwei Jahren wegen der Gefahren der Zeit nicht ausgeführt werden. Wir sind von verderblichen Kämpfen umgeben. Überall tumultiert das Volk ohne Ende. Wir wissen gar nicht, was für ein Dämon es aufstachelt, daß es sich tobend wider die Geistlichkeit empört. Nirgends gibt es Ruhe.“ Ein tragisches Geschick hat Johannes Kiewel, den besten unter den livländischen Prälaten, seine Zeit überleben lassen. Unbekümmert um die sich ankündigende Umwälzung setzt er noch bis 1522 seine Reformtätigkeit im Sinne der alten Kirche mit Hingabe fort. Es besteht Grund zur Annahme, daß auf sein Betreiben bereits der Katechismus ins Estnische übersetzt worden ist. Und doch konnten seine Bestrebungen keinen dauernden Erfolg haben. Sie scheinen im Zusammenhang mit dem Konflikt mit den Vasallen verebbt und gescheitert zu sein. Die Verquickung des geistlichen Amtes mit der weltlichen Gewalt wird auch diesem Vorhaben zum Unheil.

In seinen letzten Regierungsjahren hat Johannes Kiewel der Ausbreitung der Lehre Luthers keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt. Er starb erst 1527, hochbetagt und wurde wie sein Vorgänger im Dom zu Hapsal begraben. Sein Wappen, gekrönt von der Mitra, mit Schwert und Krummstab, zierte noch heute den Tor- eingang des Schlosses im verträumten Seestädtchen, darunter die Jahreszahl 1515.

Die hereinbrechende neue Zeit hat er nicht mehr verstehen können. Und doch hat die geschichtliche Vorsehung es so gewollt, daß die Kräfte des Neuen, die Kiewel glaubte bekämpfen zu müssen, das wieder aufnahmen und zu Ende führten, worum der Bischof sich sein Leben lang vergeblich gemüht hatte. Denn erst die Kirche Luthers konnte, fußend auf dem Grundsatz vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen, sein geistiges Vermächtnis in einem neuen Sinne wieder aufnehmen und zu Ende führen: das Werk der religiös-sittlichen Unterweisung und Bildung des „undeutschen“ Landvolkes.

MEISTER MICHEL SITTOU

Hochblüte der Kunst

Man hat gemeint, der karge Boden, die herbe nordische Natur Livlands habe ein Hervorwachsen eigener bedeutender künstlerischer Kräfte verhindert; der stete Verteidigungskampf im Osten, so sagte man, habe in dem rauhen Menschenschlag des Landes künstlerische Anlagen verkümmern lassen.

Das ist nur bedingt richtig. Wer die bewegte Geschichte Livlands im Mittelalter näher kennen gelernt hat, staunt über die große Zahl deutscher Persönlichkeiten mit lebendigen geistigen und künstlerischen Interessen, die in keinem Verhältnis zur Kleinheit des Deutschtums im Lande steht. Das livländische Mittelalter ist die Zeit der großen Burgen- und Kirchenbauten, die dem Lande für immer den deutschen Stempel aufdrücken sollten; das ausgehende Mittelalter ist zugleich gerade eine farbenfrohe und reiche Epoche in der äußeren und inneren Gestaltung des täglichen Lebens. Und dieses Zeitalter brachte Meister Michel Sittow hervor, den bedeutendsten livländischen Maler aller Zeiten.

Vertiefen wir uns in das Bild der Vaterstadt Meister Michels im fünfzehnten Jahrhundert. Aus kleinen Anfängen erwachsen, konnte Reval damals schon auf eine zweihundertfünfzigjährige deutsche Geschichte zurückblicken. Es war der Stadt gelungen, sich wirtschaftspolitisch zur Herrin des äußersten Nordostens in Europa aufzuschwingen. Nordschweden, Finnland, Estland und Nowgorod waren Einzugsgebiete und Monopolstellungen des Revaler Kaufmanns. Dem Deutschen Orden als Landesherrn nur locker verbunden, konnte Reval an hansischem Verkehr und an der hansischen Politik ungehindert teilnehmen. Söhne der Stadt waren in England, Flandern, Lübeck und Schweden ebenso zuhause wie im Osten; aus der Bucht von Biscaya trafen große Flotten von Salzschiffen in Reval ein und brachten Kunde aus fernen Ländern des Westens.

Die Stadt selbst mochte etwa 6000 Einwohner zählen, unter ihnen über die Hälfte Deutsche, die sämtliche führende Stellungen im Rat, in Gilden, aber auch in Handel und Gewerbe innehatten. Ein fester Mauerring, gekrönt von der Burg auf dem steilen Felsen des Domberges, umgab das Gemeinwesen; den großen Gotteshäusern waren gerade zu Anfang des Jahrhunderts von der opferbereiten

Bürgerschaft hochragende Türme erbaut worden, die wie eindrucksvolle Wahrzeichen des Abendlandes am Tore zum halbasiatischen Osten dastanden.

Michels Vater, der wohl aus Wismar gebürtige Maler Clawes von Zittow — ein Dorfname aus Mecklenburg —, war mit zwei Brüdern um 1450 nach Reval eingewandert; der eine hieß Segemunt und war Glaser, der andere Dominicus, ein Dominikanermönch und studierter Mann. Es scheint dem Vater anfangs nicht sonderlich ergangen zu sein, er hat wirtschaftliche Schwierigkeiten, seine erste Frau stirbt. In zweiter Ehe macht er eine gute Partie, heiratet Margaretha, die Tochter eines in Reval reichgewordenen Finnlandschweden Olaf Andersson Mölner, dem nicht gerade vornehmes Geschäftsgebahren nachgesagt werden kann. Margaretha ist deutsch erzogen, ihre Geschwister mit deutschen Handwerkern verheiratet und versippt. Nun gelangt Meister Claus zu Wohlstand und Hausbesitz.

Diesen Wohlstand verdankte er aber auch seiner Kunst. Neben handwerksmäßigen Aufträgen erhielt er auch Arbeiten schwieriger Art, die sein künstlerisches Können außer Zweifel setzen. Leider sind uns keine Proben seiner Kunst erhalten. In der reich ausgestatteten Werkstatt tummelten sich seine drei Söhne, Michel, Clawes und Jasper, und erlernten spielend das Handwerk. Daneben gab es in der Stadt künstlerische Anregung die Fülle. Mit kindlichem Staunen wird der zwölfjährige Michel das Treiben in der dem Vaterhaus schräg gegenüberliegenden Pfarrkirche zu St. Nikolaus beobachtet haben, als die prachtvolle Altartafel des Herman Rode aus Lübeck 1481 aufgestellt wurde. Sein Oheim Dominicus, jetzt Lesemeister am Dominikanerkloster der Stadt, war nicht nur ein energischer Anhänger der Klosterreform, sondern auch ein großer Kunstfreund. Dem Einfluß des Oheims war es zu verdanken, daß direkte Beziehungen zum künstlerischen Mittelpunkt des Westens, Brügge, angeknüpft und wichtige Kunstwerke für die Klosterkirche 1481 bestellt wurden. 1483, als Bernt Notkes wundervolle Altartafel in der Kirche zum Heiligen Geist aufgestellt wurde, hat der junge Michel wohl schon selbst mit Hand angelegt.

Nicht weniger Anregung bot der Verkehr mit den Arbeitsgenossen des Vaters, der seit 1479 Beisitzer der Handwerker Gilde zum heiligen Kanutus geworden war. Außer Malern, Glasern, Schnitzern und Steinbauern waren vor allem eine Anzahl von angesehenen Goldschmieden Freunde des Hauses. Unter ihnen ragt als bedeutendster Hans Rissenberch d. Ä. hervor, der Schöpfer einer großen, dabei aber feenhaft zarten, gotischen Silbermonstranz, die heute ein Prunkstück der Eremitage in Petersburg darstellt. Der Großfürst von Moskau, Iwan III., berief diesen Gold-

schmied in seine Residenz, obwohl er die Livländer haßte und leicht Griechen und Italiener für seine Aufträge hätte haben können.

Sorglose Jugend, gute Erziehung im Kloster und in der Stadtschule — Michel war als ältester Sohn ursprünglich für den geistlichen Stand ausersehen —, reiche künstlerische Anregung daheim und bei Freunden — das alles erfüllte die ersten Lebensjahre des werdenden Künstlers in Reval. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel mutet uns da die Nachricht vom frühen Tode des Vaters (1482) an. Es galt nun, den hochbegabten Ältesten im Auslande schnell auslernen zu lassen, auf daß er seinen Lebensunterhalt selbst verdienen könnte.

Lesemeister Dominicus besann sich auf seine Beziehungen zum Westen, zu Brügge; in Holland waren seine Freunde von der Reformpartei (congregatio hollandiae) zuhause, auch Michels späterer Stiefvater, Glaser Dirick van Katwijk, war Holländer; nur so ist es zu erklären, daß man den fünfzehnjährigen Knaben 1484 nicht nach Lübeck, damals noch dem künstlerischen Zentrum des Nordens, sondern nach Brügge in die Lehre schickte.

Es wurde ihm nicht leicht, bei der geringen Unterstützung von daheim sich den Unterhalt in Brügge selbst zu verdienen. Ein eigenartiges Schicksal wollte es, daß er gerade zum bedeutendsten deutschen Vertreter der niederländischen Schule, dem Rheinländer Hans Memling, in die Lehre gehen sollte. Schnell gewann er dessen Anerkennung; nur so ist es verständlich, daß der kaum Zwanzigjährige nach Frankreich reisen kann, daß er dem habsburgischen Fürstenhause als gediegener Maler für den spanischen Hof empfohlen wird.

Es war die Zeit der großen habsburgischen Allianzen mit dem kastilisch-aragonischen Königshause. 1497 heiratet Philipp der Schöne, Sohn Kaiser Maximilians, Johanna („die Wahnsinnige“), Tochter des aragonischen Königs Ferdinand und der kastilischen Königin Isabella; bald darauf folgt die Ehe der spanischen Königstochter Isabella mit dem Könige von Portugal, dann die Heirat der Katharina von Aragonien mit einem englischen Prinzen. Michel, der mit einem zweiten deutschen Maler, namens Melchior, 1492 in Spanien angelangt war, arbeitet nun elf Jahre im Dienste der Königin Isabella; hauptsächlich sind es Bilder der königlichen Familienglieder, insbesondere der Tochter Katharina, die Michel anfertigen muß, um die Heiratspläne durch gelungene und verlockende Bilder zu beschleunigen. Eine ganze Reihe dieser Porträts, von einer seltenen Anmut, gepaart mit wirklichkeitsnaher Natürlichkeit, und von wundervoller Farbgebung künden in den großen Museen der Welt (Berlin, Wien, Paris, Washington) noch heute vom überragenden Können

des zwanzigjährigen Meisters. Aber auch Privataufträge führt er aus; so kennen wir ein Bild des Don Diego de Guevara, Ritter des Calatrava-Ordens, das Michel gemalt hat.

So sehr zunächst das bunte Leben in Spanien, das von weltpolitischen Spannungen und dem Vorgefühl gewaltiger Umwälzungen (Amerika!) erfüllt war, den jungen Maler beschäftigen mochte, so sehr auch die königliche Gunst ihm den Weg ebnen mochte, nach zehnjährigem Aufenthalt am spanischen Hofe zog es ihn mit Gewalt in die Heimat zurück. In Johann von Flandern, einem älteren Meister aus Burgund, hatte Michel im übrigen einen Lehrer und Konkurrenten zugleich am Hofe gefunden, der ihn zu Arbeiten heranzog, die er als lästig empfinden mußte. Wohl hatte hansischer Unternehmungsgeist gerade damals den Weg auch zur iberischen Halbinsel gefunden und Niederlassungen in Portugal gegründet. Aber nur spärliche Nachrichten aus dem Norden und Osten konnten durchgedrungen sein. Als nun Herzog Philipp der Schöne, überdrüssig des spanischen Hoflebens, sich mit seinem flämischen Gefolge, trotz dem Protest der königlichen Schwiegereltern, unter Zurücklassung seiner Gemahlin nach Flandern verzog, da schloß sich Michel ihm an, obwohl er dadurch den Zorn seiner Brotherrin erregte; sie ließ ihn jahrelang auf den verdienten Sold warten, der erst nach ihrem Tode (1504) ausgezahlt wurde.

Meister Michels Aufenthalt in Flandern und Brabant, hauptsächlich am Hof in Brüssel, währte nur drei Jahre (1503—1506). Wie hoch sein meisterliches Können eingeschätzt wurde, bezeugt die Tatsache, daß man ihn 1505 nach England berief, um ein Porträt des Königs Heinrich VII. anzufertigen, der gerade auf Brautschau ausging. Katharina von Aragonien, später Gattin Heinrich des VIII., findet Worte höchsten Lobes für den jungen Meister.

Aus der Heimat drangen unterdes besorgniserregende Gerüchte zu Ohren des jungen Künstlers. Nur der todesmutige Einsatz Ordensmeister Wolter von Plettenbergs und seiner Getreuen hatte Livland vor dem Untergang durch russische Horden retten können. Hansische Gewährsleute und Revaler Bürger in Flandern wußten ihm auch über die Lage seiner Familie Näheres zu berichten. Michels Mutter hatte schon 1486 den aus Holland gebürtigen Glasermeister Dirick van Katwijck geheiratet, dem es nur auf ihr Geld ankam, der Zuwendungen für die Stiefsöhne verbot und der armen Frau das Leben schwer machte, bis der Tod (1501) sie erlöste. Als nun gar der Stiefvater 1505 bei Michel in Brüssel erschien und ihm unter listigen Vorspiegelungen sein väterliches Erbe abkaufen wollte, da hält es den

jungen Künstler nicht mehr in der Fremde: er erhält Urlaub von Herzog Philipp, der gerade nach Spanien segeln will, und begibt sich 1506 nach Reval.

Ein erbitterter Prozeß mit dem Stiefvater beginnt; es gelingt Michel nach dreijährigem Kampf, die Auslieferung der väterlichen Häuser und eines Teils des Vermögens zu erzwingen. Er hätte wohl nicht soviel Eifer darauf verschwendet, wenn nicht die Nachbarstochter, ein schlichtes Mädchen aus dem Handwerkerstande, sein Herz erobert hätte. So geht es ihm um Heimstatt und Lebensrecht — und er bleibt Sieger, bald gehört er als Meister der Malerzunft der Kanutigilde an, führt sein junges Weib heim, ist angesehenener Bürger und Hausbesitzer seiner Heimatstadt Reval.

Das Ausland lockte ihn nicht; sein Brotherr, Herzog Philipp, war 1506 gestorben; in Flandern war Krieg, Handel und Wandel stockten. Er übernimmt Aufträge für die Stadt, eröffnet eine Malschule, erhält Arbeit auch in Finnland, für die Kirche zu Sjundeå, dem Heimatort seines Großvaters Olaf Mølner. Alles ließ sich gut an — da zerstört eine einbrechende Seuche sein junges Familienglück und läßt ihn vereinsamt zurück.

Nun hält ihn nichts mehr in Reval. Auf Einladung des dänischen Königs Christian II. begibt er sich 1514 nach Kopenhagen, um ein Bild für dessen Braut, Herzog Philipps Tochter Elisabeth, anzufertigen; es gelingt vorzüglich, er selbst darf es wohl der Prinzessin nach den Niederlanden bringen. Hier wird er sogleich mit Aufträgen überschüttet: Erzherzogin Margaretha, die er seinerzeit als Madonna gemalt hatte, läßt ihn ein neues Porträt anfertigen; ihr Pflegesohn, der spätere Kaiser Karl V., seit 1516 König von Spanien, nimmt Michel in seinen Dienst. Wie hoch er ihn als Künstler schätzt, zeigt die Tatsache, daß er vier seiner Kunstwerke noch 1556, also vierzig Jahre später, mit sich in das freiwillige Exil, das Kloster S. Yuste in Estremadura mitnahm. Fraglos wüßten wir von Meister Michel weit mehr, wenn er nun am Kaiserhof verblieben wäre. Aber wiederum zog es ihn in die Heimat zurück.

Um das Geschäft aufzulösen und den Besitz zu verkaufen, mag er nach Reval gekommen sein. Er erfüllt ein altes Versprechen, indem er für die Antonius-Brüderschaft den heute noch erhaltenen Altar mit den Figuren der Marie, des heiligen Jacob, Adrian und Antonius in der Nikolaikirche übermalt. Aber auch diesmal hält ihn die Heimat mit starken Armen fest: ein schönes Mädchen der höheren Stände, Dorothea Allunse — ihr Vater war Kaufmann der Großen Gilde, ihre Mutter eine Adlige, geborene v. Fircks, der Bruder Hieronymus gelehrter

Stadtschreiber von Dorpat — fesselt den schon neunundvierzigjährigen Meister für immer an die Geburtsstadt Reval.

1518 findet die Hochzeit statt. Kaiser, Erzherzogin, höfische Pracht, Reichtum des Westens, alles wird verlassen, nur um das stille Glück des eigenen Herdes zu finden. Fanden seine Träume Erfüllung? Wohl schafft er gewaltig, verfertigt den Goldschmieden in Dorpat eine Altartafel, dem Brigittenkloster bei Reval eine Darstellung der sogenannten Gregorsmesse, arbeitet an der Verzierung des Uhrwerks in St. Nikolai und am Gewölbe zu St. Olai, entwirft für seinen Freund, Dr. Johannes Ballivi, einen eindrucksvollen Grabstein; wohl schenkt ihm sein junges Weib einen Sohn, der auch Michel genannt wird; wohl verleiht ihm die Zunft und Stadt die höchste Ehrung, erwählt ihn zum Ältermann der St. Kanutigilde, er lernt auch die Landesherren, Ordensmeister Plettenberg und Bischof Blankenfeld, persönlich kennen. Aber seine Frau, fast dreißig Jahre jünger als er, nach seinem Tode noch viermal verheiratet, wird ihm schon damals kein reines Glück beschert haben. Vorsorglich denkt er schon zu Lebzeiten an den Sohn, für den er gleich schweres Schicksal durch Stiefväter befürchtet, wie es ihn getroffen hatte.

Wie ein Wirbelsturm brach auch die Lehre Luthers damals ins Land. Selbst der alternde Meister, der mit größter Hingabe der Kirche mit seiner Kunst gedient hatte, wird von ihr ergriffen. Im Dominikanerkloster, seiner alten Lehrstätte, ist er zugegen, als das Vermögen der Mönche 1524 vom Rat übernommen wird; er verweigert den katholischen Priestern seiner Pfarrkirche die Auszahlung einer Stiftung. Allein, als der Bildersturm die Stadt durchtobte, mag dem Meister klar geworden sein, ein wie schwerer Schlag der alten Kunst durch die Reformation zugefügt worden war.

Ehe sich noch wirtschaftliche Folgen auswirken, ehe noch seine Ehe zerfallen konnte, entthob den sechsundfünfzigjährigen Meister am 22. oder 23. Dezember 1525 ein schneller Tod aller Sorgen. Sein Sohn überlebte ihn nur um wenige Jahre, sein Vermögen wurde von der lebenslustigen Witwe und ihren vielen Freiern nur zu bald durchgebracht. Das Ausland nahm von seinem Hinscheiden nicht Notiz, nur Kaiser Karl V. bewahrte ihm ein treues Gedenken

Soweit der äußere Verlauf des Lebens von Meister Michel. Was aber sagen uns seine Bilder? Wir können hier das wiederholen, was anerkannte Kunsthistoriker geäußert haben. Sie loben seine zarten Tönungen, die ihn zum ausgeprägten Koloristen machen, heben namentlich die eigentümliche Brillanz und den Schmelz der Farben hervor, gepaart mit Holbeinscher Prägnanz der Stoffcharakteristik (F. Wink-

ler). Volle, runde, plastische Modellierung in den Werken des Meisters, der zu den bedeutendsten Porträtmalern der Niederlande jener Zeit gehört, wird ebenfalls als besonders charakteristisch genannt (L. Baldasz). „In seiner Unabhängigkeit von den Prägungen anderer steht er unmittelbar neben den größten Meistern“; das Bild in Wien, das ehemals Holbein d. J. zugeschrieben wurde, fiel wohl dem Stil, nicht aber der Qualität nach aus dieser Gemeinschaft heraus. Das möge genügen, um die Bedeutung Meister Michels als Maler zu kennzeichnen: noch steht eine wirklich umfassende Würdigung seiner Kunst aus, wir können auch jederzeit Entdeckungen neuer Werke erwarten.

Was hat dieser große Künstler schließlich uns, rein menschlich gesehen, zu sagen? Wir erkennen in ihm den Livländer mit seinen höfischen Umgangsformen und höfischer Kunst, mit seiner geistlichen, wohl fundierten Bildung, mit seiner glühenden Heimatliebe, die ihn auf Ehren und Reichtum Verzicht leisten läßt. Seine Kunst ist niederländisch, wie er in Flandern, dem er als Niederdeutscher sich eng verbunden fühlte, ja auch die hohe Schule der Malerei in Brügge besucht hatte; seine Madonnen sind von einer Zartheit, die nichts mehr von der herben Strenge einer kämpfenden Mutter, wie Livland sich Maria dachte, verspüren lassen. Dagegen zeugt vielleicht sein feiner Sinn für die individuelle Note der Gesichter von livländischer Tradition, die stets höchsten Wert auf Ausbildung der Persönlichkeit gelegt hat und legen mußte, sollte das Deutschtum seine Herrenstellung im Osten dauernd bewahren. Realistik, Abneigung gegen überflüssige Kombination und größte Sachlichkeit, daneben jähzorniger Sinn, mögen ein Erbteil der schwedenblütigen Mutter gewesen sein.

Das Werk Meister Michel Sittows hat ihn überlebt und ist uns das Wahrzeichen lebensnaher, kulturvoller Kunst höchster menschlicher Prägung geworden, ein Ehrenmal für das Deutschtum Livlands im Mittelalter.

WOLTER VON PLETTENBERG

Schützer der Grenzen — Wahrer der Einheit

In der Walhalla, der deutschen Ruhmeshalle, die König Ludwig von Bayern einst als klassischen Tempelbau auf breiten Stufen über der Donau errichten ließ, steht unter der großen Heerschau des deutschen Genius — zwischen Helden und Heerführern, Dichtern und Tonschöpfern — der Kopf eines großen Einsamen: Wol-

ter von Plettenberg, Meister des Deutschen Ordens zu Livland. Über Jahrhunderte hinweg, die Weite des Raumes vom äußersten Nordosten bis zum deutschen Süden umspannend, war dieser eine Name lebendig geblieben. Denn hinter ihm barg sich ein Mann und eine Tat, von herber Tragik umwittert — Plettenberg, der dem Russensturm aus dem Osten Einhalt bot, ohne ihn doch für seine Nachfahren bannen zu können. Plettenberg, unter dessen wuchtiger Persönlichkeit nach Jahrhunderte währendem Hader die deutschen geistlichen Teilstaaten und Territorien im Ostlande vom Memel- bis zum Narwastrom zusammengeführt wurden, ohne daß doch die endgültige Einheit erwuchs, nach seinem Tode die Kräfte des Zerfalls zu überwinden.

Wolter von Plettenberg, der Russensieger; eine spätere Zeit hat ihm gern den ganz großen Erfolg nachzusagen gesucht, der ihm versagt blieb. Aber sind nicht gerade diese Versuche ein Zeugnis dafür, wie tief sich der Mann seiner Mit- und Nachwelt einprägte? Er wurde in einer späteren Zeit, da Gewalt und Fremdherrschaft, Brandschatzung und sechzigjähriger Krieg das Land verwüsteten, zum Mythos. Plettenberg: das war die Zeit deutscher Größe und Kraft im Lande. Plettenberg: das war die Zeit blühenden Wohlstandes und breiten Wohllebens. Was immer an Feindnot über das Land hereinbrach, — Plettenberg, ja, hätte er noch gelebt, er wäre ihrer Herr geworden! Kleinmütige Geister haben sich an ihm aufgerichtet. Zagende an ihm wieder Kraft gewonnen. Und wie bei der Sage von Kaiser Rotbart im Kyffhäuser, so wird in Livland nach dem Zusammenbruch der Ordensmacht ehrfürchtige Erinnerung, mythische Tat an den Namen dieses größten Meisters geknüpft, wie die, daß er in jener schicksalhaften Russenschlacht mit seinen ermüdeten Rittern auf den Knien weitergekämpft habe, als die Kräfte zu erlahmen drohten.

Von 1494 bis 1535 war Wolter von Plettenberg Meister des Deutschen Ordens. Er kam aus Westfalen. Seine Jugend hat er in Narwa verbracht. Er tritt als Jüngling in den Deutschen Orden ein. Rasch steigt er die Stufenfolge der verschiedenen Ämter auf, dienend das Befehlen zu lernen. Als er 1494 die Meisterwürde übernimmt, hatte der Orden in schwerster Stunde den rechten Mann auf den rechten Platz gerufen!

Gegenüber der Hermannsburg in Narwa war ein Jahr vorher Iwangorod, die russische Ausfallfeste, entstanden: niedrig, wuchtig, mit wulstig-drohenden Türmen: Iwan III. wollte „das Fenster nach Westen“ aufstoßen für seine sengenden, plündernden, mordenden Horden.



Michel Sittow († 1525): Bildnis einer Frau



Wolter von Plettenberg, Meister des Deutschen Ordens zu Livland († 1535)

Das hansische Kontor zu Nowgorod ist geschlossen und ausgeraubt, kettenbeladen die Kaufleute in den Kerker gestoßen (1494). Ergebnislos bleiben die Verhandlungen. An der Grenze kommt es zu Gefechten. Ein furchtbarer Reitersturm fegt 1501 vom Peipus her wie ein erster Hagelschauer über das Land, heerend und zerstörend. Die Glocken wimmern von den Kirchtürmen: „Bewahre uns Herr vor Pestilenz und Russennot“. Aber einer steht aufrecht: Plettenberg.

Mit dem gesamten Landesaufgebot wird 1502 die Grenze überschritten, den Feind im eigenen Land zu suchen und ihn zu schlagen, daß er das Wiederkommen vergäße: Ritter und deutsche Landsknechte, dazu lettische und estnische Bauernkrieger. Auf russischem Boden wollen sie die versprochenen litauischen Bündnistruppen erwarten — sie sind nie gekommen. Aber Plettenberg vertraut auf die eigene Kraft. Am See Smolina stößt er auf den dreimal überlegenen Feind. Der Meister befiehlt den Angriff. Wie eine Eisenwelle brausen Plettenbergs Panzerreiter auf die Russen ein, vom Meister selbst geführt. Furchtbar wird die Schlacht. Die Bäche, so erzählt die Sage, färbten sich rot. Dann wankt die Übermacht. Aber den weichenden Feind vermögen die zu Tode erschöpften Streitkräfte Plettenbergs nicht mehr zu verfolgen. So entgeht dieser der restlosen Vernichtung.

Smolina — diese Schlacht hat dem Lande für ein halbes Jahrhundert den Frieden gesichert. Aber der Waffenruhm hat es nicht hindern können, daß der Friede im einzelnen schmerzliche Zugeständnisse erforderte. Demütigend war die Behandlung der Gesandten durch den Großfürsten, der sie an seine Statthalter zu Pleskau und Nowgorod verwies. Nicht den ersehnten Dauerfrieden, nur einen Waffenstillstand konnten sie erlangen, der dann freilich immer wieder verlängert wurde. Herausfordernd ist die Sprache der Vertragsurkunde, die der Meister besiegeln muß. Nicht leicht mag es seinem Stolz gefallen sein. So blieb ihm ein bitterer Nachgeschmack, ob auch das Land aufatmete, Wirtschaft und Handel aufblühten wie nie zuvor. Und es blieb die Sorge: was geschehen werde, wenn er einstmals die Augen schloß.

Denn vielfältig war das Land in widerstreitende Interessen der deutschen Bischöfe und Ordensgebietiger, der Städte und Ritterschaften gespalten. Gewiß, Plettenberg hat in entscheidender Stunde die Einigung gegen den gemeinsamen Erbfeind zuwege gebracht. Aber wer weiß heute von all dem kleinlichen Eigennutz privilegierter Unbotmäßigkeit, engherziger Absonderung, die es zu überwinden galt; die immer erneut ihr Haupt erhob, um sich nur widerwillig und murrend vor der ernsten und überlegenen Persönlichkeit des Meisters zu ducken. — Ein Führer

blieb er dem Lande auch weiterhin; aber keiner, hinter dem willig eine verschworene Gefolgschaft stand, opferbereit und gläubig seinen Weg zu gehen, sondern einer, der nur durch ewige Mäßigung, durch kluge Verhandlung und ermüdende Überredung die Einheit wahrte, die die gemeinsame Gefahr verlangte. Er führte. Aber sie, die er führte, haben es ihm nicht leicht gemacht. Und weil er ein Großer war und die Verantwortung spürte vor der Zukunft, so mag er doppelt schwer daran getragen haben: daß er eben dieser drohenden Zukunft keine politische Schöpfung von einheitlichem Guß entgegenstellen konnte.

Einmal ist dann der Augenblick gekommen, da es schien, als brauchte er die Kräfte nur zu einen, die sich freiwillig ihm anboten; jener denkwürdige Landtag (1526), da die Städte des Landes ihm die Oberhoheit antrugen. Denn Luthers Lehre hatte im Lande Fuß gefaßt, zündend und rasch unter den Bürgern, langsam und bedächtigt unter dem landgessenen Adel. Durch einen seltenen Umstand sind damals die Bistümer Riga, Reval und Dorpat unter einem Mann vereinigt, Johann Blankenfeld, dem unveröhnlichen Haupt der katholischen Reaktion. Gegen ihn ballt sich der Widerstand. So wächst an dem gemeinsamen Gegner die Einheit der lutherischen Stände. Die Reformation hat die große Stunde gebracht. So scheint es. Plettenberg greift nicht zu. Die Stunde geht vorüber. Daß sie so schnell vorüberging, um nie mehr wiederzukehren, ist wohl ein Beweis, wie sorgsam des Meisters folgenschwerer Verzicht durchdacht war. Es war der Verzicht eines Fünfundsiebzigjährigen. War Wolter von Plettenberg müde geworden? . . . Gewiß, ein harter Entschluß konnte den Einheitsstaat bringen. Aber ebenso gewiß waren furchtbare Kämpfe, die dieser Entschluß auslösen mußte. Nicht nur mit der immerhin ansehnlichen katholischen Macht Blankenfelds: mehr noch mit den auswärtigen Feinden, denen ein innerer Bürgerkrieg den willkommenen Anlaß zum Einfall geben mußte. Konnte das Land, auf sich allein gestellt — denn Kaiser und Reich waren weit und ohnmächtig — sie bestehen? Der greise Meister vermochte es nicht zu glauben. Zu hoch schien ihm das Wagnis. Sicher kam noch weiteres hinzu: er selbst hatte sein Ordensgelübde ein langes Menschenleben hindurch hochgehalten: sollte er ihm als alter Mann die Treue brechen?

Ausgleichend schaffte Plettenberg einen Frieden zwischen den Parteien. Jeder wußte, daß dieser Friede seinen Schöpfer nicht überleben würde. 1535 ist Wolter von Plettenberg in Wenden gestorben. Er starb „in Wams und Hosen“, bis zuletzt dem körperlichen Siechtum seinen eisernen Willen entgegensetzend. Mühsam hatte er bis zuletzt die Geschicke des Landes geleitet, den offenen Hader immer

wieder beruhigt. Nach seinem Tode brachen die Kräfte der Zerstörung ungehemmt los. Und knapp zweieinhalb Jahrzehnte später ist das Land dann die Beute der Nachbarn geworden.

Das war des Meister Tragik, um die er selbst vielleicht am tiefsten wußte: ein furchtbares Verhängnis aufhalten, aber nicht bannen zu können. Er aber trug sein Schicksal durch sein Leben, einsam, sorgenverquält und doch weithin ragend vor seinen Zeitgenossen. Als aber dann nach ihm zwei Menschenalter unablässigen Krieges durchs Land zogen, Brand, Friedlosigkeit und Gewalttat, Armut und Hunger vor sich hertreibend, da hat die Nachwelt das Werk Wolter von Plettenbergs erst voll erkennen gelernt.

JASPAR VON OLDENBOCKUM

Rittertum auf verlorenem Posten

Es gibt Zeiten furchtbarster staatlicher und politischer Not, da mit dem äußeren Preisgebensein an Brand, Tod und Verfolgung auch eine innere Zerrüttung aller seelischen Werte Hand in Hand zu gehen scheint: Verrat, Kleinmut, Feigheit bis zur offenen Niedertracht allerorten. Alte Überlieferungen brechen morsch in sich zusammen. Unter prächtigem Gewande tritt menschliche Jämmerlichkeit jählings zutage. — In der preußischen Geschichte ist das Jahr von Jena 1806 ein warnendes Beispiel. In der Geschichte Livlands ist es — um ein vielfaches gesteigert — der tragische Zusammenbruch der Ordensmacht 1561.

Der Kampf der verschiedenen Territorialgewalten um die Vorherrschaft im Lande hatte am Ende des Mittelalters mit der absoluten Vorherrschaft des Deutschen Ordens geendet. Nach Wolter von Plettenbergs kühnem Russensiege war dem Lande das stolze Gefühl der äußeren Sicherheit wiedergegeben. Der Orden war nach wie vor unüberwindlich. Dieses gehobene Selbstbewußtsein mochte sich in der langen untätigen Friedenszeit bei den Gebietigern und Brüdern des Ritterordens wohl bis zum unerträglichen Hochmut steigern. Der Orden fühlte sich berechtigt dazu. War er es nicht, der die Landesgrenze und die Festungen mit seinem Schwerte schirmte?

1558 erfolgte der erste unerwartete Vorstoß Iwans des Schrecklichen nach Westen. Seine Streifscharen drangen südlich des Peipus über die Grenze: zögernd, dann kecker, immer zu eiligem Rückzuge bereit — waren doch Plettenbergs furchtbare Schläge bei den Moskowitern unvergessen.

Aber das Land lag offen und ungeschützt da. Nirgends zeigten sich die gefürchteten Panzerreiter im weißen Mantel, dem Eindringling den Weg zu weisen.

Im folgenden Jahr folgt dieser ersten Erkundung die große planmäßige Überflutung. Narwa fällt. Bald darauf Dorpat. Wesenberg wird aufgegeben. Neuhausen genommen. Viele Gebietiger überliefern in Verzweiflung ihre Schlösser widerstandslos dem Feinde.

Ein lähmender Schrecken liegt über dem Lande. Das Versagen der einstigen Überlegenheit, das schämliche Beispiel der einzelnen Ordensbesatzungen entmutigt, verstört. Am 2. August 1560 wird bei Ermes die letzte Feldschlacht des Deutschen Ordens geschlagen. Die Besten der Ordensritterschaft unter dem tapferen Landmarschall Philipp Schall von Bell stehen gegen vielfache Übermacht. Es ist ein stolzer Tag in der Geschichte des Ordens. Aber als die Sonne sich neigt, deckt die Ordensritterschaft den Boden. Die meisten gefallen, der kleine Rest zersprengt. Unter furchtbaren Qualen werden die wenigen Gefangenen in Pleskau und Moskau zu Tode gefoltert.

Mitten im Lande liegt noch ungebrochen das kleine Schloß Weißenstein. Hell winkt der hohe Turm über die weiten Moorflächen ringsum. Dahin stellt der Orden jetzt seinen besten Mann: Jaspar von Oldenbockum.

„Jaspar von Oldenbockum gut
geboren von adeligem Blut
im Fürstentum Cleve, zu Till,
lebt dreißig Jahr nach Gottes Will,
ritterlich in Orden und Tat.
Zu Weißenstein er's bewiesen hat.
Daselbst des Moskowiters Macht
als ein Statthalter gering geacht't,
das Schloß erhalten und geschützt
und den Feinden wacker getruz't
und sich auf solche Art gehalten:
ihn loben die Jungen und Alten.“

Wer war Jaspar von Oldenbockum? Wie die obige Epitaphinschrift aus Pernau erzählt, stammte er vom Niederrhein. 1535 ist er wohl geboren, am 11. März 1555 wird er in den Deutschen Orden aufgenommen. Der Chronist Renner berich-

tet, er habe früher eine Reiterfahne geführt. Sonst wissen wir kaum etwas über ihn. Und nun als Fünfundzwanzigjähriger erhält er in schwerster Zeit die Verwaltung des Gebietes Jerwen übertragen. Jaspar von Oldenbockum soll Weißenstein gegen die Russen halten.

Im April 1560 hat er seinen Posten angetreten. Damals streiften die russischen Haufen schon in der Umgegend. Am 17. April bereits gelang es Oldenbockum mit wenigen Reitern, eine solche Abteilung zu überraschen. Er nahm ihnen den Raub ab und erschlug vierzig Mann. Wenig später wollte ihn der russische Heerführer zu einer Unterredung auffordern. Oldenbockum erwiderte bündig, dann möge er sich zu ihm nach Weißenstein bemühen, „da were vor em gebacken und gebrewet“. Im Juni erschienen die Russen, brannten den Flecken vor der Burg nieder und suchten abermals Verhandlungen mit dem jungen Statthalter. Oldenbockum hing die Briefe an einem Galgen am Wege auf. Das war seine Antwort. Ein Ausfall der Schloßbesatzung veranlaßte die Russen zunächst, sich zurückzuziehen und weiteren Zuzug zu erwarten. Die Folgezeit war von Streifgefechten und Scharmützeln erfüllt. Im Juli erschienen 4000 Mann vor der Festung. Mit 16 Reitern griff Oldenbockum ihre Vorhut an, mußte sich nach dieser Tollkühnheit freilich mühsam ins Schloß zurückschlagen. Als nach dem Verrat der Landsknechte Fellin, die stärkste Festung, den Russen in die Hände gefallen war, beschloßen sie, nun auch mit dem kleinen Weißenstein ernst zu machen. Hatte das Schloß doch auf keinen Entsatz zu hoffen, da weit und breit alles Land in Feindeshand lag. Am 7. September schließt sich der eiserne Ring um Weißenstein. Ein erster Sturm mißlingt. Die Beschießung setzt ein. Tag und Nacht — so meldet der Revaler Rat damals nach Riga — wurde das Schloß beschossen und bedrängt. Mitte Oktober hatte die Not ihren Höhepunkt erreicht. In einer Bresche von sechzig Faden Breite waren die Mauern zusammengeschossen. Die Verteidigung schien hoffnungslos, als der Generalsturm begann. Aber Oldenbockums verbissene Energie und die Tapferkeit der Besatzung machten das Unmögliche möglich. Nach zahlreichen wütenden Anläufen mußten die russischen Sturmscharen in ihre Ausgangsstellungen zurückfluten. Der Angriff war zusammengebrochen.

Oldenbockum ließ die Bresche durch eine gewaltige Barrikade füllen. Er war unerbittlich. Jung und Alt, selbst die eingeschlossenen Frauen und Mädchen zwang er, Tag und Nacht in Dauerschichten zu schanzen, bis die neue Befestigung fertig war. Dazwischen galt es, immer erneute Angriffe abzuwehren, in zweifelhafter Hoffnung eines Entsatzes, der nie gekommen ist.

Im dritten Monat der Belagerung setzte Oldenbockum alles auf eine Karte. Er gab die Vorburg preis, nachdem er hier eine gewaltige Sprengmine hatte anlegen lassen. Als sie unter den eingedrungenen Russen in die Luft geflogen war, sperrte er die Pforten und fiel über die Eingeschlossenen her. Sie wurden — mehrere Hundert — bis auf den letzten Mann niedergehauen. Dieser Tag entschied. Die Russen hatten im Laufe der Belagerung fünftausend Mann verloren und verzweifelten an der Einnahme Weißensteins. Brennend und verwüstend zogen sie nach Osten ab. Weißenstein war gerettet.

Oldenbockums Name war mit einem Schlage in aller Munde. Inmitten des trostlosen Zusammenbruchs war es dieser Fünfundzwanzigjährige, an dem der Glaube und der Lebenswille Ungezählter wieder erstarben konnte. Der Ordensmeister berief ihn nach Riga, um ihn persönlich für sein mannhaftes Durchhalten zu ehren. Gleichzeitig ernannte er ihn zum Statthalter von Reval. Anfang 1561 zog Oldenbockum hier ein.

Jaspar von Oldenbockum war Soldat, kein geschmeidiger Politiker. Er fand die Stadt im Begriff, sich Schweden zu unterwerfen. An die wankende Ordensmacht glaubte niemand mehr unter den Bürgern. Die vom Ordensmeister Kettler vorbereitete Unterwerfung unter das katholische Polen fand noch weniger Gegenliebe. Oldenbockum sah in dieser Wirrnis politischer Intrigen nur eines: seine soldatische Pflicht. Sein erstes war, daß er die unzuverlässigen Landsknechte auf dem Revaler Schloß auswechselte. Es ging nicht ohne Zusammenstöße ab. Im Mai löste Reval sich endgültig vom Orden. Schwedische Truppen marschierten in die Stadt ein. Ihr Oberst Claus Christierson Horn wandte sich in einem heute noch erhaltenen Schreiben an Oldenbockum mit der Aufforderung, bei der Aussichtslosigkeit seiner Lage das Schloß den Schweden zu übergeben.

Bezeichnend ist Oldenbockums Antwort: Er wisse nicht anders zu antworten, als daß dies Schloß ihm von seinem Herrn, dem Meister zu Livland, übergeben sei. „Daß ich nun solches ohn Vorwissen S. F. Gnaden jemandem einräumen oder ausliefern sollte, würde mir zur Verletzung meiner Ehre und getaner Eidespflicht gereichen. Denn ich gebe Ew. Gestrengen günstiglich zu beherzigen: wenn dieselben von Königl. Majestät zu Schweden oder sonst jemandem ein Haus innegehabt und solches ohne Vorwissen desselben einem andern eingeräumt hätten — was könnten dieselben für Gnade, Gunst oder Ruhm davon haben oder bekommen?“

Die Schweden schritten zum Angriff. Nun folgte ein Sturm dem andern. Drei Türme wurden zerschossen, die Tore des Schlosses gesprengt. Da man wußte, daß

Oldenbocum keinen Proviant hatte, wurden zwischendurch immer wieder Unterhändler hinaufgeschickt mit dem Ansuchen, er solle sich ergeben, das Schloß sei nicht zu halten. Oldenbocum weigerte sich trotzig, bis er einsah, daß seine Sache aussichtslos war und daß ihm von Kettler aus Riga keine Hilfe mehr kommen werde. Leicht mag dem hartköpfigen Niederdeutschen der Tag nicht geworden sein, da er in die Kapitulation einwilligte: am 24. Juni 1561 zog die aufgeriebene Ordensbesatzung mit ihren wenigen Knechten durch eine feierliche Gasse von acht Fähnlein schwedischer Söldner ab. Seine Munition mußten die Schweden Oldenbocum nach Weißenstein nachsenden, ferner 10 000 Gulden zur Begleichung des Soldes an seine Knechte auszahlen. Die letzte Bedingung wirft ein hartes Licht auf die verzweifelte Finanzlage der zusammenbrechenden Ordensmacht. Der schwedische Oberst Horn richtete übrigens bald darauf in dieser Sache einen Brief nach Stockholm, der gleichsam entschuldigend gehalten ist: er habe darein willigen müssen, da sonst Oldenbocum die Verhandlungen hätte scheitern lassen.

Nach dem Verluste Revels wandte sich Oldenbocum nach Süden. Auch nach der Auflösung des livländischen Ordens ging er den Weg der ritterlichen Mannentreue weiter: — er hielt seinem Meister weiterhin die Treue, auch als dieser unter polnischer Lehnshoheit weltlicher Herzog von Kurland geworden war.

In dessen Diensten unternahm Oldenbocum im Jahre 1565 einen tollkühnen Zug gegen das nunmehr schwedische Reval — dessen Verlust Livlands „letzter Ritter“ niemals verwunden haben mag.

Es sollte sein letzter Feldzug sein. Als Oldenbocum, von Pernau kommend, seinen vor Reval geschlagenen Reitern entgegeneilte, traf ihn bei Goldenbeck in der Wiek die schwedische Kanonenkugel, die seinem jungen Kämpferleben ein Ziel setzte.

Daß das politische Kräftespiel um das vom Reiche verlassene Livland nicht durch das aufrechte Soldatentum eines einzelnen gemeistert werden konnte — darin liegt die herbe Tragik, deren Schatten über den letzten Lebensjahren Jaspas von Oldenbocums liegt.

Aber durch diese Tragik leuchtet der klare Schein seines aufrechten, verwegenen und lautereren Soldatentums um so heller:

„Wer kämpft, hat recht,
Wer nicht mehr kämpft,
Hat alles Recht verloren.“

IVO SCHENKENBERG

Die Stunde der Städte

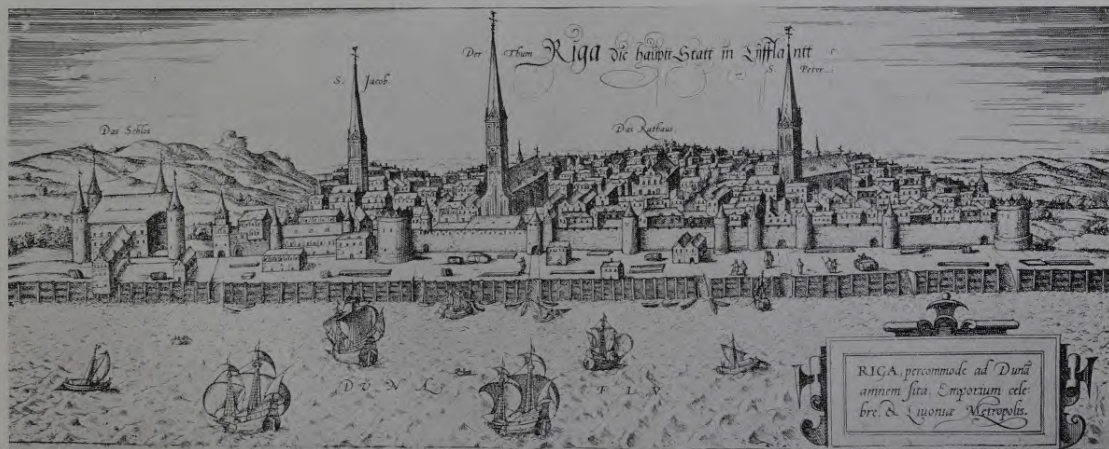
Schon länger als ein Jahrzehnt wütete, seit jenem unglücklichen Jahr 1558, der moskowitzische Erbfeind im Lande. Der Ordensstaat war längst zerbrochen; nur Kurland und Semgallen hatte der letzte Meister — Gotthard Kettler — als weltliches Herzogtum für sich retten können. Oldenbockum und manch wackerer Held, der noch für Treue und Ehre focht, waren ins Grab gesunken. Von den Überlebenden aber waren im allgemeinen Zerfall nur zu viele zu Abenteurern, zu Landsknechten geworden, deren Handeln und Kämpfen keine Idee mehr Richtung gab, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlugen, je nachdem, wo der bessere Vorteil winkte. Im Kampfe um Livland war aber die Entscheidung noch nicht abzusehen, denn jede der streitenden Mächte hatte „einen Fuß im Lande“: Schweden, Polen, Dänemark und Rußland rangen um das Erbe des Ordensstaates, hielten Teile des Landes besetzt. Und während das flache Land unter Verwüstung, Raub und Plünderung entsetzlich litt und der Krieg ohne Entscheidung hin und her wogte, spitzte sich alles auf die Frage zu: wer wird die festen Plätze des Landes — die großen Städte gewinnen und behaupten?

Im Augenblick des allgemeinen Zerfalls hatten die Stadt Reval und die estländische Ritterschaft sich unter den Schutz der nordisch-protestantischen Vormacht Schweden begeben. Doch Schweden hatte zum Schutze des Landes nicht allzuviel getan — der östliche Teil des Landes war in der Gewalt des Moskowitzers verblieben, und gelang es ihm, das feste Reval zu gewinnen, so war nicht daran zu denken, die schwedische Herrschaft in Estland zu behaupten. Dann verfiel der ganze Norden des Landes der moskowitzischen Barbarei.

So nahte die Stunde der geschichtlichen Bewährung für die Städte. Sie hatten bisher weitgehend ihr Eigenleben geführt, auf die See geschaut und Handel getrieben, den Schutz des Landes konnte man ja getrost anderen überlassen. Jetzt galt es die große Entscheidung zwischen West und Ost. Und wo viele Berufene versagen, da bestehen deutscher Bürgersinn und deutsche Bürgerkraft die politische und militärische Probe. Denn nicht nackter Gewalt allein gilt es zu widerstehen, es gilt, auch ein listiges, diplomatisches Ränkespiel zu durchschauen. Iwan der



Reval um 1640



Riga um 1580



Hermann Samson, Pastor in Riga, livländischer Superintendent (1579—1643)



Gustav von Mengden, livländischer Landmarschall und Landrat (1626—1688)



*Illustrissimus ac Celestissimus
Principis ac Domini Dominus
JACOBUS in Livonia Curlandiae
et semigallia Dux.*

Herzog Jakob von Kurland (1610—1681)

Schreckliche, wie alle Tyrannen von Natur feige und kein Kriegsmann, weiß, daß Reval, die deutsche Stadt mit den stärksten Wehranlagen, Mauern und Türmen, die im ganzen Reiche ihresgleichen nicht hat, „eine gewaltige Veste“ ist, an der „der Moskowiter zweifeln müßte, wenn er auch mit seiner ganzen Macht davor läge“. So sucht er sie durch diplomatische Lockungen zu gewinnen.

Es hat sich ein deutscher Fürst gefunden, der es übernimmt, von des Moskowitzers Gnaden „König von Livland“ zu sein — der Bruder des dänischen Königs Herzog Magnus von Holstein. In merkwürdiger „Umkehrung des Sinnes der Geschichte“ will er das deutsche Livland für Asien gewinnen helfen. Und in der allgemeinen Verwirrung der Begriffe, in völliger politischer Richtungslosigkeit fallen ihm nur zu viele Livländer zu. Auch „Revaler Bürgerkinder“ folgen ihm, wie jener Heinrich Boismann, der durch die heldenhafte Sprengung des Schlosses Wenden nach abenteuerlichem Leben später ein heroisches Ende findet.

Der Großfürst frohlockt. Er gibt Magnus eine seiner Nichten zur Frau und schickt ihn mit Heeresmacht nach Livland, sein Königreich zu gewinnen. Doch noch ist die Entscheidung nicht gefallen. Die heißt: Reval.

Und nun liegt seit August 1571 der „König von Livland“ mit 25 000 Russen, seinen „deutschen Knesen“ und Hofleuten vor Reval und schickt Brief auf Brief bald mit Versprechungen, bald mit Drohungen an Rat und Gemeinde der Stadt. Doch die ehrbaren Bürgermeister und Ratmänner sind keine politischen Kinder. Sie kennen die „Praktiken“, mit denen der Moskowiter Städte und Länder durch Versprechungen gewonnen, um diese dann gar bald zu vergessen; sie wissen, „daß der Moskowiter eine so gewaltige Kriegsmacht einem anderen zum Besten nicht ausrüsten wollte, sondern er wollte seine Hand darin haben“, lehnen standhaft alle Lockungen ab und schicken die Bürgerschaft auf die Mauern. Nach einer vergeblichen Belagerung von dreißig Wochen muß Magnus unverrichteter Sache abziehen. Sein Gönner, der Großfürst, hat ihn bald fallen lassen.

Aber seine Pläne auf Livland gibt Iwan noch nicht auf. Was mit List nicht zu gewinnen war, soll nun doch mit Gewalt genommen werden. Im Winter 1572 erscheint der Zar selber mit bedeutender Heeresmacht in Estland. Lähmender Schrecken geht ihm voraus; Mord, Brand und unerhörte Greuel bezeichnen seinen Weg. Schloß Weißenstein, das sich schon zweimal so tapfer gehalten, wird nun erstürmt, die schwedische Herrschaft in Estland ist auf Stadt und Schloß Reval beschränkt. Gegen die soll es jetzt gehen. Aber erst Ende Januar 1577 wird Reval von einem gewaltigen russischen Belagerungsheer mit starker Artillerie ein-

geschlossen. Die Stadt ist von Schweden aus weder mit Proviant und Munition noch mit Mannschaft ausreichend versorgt, und Danzig, das um Hilfe angegangen wird, kann nicht helfen, weil es selbst gerade von König Stephan Bathory von Polen belagert wird. So liegt die Hauptlast der Verteidigung der Stadt wieder auf der deutschen Bürgerschaft.

Und zum zweitenmal bricht sich an ihren Mauern und Wehren die moskowitzische Flut. Kaufleute, Handwerker, Meister, Gesellen und Schwarzhäupterbrüder, in die Stadt geflohene Adelige und „undeutsche“ Bauern wetteifern in zuversichtlicher Freudigkeit in der Verteidigung der Mauern, im Löschen der Brände, im Minenkampf und in tollkühnen Ausfällen und Scharmützeln vor den Toren der Stadt. Wiederum muß der Russe unverrichteter Sache abziehen, nachdem er sieben Wochen vor der Stadt gelegen, 2000 Tonnen Pulvers verschossen und an die 3000 Mann verloren. Die Schlappe vor Reval aber leitet den Niedergang der Macht Iwans ein. Polen und Schweden rafften sich auf und drängen die Russen aus dem Lande. Schweden vermag es, weil Reval, die „Vormauer der Christenheit“, standhielt. Wiederum ist Livland vor dem Zugriff des Ostens für das Abendland gerettet.

Viel Heldentum ist in diesen zwei Belagerungen lebendig geworden. Wir kennen die Namen mancher Kaufleute, Handwerker und Gesellen, die bei der Verteidigung ihrer Vaterstadt ihr Leben ließen. Und doch tritt der einzelne dabei wenig hervor. Die Verteidigung der Stadt ist eine ausgesprochene Gemeinschaftstat der wehrhaften Bürgerschaft, die einheitlich dachte und handelte. So treten die meisten der überlebenden Helden, die während der Verteidigung hervortraten, nach dem Abzug des Feindes aus dem hellen Lichte der Geschichte anspruchslos nach getaner Arbeit wieder in ein alltägliches, schlicht-bürgerliches Dasein zurück. Manchen aber, den die ungewöhnliche Zeit aus bescheidensten Verhältnissen und dem Grau des Alltags emporgehoben hatte, allen ständischen Schranken zum Trotz, dem die tödliche Gefahr Gelegenheit geboten hatte, Führereigenschaften und Mut zu beweisen, hielt es fortan nicht mehr in den engen Mauern der Vaterstadt, bei einem gut bürgerlichen, ehrbaren Gewerbe.

Eine solche Gestalt ist Ivo Schenkenberg, „der Bauernhannibal“.

Vor dem andringenden Russen haben auch viele estnische Bauern in den Mauern von Reval Schutz gesucht. Zwar ist der „undeutsche“ Bauer in Livland, gleich seinen deutschen Standesgenossen im Reich, auf die Stufe der Hörigkeit herabgesunken und hat das Recht des Waffentragens zu Anfang des Jahrhunderts eingebüßt. Doch nun, wo tödliche Gefahr droht, wo es die Abwehr des Erbfeindes gilt,

ist jeder wehrhafte Mann von Wert, verlangt die Stunde den Einsatz der Wehrkraft aller Landeskinder, ungeachtet ihres Standes und ihrer Volkszugehörigkeit. Diese Aufgabe faßt Ivo an. Die schwedischen Statthalter übertragen dem deutschen Münzergesellen die Formierung einer bäuerlichen Truppe.

Die estnischen Bauernburschen sind ein gutes Soldatenmaterial. Schon vor der Einschließung der Stadt operiert diese Truppe unter Ivos Führung erfolgreich gegen die Russen und bringt große Beute und viele Gefangene ein. Während der Belagerung wird sie auf über vierhundert Mann aufgefüllt und vom Rat der Stadt in Dienst genommen. „Auch hat ein ehrbarer Rat eine Fahne harrischer Bauern, über 400 Mann stark, lustige und unverzagte Kerle, hauptsächlich Hakenschützen, mit geringer Besoldung aufgestellt, deren Hauptmann Ivo Schenkenberg war, eines Münzmeisters Sohn aus Reval, ein freidiger, beherzter, junger Mann, der sein bäurisches Kriegsvolk mit allerlei Befehlen und Ämtern nach deutscher Ordnung abgerichtet hatte. Diese Bauern nebst den schwedischen und deutschen Landsknechten begehrten nichts Lieberes, als alle Tage und Nächte mit den Russen zu scharmützeln, wobei sie auch oftmals den Preis erlangt haben. Deswegen ist Ivo Schenkenberg von seinen Mißgönnern „Hannibal“ und seine Bauern „Hannibals Volk“ genannt worden“ ... (Chronica der Provinz Lyfflandt von Balthasar Russow).

Während der Belagerung werden Ivos Leute auch beim Feuerwehrdienst, beim Löschen der durch die Beschießung entstandenen Brände verwendet, und der säumige Bürger, der nicht selbst wachsam ist, zahlt die Pön an Ivos Leute.

„... Da sind diese Kerls sehr lustig geworden und haben sich mit den Feuerbällen Tag und Nacht nachgejagt, gleich als die Knaben auf den Gassen mit den Kieseln, daß man mancher, der sonst betrübt und traurig war, darüber lachen mußte.“

Als die Russen ihr Lager endlich abbrechen und abziehen, da hält es Schenkenberg und seine Leute nicht länger in den Mauern der Vaterstadt. In tollkühnen, schnellen Streifzügen geht er hinaus aufs flache Land, den Russen zu jagen und zu schlagen, wo man ihn findet, in der Wiek, im Fellinschen, im Dörptschen. Zusammen mit der Besatzung von Schloß Oberpahlen und einer Abteilung livländischer Hofleute überfällt er die russische Vorstadt von Dorpat. Sie geht in Flammen auf, der Russe fühlt sich nicht mehr sicher vor dem „Bauernhannibal“ und seiner geschickten Partisanentaktik. Da wächst den Tollkühnen der Mut mit der Verachtung des Gegners. Als im Sommer 1579 wiederum einige tausend Tataren in Harrien „greulich wüten“, machen sich zwei Fahnen deutscher und schwedischer Hofleute und zwei Fähnlein Landsknechte, dazu Ivo Schenkenberg mit seinen

Bauern, auf, um die Mongolen zu verfolgen, die sogleich den Rückzug antreten und bis unter die Mauern von Wesenberg fliehen. Da sie dort im Schutze der schweren Festungsartillerie in unangreifbarer Stellung stehen bleiben, treten die schwedischen und deutschen Einheiten den Rückmarsch nach Reval an. Nicht so Schenkenberg.

„Als die Schwedischen von Wesenberg wieder nach Reval kamen, hat sich Ivo Schenkenberg, sonst Hannibal, mit seinen Bauern wiederum ins Feld begeben, die Tatern unter Wesenberg anzugreifen, welches kurz bevor ein ganzer Haufe der schwedischen und deutschen Kriegsleute nicht wohl tun mochte, und hat allein den Preis haben wollen, und als er nicht weit von Wesenberg kam und gewisse Kundschaft bekam, daß die Tatern viel zu stark wären, hat er für ratsam angesehen, daß man eine vorteilhafte Stellung einnehmen sollte, aus der man den Feind ins Feld locken möchte. Das hat sein Bruder Christoffer Schenkenberg nicht gewollt, besonders seinen Bruder Ivo sowohl als die anderen alle verzagte Leute gescholten und ist aus großer Dummkühnheit mit etlichen Bauern der erste gewesen, der da ansetzen durfte. Als die anderen solches gesehen, sind sie ihm gefolgt und haben den Tatern ganz tapfer zugesetzt und sie zweimal bis in die Pforte von Wesenberg gejagt und ihrer über 50 erschlagen. Die Russen und Tatern aber haben sich über die Kühnheit des wenigen Volkes sehr verwundert und nicht anders gemeint, sie hätten wohl einen Hinterhalt in dem Busche. Als sie aber in dem anderen Treffen einen von Ivos Leuten gefangen bekamen, von dem sie Kundschaft erlangten, daß dort kein Hinterhalt wäre, da haben alle Tatern und Russen bundesweise auf sie zugesetzt und sie alle umringt.

Als Ivo solches gespürt, da hat sich die Flucht dort gewaltig erhoben, da hat Christoffer Schenkenberg sich nicht wollen gefangen geben, sondern bis in den Tod sich gewaltig gewehrt, und Ivo ist verwundet und gefangen worden nebst 60, von denen etliche zu Wesenberg sind aufgehängt und etliche in den Turm geworfen, welche wunderbarer Weise und schier wider die Vernunft aus dem Turme wieder los geworden und nach etlichen Wochen nach Reval gekommen sind. Da Ivo Schenkenberg gefangen war, ist solch eine Freude und Frohlocken bei den Russen sowohl in Livland als in Rußland gewesen, als wenn sie einen Landesfürsten gefangen hätten.“

Nicht lange danach wird Ivo mit 40 Mitgefangenen vor dem Großfürsten nach Pleskau geführt. Vergeblich erbietet er sich, drei angesehene gefangene russische Bojaren für sich austauschen zu lassen. Der „moskowitische Bluthund“ hat Bojaren genug und ist ihnen sowieso nicht sonderlich hold. Sie wiegen ihm den deutschen

Helden nicht auf. Er will Rache. So wird Ivo „mitsamt seiner Gesellschaft zu Pleskau jämmerlich umgebracht, daran“, so schließt Russow, „den Revalschen kein gering Leid geschah“.

Einer von vielen und vielleicht nicht der Bedeutendste. In seiner Verwegenheit und unbändigen Kampflust so ganz ein Kind seiner aus den Fugen gegangenen Zeit und doch einer ihrer Besten, dessen Gestalt sich vom dunklen Hintergrunde des Zeitgeschehens leuchtend abhebt. Denn während manch anspruchsvollere Erscheinung, manch Träger eines großen und alten Namens in den Wirrnissen der Zeit zum Abenteuer wird, haltlos zwischen den kämpfenden Parteien hin- und herschwankend, geht dieser schlichte Handwerksbursch aus Reval seinen geraden Weg von der Verteidigung seiner Vaterstadt bis in den martervollen Tod durch Russenhand, nur von dem einen unbändigen Willen beseelt, den östlichen Erbfeind aus dem Lande zu jagen. Kampfesfreudigkeit und Mut führen zu seinem Aufstieg, tollkühne Verwegenheit und Mangel an soldatischer Unterordnung in der Freischar bringen den Untergang. Es sind die alten nordisch-germanischen Eigenschaften, die ungehemmt hervorbrechen, wo eine allgemein anerkannte, überlegene Führung fehlt.

Und vielleicht noch eines — die tödliche Bedrohung durch den Osten hat immer wieder schicksalhaft den Einsatz aller bodenständigen Völker in der Abwehr des Erbfeindes verlangt. Der Revaler Handwerksgehilfe hat dieses verwirklicht in einer Zeit, als diesem geschlossenen Einsatz starke soziale Gegensätze entgegenstanden. Er lebt noch heute in der Erinnerung auch des estnischen Volkes fort. Die estnischen Bauernburschen, die ihm in toller Verwegenheit durch Dick und Dünn folgten bis in den Tod, müssen in ihm mehr gefunden haben als deutsches Herrentum. Sie haben in ihm deutsches Führertum erlebt, das sie unter seinen Willen zwang und ihm folgen ließ im Kampf gegen den Landesfeind für die gemeinsame Heimat.

MARTIN GIESE

Geistige Entscheidung im Nordosten

Der Kampf der Ostseemächte um das Erbe des zerfallenen Ordenstaates — um Livland — ist nicht allein ein Kampf um dieses Land und um die Herrschaft über die Ostsee: er mündet ein in die große geistig-weltanschauliche Auseinandersetzung, die wir unter dem Namen der Glaubenskämpfe des Protestantismus gegen

die katholische Reaktion kennen, die wir heute aber als eine Auseinandersetzung zwischen nordisch-germanischem und mittelmeerisch-römischem Geist erkennen.

Und wiederum wird hier auf dem Boden Livlands um weltgeschichtliche Entscheidungen gerungen, wieder ist das scheinbar so abgelegene und bedeutungslose Land „Schlachtfeld der großen Politik“.

Außerlich vollzieht sich dieses Ringen als Kampf der katholischen Vormacht in Osteuropa — Polen — gegen das protestantische Schweden um Livland und um die schwedische Krone. Tatsächlich handelt es sich um mehr, denn Polen ist zugleich ein Werkzeug in der Hand der weltumspannenden päpstlichen Politik, die an den Besitz und die Rekatholisierung Livlands große Hoffnungen knüpft. Soll doch von hier der Ausgriff erfolgen sowohl nach dem Norden — nach Skandinavien, als auch nach dem Osten — nach Rußland, um dann durch eine gewaltige Einkreisung des Mutterlandes der Reformation durch die spanisch-habsburgisch-römisch-polnische Macht die „Keterei“ in ihrem Ursprungslande Deutschland zu ersticken. Daß durch das Mißlingen der von Polen betriebenen Rekatholisierung in Livland ein Glied aus der Kette sprang, daß damit auch die Pläne der Rekatholisierung Skandinaviens und Rußlands endgültig zunichte gemacht wurden, war ein schwerer Schlag für die päpstliche Politik.

Es war nicht die Kraft der schwedischen Waffen allein, sondern auch der zähe Widerstand der deutschen Bevölkerung Livlands — vor allem aber der Stadt Riga — gegen Polonisierung und Katholisierung, an der das großangelegte Vorhaben scheiterte. Der Kampf der Rigaer Bürgerschaft gibt ein eindrucksvolles Bild davon, wie der deutsche Volksteil in Livland sich die Fähigkeit bewahrt hatte, auch ohne Hilfe des Reiches geschichtliche Entscheidungen zu fällen und sich vor geistiger, politischer und nationaler Überfremdung zu schützen.

Beim Zusammenbruch des Ordensstaates weigerte sich Riga, dem polnischen König zu huldigen. Es blieb freie deutsche Reichsstadt und trotzte noch zwanzig Jahre lang dem Schicksal, mit dem sich sowohl Gotthard Kettler als auch die livländischen und kurländischen Stände abgefunden hatten.

Durch die Königswahl Stephan Bathorys erhielt die durch die häufigen Thronwechsel erschütterte polnische Republik eine ungeahnte Stabilität. Eine starke und energische Persönlichkeit trat an die Spitze des national und konfessionell zerrissenen Großstaates, gewillt, Polen erneut eine führende Rolle im Osten Europas zu erkämpfen. Danzig mußte zuerst den Zugriff des Königs verspüren; allein seine Kräfte reichten aus, sich längere Zeit zu erwehren und letzten Endes seine stolze

Sonderstellung zu behaupten. Nach dem erfolgreichen Russenkriege von 1579 bis 1582 zog Bathory vor die zweite noch unbotmäßige deutsche Stadt, vor Riga. Hier hatte der Rat inzwischen an der Selbständigkeit der Stadt verzweifelt; eine stark von handelspolitischen Motiven geleitete Realpolitik wies auf das polnische Hinterland hin. Man öffnete dem König die Tore.

Stephan Bathorys Einzug in Riga im März 1582 eröffnete dem Katholizismus ein reiches Tätigkeitsfeld. Erst jetzt wurde eine systematische Rekatholisierung auch des übrigen Livland möglich. Der Jesuitenorden war der Stoßtrupp, der in Riga, in Dorpat und in kleineren Städten Fuß faßte und mit Umsicht und Tatkraft an die Arbeit ging. Schon zeigten sich Erfolge bei der Bearbeitung der estnischen und lettischen Bauern. Das Jesuitenkolleg in Dorpat wurde zu einem beachtlichen Bildungszentrum ausgebaut, ein Dolmetscherseminar sorgte für das Erlernen sämtlicher Sprachen des Ostseekreises und des Russischen. In Wenden zog ein livländischer Renegat, Otto von Schenking, als Bischof ein, und Visitationen hoher katholischer Würdenträger schufen die Grundlagen für die planmäßige große Aktion, zu der sich Polentum und Katholizismus zusammengetan hatten. In Livland sollte eine Angriffsbasis zur Rückgewinnung Schwedens errichtet werden; von hier aus glaubte man den großen Plan der Wiedereingliederung der östlichen Kirche unter die Botmäßigkeit Roms vortreiben zu können.

Längst schon war Kettler nicht mehr Statthalter Livlands: er mußte sich mit der Herzogskrone von Kurland begnügen, und ein Pole rückte in Livland an seine Stelle. Stück für Stück bröckelte vom Privilegium Sigismundi Augusti ab, durch welches dem Lande evangelische Religion, deutsche Verwaltung und deutsches Recht zugesagt waren. Doch diese Zusagen waren längst leere Worte, über die Stephan Bathory unbekümmert hinwegschritt. Und so rückten sie in Scharen ins Land: polnische Adlige, die mit Ländereien belehnt worden, polnische Beamte als Starosten und Offiziere, Geistliche als Werkzeuge der gegenreformatorischen Propaganda.

Würde Livland katholisch werden und damit polnisch?

Vor dieser Frage stand man auch in Riga. Auch hier waren schon im Gefolge Bathorys Jesuiten in der Stadt erschienen und daran gegangen, ihre Positionen auszubauen. Die Jakobikirche mußte ihnen eingeräumt werden. Das Kollegium wurde mit vielen Stiftungen des Königs bedacht. Die Unruhe in der Stadt nahm zu. Man nahm Anstoß an der marktschreierischen Agitation der Jünger Loyolas, an den Prozessionen, die das Stadtbild seines deutsch-evangelischen Charakters zu berauben drohten, und an den Versuchen, selbst die deutsche Jugend der Stadt in den

Bann der katholischen Kirche zu ziehen. Die häufige Anwesenheit des Kardinals Radziwill in der Stadt, einer der markantesten Persönlichkeiten aus der Umgebung des Königs, schuf dauernde Beunruhigung, die durch seine Ernennung zum Statthalter von Livland noch vergrößert wurde.

Die Stadt war voller Zündstoff. Die Einführung des Gregorianischen Kalenders brachte ihn zur Entladung. Die Maßnahme war als eine Art päpstlicher Machtprobe gedacht; als solche wurde sie auch in der deutschen Bürgerschaft empfunden. Es herrschte große Erbitterung: man beachtete nicht die sachlichen Vorzüge des neuen Kalenders, man lehnte ihn als „papistisches Machwerk“ aus Prinzip und Überzeugung ab. Als der Rat auf Befürworten des maßvollen Oberpastor Neuner das Kalendermandat anschlagen läßt, tut sich ein Riß in der Bevölkerung der Stadt auf. Im überwiegenden Teil der Bürgerschaft ballen sich antipolnische und antikatholische Instinkte elementar zusammen. Die nach neuem Stil begangenen evangelischen Gottesdienste werden nicht besucht, die jesuitischen Messen gestört. Der Rektor Möller nennt den Oberpastor einen „ehrvergessenen Schelm“, und unter seiner Führung feiert die Bürgerschaft Weihnachten nach altem Kalender.

Als nun der polenfreundliche Burggraf Möller verhaften läßt und das Gerücht sich verbreitet, er solle nachts in aller Stille hingerichtet werden, da ist die Bürgerschaft nicht mehr zu halten, da bricht der Sturm los. Die erregte Menge befreit den gefangenen Rektor aus dem Rathaus und stürmt die Häuser der polenfreundlichen Ratsherren. Dann reißt die Bürgerschaft die Gewalt an sich. Sie verlangt vom Rat Rechenschaft für seine Politik der letzten Wochen, Vermittlungsaktionen werden abgewiesen und der auf dem Schloß residierende Kardinal nicht in die Stadt hereingelassen. Der Rat muß nachgeben und der Bürgerschaft die Mitregierung über die Stadt einräumen; ein Gemeindeausschuß wird ihm zur Seite gesetzt. Eindeutig hatten sich die Vertreter der Bürgerschaft auch für die evangelische Kirche eingesetzt. Der neue Kalender sollte wieder abgeschafft, das Jesuitenkolleg geschlossen werden. Die Bürgerschaft hatte gesiegt.

An ihrer Spitze stand Martin Giese. Man hatte bisher nicht allzuviel von Martin Giese gehört. Er war Rigaer Bürgerssohn und hatte in Königsberg die Rechte studiert. Er war gebildet und reddegewandt, galt aber auch als guter Fechter und Ringkämpfer, war mutig und wußte mit Menschen umzugehen. Er fürchtete keinen Streit und scheute auch nicht ein derbes Handgemenge. Ein starker Ehrgeiz beseelte ihn, verdunkelte aber nicht die wahren Motive seines politischen Strebens: Rigas Freiheit vor Polentum und Katholizismus zu retten. Martin Giese hatte Eigen-

schaften, die ihn zum geborenen Führer der Rigaer niederen Bürgerschaft machen mußten. Seit 1584 erst in Riga, begann er als Advokat und Notar ein Anwalt der Schichten zu werden, die in den vornehmen Kreisen des Rats häufig als Gesindel bezeichnet wurden, dabei im Grunde genommen ihren nationalen Instinkt wacher erhalten hatten als jene. An der Revolution von 1586 war er führend beteiligt. Neben ihm stand der Altermann Hans von Brincken als Gefährte.

Sehr bald machten sich die Folgen des Umschwungs bemerkbar. Der Stadtssekretär wurde ins Reich geschickt, um dort die Berufung eines Superintendenten zu betreiben. Man hatte an einen Wittenberger Theologen gedacht. In der Haltung Polen gegenüber war man abwartend und vorsichtig; trotzdem trauten einzelne Polenfreunde dem Frieden nicht und flüchteten aus der Stadt über die Grenze nach Litauen. Da erschien der Legat Possevino in der Stadt und empfahl, vom Rat um Vermittlung angerufen, eine Gesandtschaft an den König zu senden. Stephan Bathory jedoch zeigte sich unnachgiebig und verlangte — in Verkennung der revolutionären Stimmung in Riga — die Wiedereinführung des Gregorianischen Kalenders und Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung.

Man war in Riga bis dahin maßvoll gewesen. Jetzt schlug der negative Bescheid des Königs dem Faß den Boden aus. Der ungehemmte Radikalismus der Bürgerschaft wurde entfesselt. In unbeschreiblicher Wut schreitet man zum äußersten: der Syndikus Welling und der Ratsherr Tastius werden im Sommer 1586 als Verräter zum Tode verurteilt und mit dem Schwerte gerichtet. Dem Bürgermeister zum Bergen war es gelungen zu entfliehen.

Das war dem polnischen König zu viel. Über Giese und Brincken wurde die Acht verhängt. Die Bürgerschaft aber gab sie nicht preis. Nun rückten polnische Truppen ins Land, plünderten die Umgebung Rigas und setzten sich vor der Stadt fest. Giese erkannte, daß Riga zu schwach war, um allein Polen zu trotzen. Kurz entschlossen tat er den Schritt, den Reval schon 1561 getan hatte: er fuhr nach Stockholm und knüpfte mit Schweden an. Es schien ihm nicht unmöglich, Karl von Södermanland für die Aktion in Livland zu gewinnen, wenn auch mit dem regierenden und mit Polen versippten König Johann nicht zu rechnen war. Da traf ihn dort die Nachricht vom Tode Stephan Bathorys. Alles hing nun von der Neuwahl in Polen ab, und in Stockholm kam man nicht vorwärts. So warf er denn das Steuer herum und setzte auf eine andere Karte. Als er im April 1587 nach Riga zurückkehrte, hatten die Wahlstreitigkeiten in Polen schon begonnen. Schon ließ der Erzbischof von Gnesen Giese wissen, daß er für die Ersetzung der Jesuiten in Riga

durch Weltgeistliche sorgen werde. Der Augenblick war günstig, sich ihrer gänzlich zu entledigen. Sie mußten die Schlüssel der Jakobikirche herausgeben und zogen sich aus der Stadt aufs Schloß zurück. Feierlich nahm die evangelische Geistlichkeit von der Kirche Besitz. Giese wurde trotz der Acht zum Altermann gewählt, und für eine Zeitlang schien die Eintracht zwischen Rat und Bürgerschaft eine vollkommene zu sein. Nie, ließ jener unter anderem verlauten, werde er dulden, daß die schon einmal durch Verrat preisgegebene Jakobikirche wieder jesuitisch würde. Öffentlich triumphierte man in Riga über Rom und Krakau.

Der neugewählte König Sigismund III. verlangte die Auslieferung Gieses. Da brach die gemeinsame Front zwischen Rat und Bürgerschaft. Ihres alten „Volkstribunen“ eingedenk, scharte sich diese um Giese. Tollkühn proklamiert er die Unabhängigkeit der Stadt. Aber der Rat ist der waghalsigen Experimente überdrüssig: er ruft polnische Truppen in die Stadt. Einige Tage tobt der Kampf um Barrikaden und Verhaue, dann reitet Sapieha als königlicher Kommissar mit verstärkten Truppen in die Stadt, der Widerstand ist nutzlos. Vergeblich bittet die Bürgerschaft um das Leben ihrer Führer. Sie werden gefangengesetzt, ein letzter zweifelnder Befreiungsversuch mißlingt.

Am 2. August 1589 fiel das Haupt Gieses auf dem Markt zu Riga. Drei Jahre lang hatte er die Geschicke der Stadt in den Händen gehalten; nun war der Traum der freien deutschen Reichsstadt zerronnen. Mit ihm starben Brincken und der Zinngießer Sengeisen.

Der Rat wurde jetzt von neuem in seine alten Rechte eingesetzt. Die Bürgerschaft behielt nur eine beschränkte Teilnahme an der Stadtverwaltung. Es war auch nicht zu vermeiden, daß die Jesuiten wieder zurückkehrten und von der Jakobikirche noch einmal Besitz ergriffen. Eine stille Zeit begann für Riga. Aber der aufrechte deutsche protestantische Sinn der Bürgerschaft lebte weiter. Aus dem Grunde der sozialen Unterschicht hatte die wahre Stimme der Stadt in diesen Kampffahren gesprochen, als die berufene Führung zu versagen drohte. Und mochte auch Giese fallen, sein Kampf und Tod trugen dazu bei, die Abwehrkräfte gegen die Überfremdung wachzuhalten.

HERMANN SAMSON

Die Sache des Protestantismus

Der Versuch Karls von Södermannland, Livland den Polen zu entreißen, war gescheitert. Nur durch das heldenhafte Opfer eines seiner Offiziere war er aus den Attacken der polnischen Reiterei bei Kirchholm mit dem Leben davon gekommen; nun versackte nach dieser Niederlage der schon jahrelang geführte Krieg, Livland in einem grauenvollen Elend voller Hunger und Seuchen zurücklassend. Gerade in dieser Lage aber schien sich den geheimen und offenen Wünschen des polnischen Katholizismus eine letzte Gelegenheit zu bieten, den Widerstand der Livländer zu überwinden und das Land gleicherweise politisch wie konfessionell zur polnischen Provinz zu machen. Seit etwa 1610 konnte man wieder in Riga und Dorpat eine intensivere Arbeit der Jesuiten beobachten. In Dorpat nahm das Gymnasium am Jesuitenkolleg seine Tätigkeit wieder auf. In beiden Städten wurden wieder, der überwiegend lutherischen Bevölkerung zum Trotz, Fronleichnamspressionen veranstaltet. Bischof Schenking kehrte auf seinen Bischofssitz nach Wenden zurück. Visitationen päpstlicher Legaten suchten die zerrütteten kirchlichen Verhältnisse auf dem flachen Lande zu ordnen; allerorten konnte man eine verstärkte Aktivität und Neubelebung der katholischen Arbeit bemerken.

Der deutsche Protestantismus wurde in die Defensive gedrängt. Vor allem sollte die Tätigkeit der lutherischen Geistlichen auf dem flachen Lande unterbunden werden. Das Verbot, den Esten und Letten evangelisch zu predigen, wurde erneuert und so konsequent gehandhabt, daß die Zahl der lutherischen Geistlichen in Livland schließlich auf fünf zurückging. Der Gregorianische Kalender, seinerzeit als päpstliches Machwerk von der Rigaer Bürgerschaft mit äußerster Konsequenz zurückgewiesen, wurde wieder zur Geltung gebracht.

Das alles mußte erneut Gegenkräfte wecken. Politisch war allerdings in den Jahren nach der Kirchholmer Schlacht (1605) der Widerstand erlahmt. In der Ferne erst zeichnete sich die Gestalt Gustav Adolfs auf den russischen Kriegsschauplätzen ab; Fühlung mit ihm besaß man nicht. Aber geistig konzentriert sich nun der deutsche Widerstand ganz besonders prägnant in Riga, wo seit dem Jahre 1608 Hermann Samson an der Stadtgemeinde als Prediger wirkte.

Samson war der Sohn des Hauptmanns der Rigaer Bürgerkompanie Naemann Samson, der bald nach dem Zusammenbruch des Ordensstaates in die Dienste der Stadt getreten war. Die Familie stammte aus Geldern. Der spätere Geistliche hat nie seine Abstammung von kriegerischen und streitbaren Vorfahren verleugnen können; wer sein Bild betrachtet, wird aus den verwegenen Zügen am wenigsten auf den friedfertigen Beruf schließen können. An Mut und Entschlossenheit hat es Hermann Samson nie fehlen lassen. Mütterlicherseits strömte Rigaer Bürgerblut in seinen Adern; so fühlte er sich Stadt und Land verbunden.

Schon in frühester Jugend — er war 1579 geboren — sollte Hermann Samson mit seinen späteren Gegnern auf Tod und Leben, mit den Jesuiten, in Berührung treten. Sie waren auf den begabten Knaben aufmerksam geworden und suchten ihn um jeden Preis, und sei es mit Gewalt, ins Jesuitenkolleg nach Braunsberg zu bringen. Hier war die Hochburg des Ordens für ihre Tätigkeit im Nordosten; hier wurden die Zöglinge für ihre Wirksamkeit unter den zahlreichen Völkern dieses Raumes vorbereitet. Hermann Samson gelang es rechtzeitig zu entfliehen. Seitdem wußte er, wo sein Gegner stand. Ins jugendliche Gemüt eingebrannt, hatte sein Haß gegen die Jesuiten etwas Elementares.

Von der Stadt Riga unterstützt, kam er als Student nach Rostock. Auf sprachliche Studien folgte die theologische Vertiefung in Wittenberg. Und hier mag ihn das gemeinsame Studium mit Axel Oxenstierna zusammengeführt haben, dem späteren schwedischen Kanzler. Samsons Fähigkeiten waren bald erkannt. Er wurde Magister, predigte stellvertretend in der Schloßkirche und hielt eine Festrede, als sich Luthers Todestag zum sechzigsten Male jährte. Dann rief ihn die Heimat zurück. Wenn er auch schon gleich im Jahre 1608 Prediger der Stadtgemeinde wurde, so lag doch der Schwerpunkt seiner Tätigkeit vorerst auf pädagogischem Gebiet. Er erfüllte als Inspektor scholae mehr als seine Pflichten: gab Kommentare und Lehrbücher heraus, bis er 1611 — im Jahre der Thronbesteigung Gustav Adolfs — Pastor an der Domkirche wurde. Fünf Jahre später war er als Oberpastor an St. Petri das Haupt der Rigaer Geistlichkeit.

Es bezeugt sowohl Heimatliebe als auch Charakter, daß Hermann Samson Berufungen auf eine Pfarre nach Hamburg und Danzig, auf eine Professur nach Rostock ablehnte. Hier in Livland hatte er seine Aufgabe erkannt. Es galt, den Kampf gegen die Jesuiten an sämtlichen Fronten zu organisieren.

Schon seine erste Predigt war programmatisch und bezeichnend für seine Auffassung: die lutherische Religion, sagte er, wäre der „uralte katholische Glaube“.

der Jesuiten- und päpstliche Glaube dagegen die Abweichung, die Entartung. In weiteren Predigten verschärft er die Polemik. Die Predigten Samsons sind mitunter derb und ausfallend in Wortfolge und Wendung; stets atmen sie aber eine urwüchsige Überzeugungskraft und Glaubenswärme. Eine große Schriftkenntnis und gründliche Bekanntschaft mit der jesuitischen Literatur ist bei ihnen Selbstverständlichkeit. Dann folgen literarische Angriffe. In einem in Altenburg erschienenen umfassenden Werke fordert er „die giftigen Gesellen, die geschmierten und geölten Mönche“ zur Disputation heraus, und tatsächlich sind auch eine ganze Reihe von Redegefechten, unter anderen mit dem Rektor des Jesuitenkollegs, ausgetragen worden. Ein zweibändiges Werk „Antijesuita“, in Gießen gedruckt, entfacht eine neue Folge der Auseinandersetzung.

Vergeblich versuchten Samsons Widersacher seine Stellung zu erschüttern. Sie trugen ihre Klagen und Beschwerden vor den Thron Sigismunds III.; aber die Stadt stand schützend hinter ihm, und ihr Syndikus scheute sich nicht, dem König die entschlossenen Worte zuzurufen: „Riga würde lieber sein Blut in Strömen vergießen als die Verteidiger der rechtgläubigen Religion verlassen!“ Beim Reformationsjubiläum 1617 waren die Polen auf der Hut. In Dorpat wurden jegliche Feiern verboten. Polnische Heiducken trieben auf Befehl der Jesuiten alle Esten, die zur lutherischen Predigt in die deutsche Kirche wollten, mit Stöcken wieder hinaus. Aber auch Samson konnte nicht schweigen. Er gab seine Gedenkpredigt zu Ehren des Thesenanschlages im Druck heraus und scheute sich nicht, in ihr unverblümt den Papst einen Antichrist zu nennen! Den Rigaer Bürgern gab er den Rat, jeglichen Umgang mit Katholiken zu vermeiden. Er konnte sich auf die Gesinnung der Bürgerschaft verlassen. Niemand fiel ihm in den Rücken; man wußte sich eins in der Abwehr der polnischen „Papisten“. Irgendwelche Maßnahmen erfolgten trotz dieser Herausforderung nicht: ein Zeichen der Schwäche und des Niederganges auf der Gegenseite. „Germani in haeresi perseverant“ heißt es resigniert in einem Visitationsbericht der Jesuiten — „die Deutschen beharren hartnäckig bei der Ketzeri“.

Unter Gustav Adolf trat der jahrzehntelange Kampf Polens und Schwedens um den Besitz Livlands in einen neuen Abschnitt ein. Schlüsselfeste des Landes aber war und blieb Riga, das trotz der inneren Hinneigung seiner Bürgerschaft zum protestantischen Schweden an dem der polnischen Krone geleisteten Eide festhielt und bei dieser Haltung blieb, auch als Gustav Adolf nun daran ging, die hartnäckige Festung mit Gewalt zu bezwingen. Ob Riga vielleicht auch aus handels-

politischen Erwägungen monatelang die Übergabe verweigerte oder das Bewußtsein mitwirkte, den preußischen Städten und Landen, denen man sich seit altersher verbunden wußte, unter der Krone Polens näher zu sein, ist schwer zu entscheiden. Tatsächlich hielt sich die Stadt fünf Wochen hindurch gegen die schwedische Belagerungsarmee, bis ein hartes Bombardement sie zwang, schließlich die Tore zu öffnen. Er wünsche von der Stadt keine bessere Treue, als die sie der polnischen Krone gegenüber bewahrt hatten, sagte Gustav Adolf den Ratsherren beim feierlichen Einzug in Riga; zu Samson aber, der ihn vor der Petrikirche erwartete, wandte er sich mit den Worten: er wolle lieber keine Untertanen haben als gottlose oder abgöttische!

Nun begann Samsons große Zeit. Sein Kampf war nicht vergeblich gewesen. Schon tags darauf leitete das Tedeum in der wiedergewonnenen Jakobikirche eine Epoche intensivster kirchlicher Aufbauarbeit ein, die nicht nur das deutsch-lutherische Gepräge des Landes erneuerte, sondern seinen Bewohnern, Deutschen, Letten und Esten, Gesittung, Bildung und Kultur vermitteln sollte. Als Superintendent an die Spitze des livländischen Kirchenwesens gestellt, konnte Samson jetzt seine ganzen Kräfte in den Dienst des Wiederaufbaus stellen. Es galt, die Pfarren neu zu besetzen, Kirchen und Pastorate, die verfallen, zerstört oder verbrannt waren, wieder aufzubauen, das Kirchenwesen durch Synoden und Visitationen zu vereinheitlichen, zu beaufsichtigen und zu fördern. Aus Deutschland strömten frische Kräfte ins Land, die recht bald die Sprachen des Landvolkes erlernten und selbst zu Förderern der Schriftsprache und Bildung der lettischen und estnischen Bauern wurden: aus Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und Preußen, aus Sachsen, Thüringen und Schlesien, kurz — ganz Ostelbien steuerte wertvolle Menschenkräfte bei, deren Nachkommen zum Teil noch bis in die jüngste Zeit im Lande wirkten. Das Deutschtum erhielt einen wesentlichen Volkstumszuschuß. Auch aus Schweden kamen Geistliche ins Land.

Zum Ende seiner Tätigkeit konnte Samson von siebenzig Pfarren, die er besetzt hatte, berichten. Seine schriftstellerischen Fähigkeiten konnten jetzt auch einer friedlicheren Sache dienen: das Rigaer deutsche Gesangbuch wurde von ihm zusammengestellt, eine Predigtsammlung herausgegeben, das Schulwesen gefördert. Am Rigaer Gymnasium, 1631 auf Befehl des Königs gegründet, wirkte er als Professor. Aber auch jetzt blieb Samson der streitbare Feuerkopf, der er seit jeher gewesen. Samson war gewohnt, seine Meinung rücksichtslos und furchtlos zu vertreten. Und so darf es einen nicht wunder nehmen, wenn man ihm Herrschsucht

und Starrsinn vorwarf, ein Beweis mehr für die Stärke und Eigenwilligkeit seiner Persönlichkeit.

Bis zum Waffenstillstand von Altmark (1629), der die schwedische Herrschaft über Livland sicherte, war der Aufbau der livländischen Landeskirche so gut wie durchgeführt. Gustav Adolf hatte vom ersten Zusammentreffen mit Samson an ein starkes Wohlwollen für ihn empfunden; auch in Axel Oxenstierna hatte er einen mächtigen Gönner und Förderer. Man schätzte ihn in schwedischen Kreisen als eine starke Stütze der Politik des Königs. Landschenkung und Adelsverleihung waren die äußeren Beweise dieser Anerkennung. Seit 1632 wurde die Stellung Samsons schwieriger. Johann Skytte suchte als Generalgouverneur die Selbständigkeit des redewandten deutschen Stadtpredigers einzuschränken und hätte nicht ungern den Einfluß des schwedischen Bischofs von Estland, Johannes Rudbeckius, auch auf Livland ausgedehnt. Allein auch diesen Quertreibereien gegenüber war Samson gewachsen. Er blieb bis zum Tode auf seinem Posten, und es mögen weniger örtliche Sorgen gewesen sein, die ihn auf dem Sterbebett im Jahre 1643 geplagt haben, als die vergebliche Hoffnung, das Ende des schon fast dreißig Jahre währenden Krieges um die Glaubensfreiheit im Reiche zu erleben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Samson als Deutscher und Protestant in der Zugehörigkeit des Landes zu Schweden die zur Zeit beste Gewähr für eine artgemäße politische und geistige Entwicklung seiner Heimat erblickte. Sein Kampf gegen Jesuitenorden und Polentum hatte durch die Siege Gustav Adolfs, den man auch in Livland als „Leu aus Mitternacht“ feierte, einen Sinn erhalten. Unabänderlich gehörte seitdem der Protestantismus zu den stärksten geistigen Mächten, die den baltischen Deutschen bis in unsere Tage das Rückgrat gegen die Mächte der Zerstörung gestärkt haben.

OTTO UND GUSTAV VON MENGDEN

Ständischer Landesstaat

Mit der Eroberung Rigas durch Gustav Adolf (1621), im selben Jahre, in dem der böhmische Protestantismus die Niederlage am Weißen Berge erlitt, rückte Livland erneut in das Blickfeld der europäischen Politik, deren große Gegensätze damals auf den Schlachtfeldern des in unheilvollem Glaubenskampf zerspaltenen Deutschland ausgetragen werden. Wallensteins und Tillys große Siege über

Mansfeld und Christian von Dänemark fallen zeitlich mit der Unterwerfung Dorpats unter den Schwedenkönig (1625) zusammen, und der zeitweilige Sieg des Katholizismus im Lübecker Frieden findet sein Gegenstück im Waffenstillstand zu Altmark, der den Übergang Livlands in schwedische Hände und eine entscheidende Schwächung des katholischen Polens bedeutete (1629).

Von nun an waren die baltischen Provinzen Estland und Livland mit hineingestellt in das große Zeitgeschehen des 30jährigen Krieges. Als Hinterland der schwedischen Machtstellung wurden sie zwar nicht unmittelbar von den kriegerischen Ereignissen betroffen. In dem militärischen Gesamtplan Gustav Adolfs war ihnen jedoch eine feste Stellung zugewiesen: die Einnahmen aus den Zöllen der Provinzen und die übrigen Steuern trugen in sehr starkem Maße dazu bei, die finanziellen Lasten der Kriegsführung zu bestreiten. Auch durch die Beteiligung von baltisch-deutschen Offizieren und vielleicht nicht unbedeutlichen Teilen einheimischer Mannschaft haben die baltischen Lande ein Stück der Verantwortung an den welthistorischen Entscheidungen der Jahre 1630—1632 mitgetragen.

Der Tod Gustav Adolfs begann diese Verknüpfung mit dem mitteleuropäischen Geschehen zu lockern. Der Westfälische Frieden drängte die Provinzen vollends für Jahrzehnte an die Peripherie der politischen Ereignisse.

Es war eine Zeit, in der sich die Kräfte nach innen konzentrierten. Der Aufbau des livländischen Landesstaates gibt dem deutschen Landadel als alleinigem politischen Stande die Möglichkeit, der schwedischen Zentralverwaltung eine aus dem Lande erwachsene Selbstverwaltung entgegenzusetzen. Im Mittelpunkt dieser politischen Formbildung steht die Familie Mengden.

Die Mengdens, wie die meisten altlivländischen Geschlechter westfälischen Ursprungs, waren schon zur Ordenszeit im Dienste des Landes hervorgetreten. Johann Mengede, genannt Osthof, war Ordensmeister von Livland, als der Hochmeister von Preußen sich im II. Thorner Frieden vor Polen beugen mußte.

Zur schwedischen Zeit begegnet uns Engelbrecht von Mengden als Vizepräsident des Hofgerichts, bekannt durch seinen Landrechtsentwurf, der von der schwedischen Regierung nicht bestätigt wurde. Dessen Vetter Otto von Mengden gehörte zu den ersten Livländern, die sich in den zwanziger Jahren Gustav Adolf zur Verfügung gestellt hatten. Fest im Protestantismus verwurzelt, muß es für ihn eine Selbstverständlichkeit gewesen sein, für die schwedische Sache einzutreten. Schon mit fünfundzwanzig Jahren wurde er mit Gütern in Südlivland belehnt. Aber auch

nach dem Tode Gustav Adolfs sehen wir ihn das Schwert gegen die Polen ziehen. Als Rittmeister der livländischen Adelsfahne überfiel er das 1635 durch einen plötzlichen Handstreich der Polen besetzte Schloß Sunzel in Südlivland. Ebenso jäh überrumpelte er nun die Besatzung und ließ sie — ein rauher Haudegen seiner Tage — mitsamt Weib und Kind über die Klinge springen.

Mit Beginn der nun folgenden Friedensepoche wurde Mengden Landrichter im Kokenhusenschen Kreise. Immer stärker wuchs er in die öffentlichen Dinge der Landschaft hinein; es war ihm klar, daß ein Wiederaufbau Livlands nach den Jahrzehnten der Polenkriege wohl an die staatlich-administrativen Ansätze Gustav Adolfs anknüpfen konnte, zugleich aber vom eigenständigen Geist der heimatlichen Scholle geformt sein müsse. Noch zu Lebzeiten des Königs hatte er in Stockholm mit Axel Oxenstierna wegen der staatsrechtlichen Stellung Livlands verhandelt. Vor allem verfocht er energisch seinen politischen Zeitgedanken, aus Livland und Estland „ein Corpus“, ein einheitliches Verwaltungsgebiet, zu machen; allein vergeblich: die beiden Provinzen blieben getrennt.

Das Jahr 1643 bringt Mengden als Ritterschaftshauptmann — später Landmarschall genannt — an die Spitze Livlands. Im selben Jahre genehmigt die Vormundschaftsregierung die Begründung eines aus drei deutschen und drei schwedischen Edelleuten bestehenden Landratskollegiums. Von nun ab waren die Landräte, deren Zahl später auf zwölf erhöht wurde, Berater des Generalgouverneurs und als solche gewissermaßen Regierungsbeamte der Provinz, die in ihnen sich selbst regierte. Mengdens Bemühungen war es zu danken, wenn im Jahre 1648 die Bestätigung sämtlicher Landesprivilegien durch die Königin Christine — als Schlußstein der ganzen Entwicklung — erreicht wurde. Noch zeigten sich keine Spannungen zwischen Landschaft und Krone. Es war bezeichnend, daß die Königin Christine den Mann, der die Eigenständigkeit Livlands im Rahmen des schwedischen Gesamtreichs fest begründet hatte, durch die Erhebung zum Freiherrn von Altenwoga im Jahre 1653 ehrte.

In Gustav von Mengden — dem Sohne — treten uns dieselbe administrative Begabung, der feste mannhaft-mutige Charakter und die starke Verbundenheit mit dem Heimatboden entgegen, die schon dem Vater eigen gewesen waren. Weil sich diese Eigenschaften aber bei ihm vielleicht als mütterliches (Rosensches) Erbteil mit vielseitiger Begabung und lebendigem Geiste, einem starken Gemütsempfinden und einer ausgesprochen künstlerischen Ader verbinden, erscheint er als die ungleich reichere und glänzendere Persönlichkeit.

Geboren in den Jahren des Polenkrieges, am 17. April 1627, wuchs Gustav von Mengden inmitten des ausgedehnten Güterbesitzes seiner Eltern auf. Trotz der bewegten Zeit muß er eine außerordentlich sorgfältige Erziehung erhalten haben. Seine späteren schriftstellerischen Arbeiten, die reiche Kenntnisse und ausgezeichnete Sprachbeherrschung aufweisen, bezeugen es. Näheres über seine Jugendjahre wissen wir nicht. Schon mit achtundzwanzig Jahren steht er als Landrichter an der Seite des Vaters im Landesdienst. Der Einfall der Russen im Jahre 1656 verlangte von ihm die militärische Bewährung.

Der polnisch-schwedische Erbfolgekrieg unter Karl X. Gustav war in sein kritisches Stadium getreten. Der Fall Warschau und Krakaus schien einen Zerfall oder eine Teilung der „königlichen Republik“ herbeiführen zu wollen. Da griff Rußland ein. Mit einem ungeheuren Heer brach Alexei Michailowitsch in das schwedische Livland ein, eroberte Dorpat, dessen Universität ihre Tätigkeit einstellen mußte, und belagerte, die Düna abwärts ziehend, Riga. Das flache Land wurde entsetzlich verwüstet; nur schwache Kräfte waren zum Schutze der Provinz vorhanden. Da sehen wir Gustav Mengden als Major der livländischen Adelsfahne in einem Gefecht an der Aa tapfer auf die Russen einhauen: mit 380 Reitern schlug er den fast zehnfach überlegenen Feind siegreich zurück. Er selbst wurde verwundet.

Bald darauf wird er Landmarschall, und das Jahr der Friedensschlüsse von Oliva und Kardis (1660) brachte ihm die Landratswürde. Zwanzig Jahre lang bekleidete er dieses Amt — ein einzig dastehender Fall in der livländischen Geschichte — als Kollege seines Vaters. Eine der ersten Aufgaben, die dem dreiunddreißigjährigen Landrat zufiel, war die Vertretung der Landesinteressen in Stockholm, die er an der Spitze einer Delegation wahrzunehmen hatte. Es galt die Rechte der Provinz der neuingesetzten Vormundschaftsregierung gegenüber in Erinnerung zu bringen. Mengden gelang es, günstige Ergebnisse zu erzielen. Es muß für den Vater ein stolzer Augenblick gewesen sein, als sein Sohn dem versammelten Landtag den Rechenschaftsbericht vorlegte und das königliche Dekret verlas, woraufhin er selbst, als Senior der Landräte, das Wort ergriff, um den Deputierten und damit auch deren Haupt den Dank des Landes auszusprechen.

Von größerer Bedeutung war die Delegation des Jahres 1678. Mengden hatte sich mittlerweile eines wachsenden Vertrauens von Seiten der schwedischen Regierung erfreuen können. Er hatte zur Vertretung Schwedens bei Verhandlungen mit den Russen an der Pljussa gehört; 1666 war er Chef der livländischen Adelsfahne

geworden und daraufhin zum Generalmajor ernannt worden. Als Vertreter seiner Landschaft begegnen wir Mengden bald an der Spitze einer ritterschaftlichen Abordnung, bald darauf wieder bei Karl XI. im Lager zu Ljungby. Es galt, die Bestätigung der Privilegien zu erwirken, zugleich aber Gewißheit zu erlangen in der Livland schon seit längerer Zeit mit Sorge erfüllenden Frage der drohenden schwedischen Güterreduktion. Die Güterreduktion sollte sich zunächst zwar nur auf die Einziehung der livländischen Großgüter des schwedischen Hochadels beschränken, doch ist sie entgegen den damals von Karl XI. abgegebenen Versicherungen später auch auf die Besitzungen des livländischen Stammadels ausgedehnt worden. Es war das Verhängnis Livlands, daß sich schließlich Absolutismus und ständische Freiheit starr gegenüberstanden. Wenn die Ritterschaft aber in diesem Kampfe nicht nur ihre Standesvorrechte, sondern das Landesrecht und damit die deutsche Führung der Provinzen gegen den vordringenden schwedischen Zentralismus verteidigt, so kämpfte sie auf einem Felde, das Gustav Mengden geebnet hatte.

Die öffentlich-politische Tätigkeit Mengdens wurde im Jahre 1679 durch ein unheilvolles Duell seines Sohnes Otto Reinhold jäh unterbrochen, in das auch der Vater verwickelt war. Tatsache ist, daß sich beide — Vater und Sohn — einem gegen sie eröffneten peinlichen Verfahren durch die Flucht entzogen. Das Kriegsgericht verurteilte den Sohn in contumaciam zum Tode. Das Urteil ist nie vollstreckt worden, da der jüngere Mengden in Kurland blieb. Der Vater dagegen wurde zu 3000 Talern Buße verurteilt, weil er „auff unterschiedene Weise vor und in dem an sich selbst hochverbotenen Duell gar merklich übelgetan“.

Der Mensch der Barockzeit konnte tatkräftig und lebensbejahend im vollen brausenden Leben seiner Tage stehen. Stets lag seinem stark empfindenden Gefühlsleben aber auch ein Zug zum Metaphysischen und Religiösen zugrunde. So war auch Mengden von jeher von tiefer Frömmigkeit erfüllt gewesen. Das plötzliche Ausscheiden aus der politischen Tätigkeit mag bei ihm innere Kräfte geweckt haben, die er bisher nicht genützt hatte. Eine Reihe geistlicher Lieder entströmten seinem Herzen. Aber noch mehr. Es drängte ihn dazu, ihnen auch melodisch eine Form zu geben. „Sonntagsgedanken eines Christen“ ist der Titel des einen Bandes seiner geistlichen Gesänge; der andere bringt die Vertonung der in Reimform gebrachten Psalmen Davids. Wenn das Werk auch erst 1686 in Riga gedruckt wurde, ist doch seine Entstehung mit ziemlicher Sicherheit in diese Jahre der Muße zu verlegen. Mengdens Choräle sind bald in Vergessenheit geraten; erst zweihundert Jahre später ist eine kleine Auswahl neu aufgelegt und herausgegeben worden.

Bald nach dem großen Stockholmer Reichstag, der die Reduktion der Güter in Schweden beschloß, war in Livland eine Kommission an die Arbeit getreten, die die Besitztitel der Güter des schwedischen Hochadels zu prüfen begann. Ihre Tätigkeit reizte zur Kritik. In Mengden regten sich Verachtung und Spottlust, und so griff er zur Feder.

„De fief Düwelskinder“ ist der Titel des niederdeutschen Spottgedichtes, das in seiner beißenden Ironie die volle Schale der Verachtung über die schwedische Reduktionskommission ausgießt. Gustav Mengden ist durch dieses Gedicht zum letzten niederdeutschen Dichter des Baltikums geworden. Im Mittelalter Umgangssprache des baltischen Deutschtums, ist das Niederdeutsche im mündlichen Verkehr im achtzehnten Jahrhundert endgültig vom Hochdeutschen verdrängt worden. Als Schriftsprache hatte sich jedoch das Hochdeutsche bereits um 1600 durchgesetzt. Hier in Mengdens Düwelskindern tritt uns ein Spätling der niederdeutschen Sprachform entgegen. Es ist anzunehmen, daß der Verfasser das Platt als besonders geeignet für die satirische Dichtform erachtet hat; dabei überrascht die leichte und geistvolle Gewandtheit, mit der er es zu handhaben weiß.

Karl XI., dem Mengden die Worte: „Privilegien, old Pappier, döcht nicht better als int Füer“ in den Mund legt, soll im ersten Zorne gedroht haben, den anonymen Verfasser rädern zu lassen. Mannhaft trat Mengden nun aus seiner Anonymität heraus und bekannte sich zu den Versen. Mag es die Erinnerung an die frühere Gunst sein, die er am Stockholmer Hofe genossen hatte, oder die Fürsprache des Grafen Hastfer, der ihm, obgleich sie in verschiedenen Lagern standen, wohlgesinnt war: der König reduzierte seine Drohung auf eine Verwarnung und ließ ihm — wie eine alte Anekdote berichtet — in humoristischer Anspielung eine goldene Kette überreichen.

Der Kampf um die Reduktion in Livland ging weiter. Auf dem Landtage von 1681 wurden die königlichen Forderungen vorgebracht, die nunmehr die Reduktion für das ganze Land ankündigten.

Es kann einen nicht Wunder nehmen, daß Mengden sich gedrängt fühlte, dazu Stellung zu nehmen. Und so übermittelte er dem im Juli eröffneten Landtage sein „Pro Memoria“, die markante Denkschrift jener bewegten Tage. Schon gleich die Eröffnungsworte klingen wie das Bekenntnis eines sich seines Rechts und seiner Kraft bewußten und in Verantwortung fürs Gemeinwohl geprüften Mannes „Ne quid temere, ne quid timide!“ Wie zweihundert Jahre später Schirren, hält hier Gustav Mengden dem Absolutismus des Herrschers das verbrieftete Recht auf der

einen und die Treue Livlands auf der anderen Seite entgegen. Durch seinen Protest gegen die drohende Reduktion hallt die Mahnung, sich zu keinem Kompromiß zu bequemen, nicht mit den schwedischen Reichsständen zu verhandeln und als freie Ritterschaft zu den königlichen Vorschlägen Stellung zu nehmen. Um aber das gute Recht des Landes darlegen zu können, müßte das einschlägige Material gesammelt werden, denn: „wer fechten will, muß ein Gewehr haben“.

Die Wirkung der Mengdenschen Denkschrift war stark. Noch stärker konnte er auf den Gang der Ereignisse seit seiner Rückkehr einwirken. Anfang 1682 war er „frisch und gesund“, wie er selbst in seinem Tagebuch verzeichnet, nach Riga zurückgekehrt. Mancherlei hatte sich in der Heimat verändert. Die Ritterschaft stand vor bangen Entscheidungen. Gustav Mengden reißt die Zügel an sich. Er wird das eigentliche Haupt der reduktionsfeindlichen Partei, persönlich in Stockholm und durch von ihm verfaßte Denkschriften des Landtages an den König und Generalgouverneur setzt er sich auf das energischste für das Recht des Landes ein. Hinter allem spürt man den starken, dabei gebändigten Willen des unbeugsamen Mannes, der es zu verhindern wußte, daß der livländische Landtag den ihn unwürdig dünkenden Weg der Verhandlungen beschritt. Vielleicht unterschätzte er die starre Konsequenz der anderen Seite. Der König gab nicht nach, und so konnte auch Mengden den weiteren katastrophalen Ablauf des Konflikts weder aufhalten noch verhindern.

Immer eindeutiger wuchs der Reduktionskonflikt zu einem großen Kampf um das Landesrecht aus. Das harte Ende dieses Kampfes — die Verhaftung und das Todesurteil über die livländischen Delegierten, darunter seinen später begnadigten Sohn Johann Albrecht, und vor allem die Auflösung der Landesverfassung — zu erleben, blieb dem alten Vorkämpfer livländischer Freiheit erspart: am 16. Dezember 1688, im 62. Lebensjahre, endete der Tod frühzeitig sein unbeugsames Kämpfendasein. In die entstandene Lücke sprang Patkul. Entschlossener und hemmungsloser packte der Jüngere die Verteidigung des Landesrechtes an; „vortrefflich aber“ — sagt ein späterer Biograph —, „wenn seinen aufbrausenden Wein Mengden mit seinem stillen aber hellen Wasser hätte mäßigen können“.

HERZOG JAKOB VON KURLAND

Um Fürstenmacht und Seegeltung

In Plettenberg und Patkul ist die Nachwelt gewohnt die hervorragendsten Gestalten der Geschichte des Baltenlandes zu sehen. Beide ragen auch aus den Grenzen ihres baltischen Lebenskreises hinaus, aber sie ragen wie Eckpfeiler, wie Anfangs- und Endmal einer nicht heilvollen Entwicklung, die sich zwischen ihnen spannt. Es ist der leidensvolle Weg vom Zusammenbruch des mittelalterlichen livländischen Gesamtstaates zwischen Memel und Narve über die kampfduchtochte Zeit des Ringens der Mächte um sein Erbe, über das System des ständischen Landesstaates bis zum Anschluß an das Zarenreich.

Plettenbergs Kraft lag im Verteidigen einer starken und edlen, aber bereits sterbenden oder schon toten Vergangenheit. Er konnte nicht mehr bauen.

Patkul mußte eine wirkliche staatsmännische Leistung versagt bleiben. Es blieb beim großartigen diplomatischen Spiel, an dem er schließlich scheiterte.

Zwischen beiden aber steht ein dritter Mann, dessen Name in der Geschichte des Baltenlandes wie in der gesamtdeutschen Geschichte bisher zu wenig genannt worden ist. Der Lebenskampf dieses Mannes ging darum, die von ihm als verderblich erkannte Entwicklung seiner Heimat nach Westen, zur Ostsee, zum Reiche hin zu werden. Wenn der Maßstab für die geschichtliche Größe einer Persönlichkeit nicht in ihrer Handlungsstärke an sich liegt, sondern in ihrer schöpferischen Leistung für eine höhere Ganzheit, dann ist Herzog Jakob von Kurland in der Geschichte seines Landes wie der seines Volkes ein höherer Platz einzuräumen als bisher.

Eine kurze dramatische Entwicklungslinie führt auf ihn hin. Sein Vorläufer war sein Großvater, Gotthard Kettler, der letzte deutsche Ordensmeister, welcher den ihm gebliebenen Rest staatlicher Gewalt in Livland, 1561 als Herzog von Kurland und Semgallen unter persönlicher Lehnshoheit des Königs-Großfürsten Sigismund August von Polen-Litauen, rettete. Gotthard Kettler stammt aus kleinem westfälischem Landadel, und seine Laufbahn als Glücksritter an verschiedenen Höfen und schließlich im Orden brachte ihm zunächst keinen guten Namen. Sein Staatswesen, das er vergeblich auch über das überdünische Livland auszudehnen suchte,

war tatsächlich nichts als ein militärisch unhaltbarer Reststreifen („Fetzen“ sagte er) längs der Düna, durchlöchert von etlichen ganz oder halb unabhängigen oder verpfändeten Gebieten, ausgeschlossener selbst von der natürlichen Hauptstadt Riga. Noch bevor der verwüstende Russenkrieg beigelegt war, versuchte Gotthard wenigstens die Grundlagen eines neuzeitlichen Staates zu schaffen. Ausdrücklich hatte der Polenkönig ihm das Recht eigener deutscher Regierung, deutscher Verwaltung, Rechtsprechung und Kirche, seinem deutschen Adel aber eine weitgehende Mitregierung zugesichert. Sein Erfolg war die geglückte Dynastiebildung, sein größter Fehler, daß er 1587 sterbend seine mühsam erkämpfte Landesherrngewalt unter seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm zweiteilte.

Dieser Schritt führte bald zu einem neuen Zusammenbruch des deutschen Staatsgedankens im Baltienland. Während der ältere Sohn, ein stiller und unbegabter Mensch, sich allen Ansprüchen bald fügte, entwickelte sein jüngerer Bruder Wilhelm sich zu einer eigenartigen Persönlichkeit, ebenso klug wie geckenhaft, ebenso tatkräftig wie bis zur Roheit leidenschaftlich. In ihm lebten die unklaren Vorstellungen einer absolutistischen deutschen Staatsbildung fort. In mehreren kühnen Schlägen gegen die Adelpartei wäre ihm fast die Einigung des überdünischen Landes gelungen, als ein ungeschickt und blutig in Mitau unternommener Staatsstreichversuch scheiterte. Jety hatte der Adel die Möglichkeit eines Gerichtsverfahrens, das zu seiner Absetzung führte.

Schwer traf ihn das Geschick: er hatte die Verbindung mit dem Reiche gesucht und gefunden, indem er sich eine hohenzollerische Gattin holte. Er verlor sie 1610, als sie einem Sohne das Leben schenkte, der den Namen Jakob erhielt. 1612 schon trennte sich der Herzog, einen Mordanschlag befürchtend, von dem Kinde und ließ es an den schwiegerväterlichen Hof nach Königsberg bringen. 1616 verließ er selbst als Flüchtling sein Land. In vergeblichen Wiedereroberungsplänen verzehrte er bis zu seinem einsamen Tode 1641 im Reiche seine Lebenskraft und seine Mittel. 1617 mußte sein Bruder Friedrich, der gegen die polnischen Umtriebe nur mit Mühe sich die Herzogswürde gerettet hatte, in der „Regimentsformel“ die tatsächliche Regierungsgewalt in die Hand der Stände geben. Schwer ist es, hier Schuld und Schicksal zu scheiden.

Herzog Friedrich, alt, kinderlos und kränklich, zog sich immer mehr auf seine Landgüter zurück. Auf einem einzigen jungen Menschen, einem damals noch schwächtigen und blassen Knaben, ruhte Kurlands ganze Zukunft.

Und doch schlummerte in diesem Knaben, Wilhelms Sohn Jakob, wirklich der Staatsmann, der diese so schwer und dunkel scheinende Zukunft meistern, ja zum Glanze eines, wenn auch kurzen, so doch hellen Ruhmes wenden sollte. Er stand nicht allein da. Er ist eine der Gestalten jener unruhvollen und unausgeglichener Epoche, die neben viel Blut und Grauen einen Richelieu, Cromwell, Wallenstein, Karl von Zweibrücken, Großen Kurfürsten hervorbrachte: Persönlichkeiten besonderer Eigenwilligkeit, die nur oft ihrer Umwelt so weit vorausdachten und voraushandelten, daß sie im Erfolge tragisch scheiterten. In diese Reihe gehört auch Jakob von Kurland, der jenes Ländchen vom Pufferstaat und Spielball zwischen Großmächten selbst in den glänzenden, aber gefahrvollen Strudel der Weltpolitik führte, dessen Schiffe und Truppen seinen Namen und seines Landes Farben um den halben Erdball in fremde Weltteile trugen.

Wir besitzen von Jakob nur zwei einigermaßen unmittelbare Abbildungen. Das eine, noch im Reiche gemalte Porträt zeigt ihn als fünfzehnjährigen Knaben: auffallend durchsichtig blaß und frühgereift, mit großen, blauen Augen, feingebogener Nase, gekräuseltem, dunkelblondem Haar, der ihn kennzeichnenden großen vorspringenden Oberlippe über leicht fliehendem Kinn. Ein späteres Porträt zeigt neben der großen vorspringenden Nase den etwas fleischig gewordenen großen Mund mit der typischen Oberlippe, einen kräftigen Knebelbart, über allem die großen harten, etwas leidenden und ruhigen, blauen Augen, die hohe bereits verkniffene Stirn, dunkelblondes, ergrauendes Haar. Im ganzen ein durchaus hohenzollerischer Typ. Die Statur blieb klein und beweglich. Nehmen wir noch die ganz unzeitgemäß steile und eigensinnig hakende Handschrift hinzu, all die in seiner Lebenspolitik erscheinenden Züge von Verrantheit und Verstiegheit neben ungewöhnlicher Einsichtfülle, von Grausamkeit, endlich Unrast, Ungeduld, Inkonsequenz, so gewinnen wir das Bild dieses genialen, aber unausgeglichener Mannes.

Eine harte Kindheitsschule prägte seine geniale Persönlichkeit. Von Königsberg führte man den Heimatlosen nach Berlin, schickte ihn als Dreizehnjährigen nach Rostock und Leipzig auf die Hochschule. Früh machte er größere Seereisen und kehrte schließlich zum Hofe seines Oheims Friedrich in die Heimat zurück. Er schulte sich dort in Güterwirtschaft und Staatsgeschäften. Von Jugendschwärmen und Liebeshändeln finden wir nichts. In großen steilen Lettern schrieb er nach allen Seiten ernste lateinische Schreiben. Seinen Mann stand der Zweiundzwanzigjährige, als er 1636 in den größten Kriegswirren mit diplomatischem Geschick in Warschau die Anerkennung seiner Erbfolge gegen eine Welt von Gegnern durch-



Johann Reinhold von Patkul (1660—1707)



Ernestus Gideon
Regi Aust. Militaris, Theresiani
Ap. N. a Secretariis Constitus
et unius Legionis



Baro de Laudon
Magne Curie Eques S. C. R.
Generalis Campi-Marschallus
Reichsritzer Chulowitzer

Gideon Ernst von Laudon, General (1717–1790)

setzte. 1635 beteiligte er sich am polnischen Feldzuge gegen Rußland. Dann unternahm er seine zweite große westliche „Peregrination“. Er weilte lange Zeit in Holland, lernte dort Schiffsbau, Navigation, Technik und Staatswissenschaften. Zuletzt begab er sich nach Paris und vielleicht auch nach London. Er soll Mazarin und König Karl II., seinen Patenbruder, besucht haben.

Es waren die entscheidenden Jahre für ihn. Aus seinem künftigen Staate „ein zweites Holland“ zu machen, war seitdem sein oft ausgesprochenes Ziel. Stellt man die Äußerungen seiner Jugendbriefe zusammen, so findet man tatsächlich ein klar umrissenes Programm. Es läßt sich mit der Formel „absoluter Staat“ bezeichnen: nach innen als unbedingte Herrschaft über alle staatlichen und volklichen Kräfte, nach außen als Gleichberechtigung in der internationalen Staaten- und Fürstenwelt. Der hilflose und geduldete teilbaltische Pufferstaat Kurland mußte, wollte er überhaupt sein Fortbestehen sichern, zu einer unabhängigen, unantastbaren deutschen Ostseemacht gleichberechtigt neben den anderen Staaten werden.

Eine interessante Gleichung zeigt sich in der Lebenspolitik Jakobs und der seines Neffen und späteren Schwagers, des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auch diesem ging es um die Bildung einer neutralen protestantisch-deutschen Ostseemacht mit Preußen als Kern neben den katholischen Gewalten des Reiches und Polens. Doch kann weder von einem Bündnis der beiden Fürsten, noch von einer bewußten Gemeinsamkeit überhaupt und am wenigsten, wie oft leichthin behauptet, von einem Klienten- oder gar Schülerverhältnis des Herzogs zum Kurfürsten die Rede sein. Eine oberflächliche Prüfung der Sachlage zeigt schon, daß der um ein Jahrzehnt jüngere Kurfürst zumindest auf see- und kolonial-politischem Gebiete Schüler und, wenn man will, Vollender des Werkes seines kurländischen Oheims gewesen ist.

Jakob schuf sein Werk allein aus sich heraus, so gut wie ohne Rückhalt in seinem Lande. Als er 1639, nachdem er neue polnische Vorstöße abgewehrt und seine endgültige Anerkennung durchgesetzt hatte, seinem Oheim die Regierungsgeschäfte abzunehmen begann, fand er nur „Ruinen, auf denen Nesseln wuchsen“. Von den feindlichen oder abseits stehenden Ständen war nicht viel zu erreichen, und so begann er das einzigartig kühne Werk, seinen Staat von außen nach innen zu konstruieren. Seine vor den Grenzen erstarkte Macht sollte dann überwältigend auf das Land übertragen werden. Er begriff, daß nicht der östliche Boden, sondern das nach Westen freie Meer die Lebensquelle seines Landes war und zur Grundlage seiner Macht werden mußte. Die sofort einsetzende scharf westliche Einstellung

seiner Politik, ohne Aufgabe der geschichtlichen Mittlerstellung nach Osten, war seine befreiende Tat. Aber mangels einer verankernden Grundlage mußte der Schwerpunkt förmlich vom festen Boden weg auf die grenzen- und stützenlose See verlagert werden. Auf den Meeren, ja Ozeanen sollte die Lösung der kurländischen Unabhängigkeitsfrage erzwungen werden. „Navigare necesse est“ ließ Jakob auf den Mittelspant eines jeden seiner Schiffe schreiben.

Es war seine Geniezeit. Als erster Ostseefürst führte er ein Menschenalter vor dem Wirken Colberts in einem knappen Jahrzehnt ein vorbildliches Merkantilsystem durch, und zwar mittels der Industrialisierung seines unerschlossenen Bodens und der Kommerzialisierung seines meist noch unbeweglichen Vermögens. Seine Fabriken und Werke wurden weltberühmt und belieferten selbst England und Portugal. Mit großer Sachkenntnis und unermüdlischer Arbeitskraft leitete und überwachte er selbst alle Einzelheiten. Nicht minder wirkte er, angeblich oft selbst mit dem Beil, beim Bau seiner Handelsflotte mit. Haertogh Schipper — Schifferherzog nannten ihn die Holländer. Ganz Europa überzog er mit einem Netz von Gesandten und Agenten. Er wurde zu einem der größten Kaufleute und Lieferanten des Ostseegebietes. Bis in die Levante, bis nach Guinea und Südamerika streiften bald seine Schiffe.

Nicht genug. Er erwarb selbst zwei Kolonien. Es waren die ersten deutschen, sieht man von den Privatbesitzungen der Fugger und Welser im 16. Jahrhundert ab. 1651 besetzte er als Handelskolonie die Mündung des Gambiastromes in Nordguinea. Bathurst, bekannt als Stützpunkt der deutschen Ozeanflugpost, ist nachweislich seine Gründung. 1654 erwarb er die Insel Tobago in Westindien und versuchte, sie zur Plantagenkolonie großen Stils zu machen. Auch an zahlreichen anderen Weltunternehmen beteiligte er sich, doch erreichte er sein Ziel, eine Besizung im reichen Ostindien, nur unvollkommen. Selten war der Typ eines Roi marchand, des fürstlichen Kaufmanns, so rein verwirklicht wie in ihm. Er gehört zweifellos zu den größten Unternehmern seiner Zeit.

Deutsch blieb seine Gesinnung sein Leben lang. Sein Lebensziel, des Reiches Fürst zu werden, suchte er durch die Erwerbung eines „zweiten Staates“, eines auf Reichsboden gelegenen Fürstentums zu erreichen. So bewarb er sich auf Grund berechtigter Ansprüche um Cleve und Jägerndorf. Doch beide Male war es der brandenburgische Schwager, dessen Machtpläne er dadurch störte und der ihm seinen Plan vereitelte. 1654 konnte Jakob sich wenigstens den Reichsfürstentitel erwerben.

Seine Hoffnung auf eine Reichsstandschaft scheiterte eigentlich nur an der Bürokratie der Wiener Kanzlei. So blieb er auch als Deutscher einsam und ohne Rückhalt im Reich.

Denn innenpolitisch waren und blieben ihm die Hände gebunden. Hier wird die ganze Tragik seines Lebens und Wirkens offenbar. Seine Vorgänger hatten die tragende deutsche Schicht des Staates, den Adel, zum Gegenpol des fürstlichen deutschen Staatsbegriffs werden lassen. Jakob aber suchte seine Kraft in der Außenpolitik nicht zur Niederbrechung des Adels, wie sein Neffe in Berlin, sondern zur Entspannung zwischen den beiden Polen auszunutzen. Das bedeutete den Verzicht auf die Militärmonarchie nach brandenburgischem Muster. Er blieb gezwungen, bei seinen Welt- und Kolonialunternehmen sich mit minderwertigen, zusammengeworbenen Söldnern und gegen seine Nachbarmächte sich mit dem veralteten und unzulänglichen „Roßdienst“ des Adels zu begnügen. Als er am Ziel nicht nur seiner Seepolitik, sondern auch des inneren Aufbaus stand, als der äußere endlich zum inneren Siege führte, brach sein ganzer Bau an der militärischen Machtlosigkeit zusammen. Der Adel bewilligte endlich das stehende Heer, als der Staat schon unter dem Drucke seiner Nachbarn verloren war. Der Verlierende aber war das Deutschtum.

Denn seine außenpolitische Lage hatte sich immer bedrohlicher gestaltet. Jakob begann seine Weltpolitik eben, als der Gegensatz zwischen dem aufsteigenden englischen und dem untergehenden holländischen Weltreich zu erbitterten Kriegen führte, in denen Jakobs Macht schließlich zerrieben wurde. Auch im Ostseeraum geriet er rasch in die Zange der Gegensätze aller Mächte untereinander: Hollands, Schwedens, Dänemarks, Polens, Brandenburgs und Rußlands. Als sein großer Lübecker Kongreß 1651—53 nicht zum Ausgleich führte, suchte er sich in zweiseitigen „Nichtangriffspakten“ zu sichern. Umsonst, der gefürchtete Krieg um das *Dominium maris baltici* (Kurland) brach schon 1655 aus. Mit seinem rasch improvisierten Heer konnte er eine Politik der starken Neutralität nicht aufrechterhalten. In einem strategisch günstigen Augenblick, in der Michaelsnacht 1658, überfielen die Schweden seine Hauptstadt. Jakob wehrte sich mit persönlicher Tapferkeit, vermochte aber seine Wegführung als Gefangener nach Iwangorod nicht zu hindern. Er hatte den Kampf seines Lebens verloren.

Zwar erhielt Jakob im folgenden Frieden zu Oliva 1660 Freiheit und Land zurück, doch sein Lebenswerk lag in Trümmern. Sein Berliner Schwager erreichte in Oliva sein Ziel: die Unabhängigkeit Preußens. Es war die Geburtsstunde der

kommenden Großmacht. Jakob aber vermochte die Lehnshoheit des Polenkönigs nicht abzuschütteln und seine eingeengte Lage nicht zu bessern.

Wieder lag das Land schwer danieder. Mit bewundernswerter Tatkraft und Zähigkeit führte er den Neuaufbau seines Systems durch. Unbeirrt bleibt sein Blick auf die See, nach Westen gerichtet. Er baute seine verlorene Flotte neu und eroberte schließlich Tobago zurück. Aber in blutigen Kämpfen um diese Kolonie, in immer erneutem Wiederaufbau nach Hungerjahren und Mißerfolgen verzehrte er seine Kraft. Mit dem Ausbleiben tatsächlicher Erfolge wuchsen jetzt seine rastlosen Pläne ins Verrannte, ja Krankhafte. Es war bei weitem nicht das erträumte mächtige deutsche Staatswesen an der Ostsee, dem er Kraft und Gesundheit opferte. Die polnische Fessel wurde schmerzlos, weil immer lockerer. Aber der Druck der Feindmächte auf See wuchs. Eine neue Weltmacht, Frankreich, machte ihm lange die Schifffahrt fast unmöglich. Der Anschluß an das Reich, den er heftiger denn je erstrebte, scheiterte wieder an der Engherzigkeit und Selbstsucht der deutschen Fürsten.

Jakobs Zeit lief ab. Aus dem verbissenen Kämpfer wurde ein alter Sonderling, den die Umgebung ängstlich mied, den die Umwelt verlachte. Bis zuletzt in seiner Riesenarbeit, rechnend, planend, fast täglich an seine Gesandten in London und Paris Befehle jagend, starb er schließlich, knapp siebzigjährig, einsam in der Sylvesternacht des Jahres 1681.

Es war ein großes, geordnetes und klares Erbe, das er hinterließ. Aber sein ältester Sohn und Nachfolger, Friedrich Kasimir, verschwendete und vertat dieses Erbe in wenig mehr als einem Jahrzehnt. Die tüchtigen jüngeren Brüder verloren sich in fremden Kriegsdiensten. Die Regierung rissen immer mehr die Stände an sich. Die jähe Verlagerung des Schwerpunktes im Ostseeraum nach Osten verführte das Herzogtum bald zum Abfall von den seepolitischen und zum Reiche tendierenden Daseinsgrundlagen, die Jakob ihm gegeben. Das übersteigerte Prinzip einer isolierten Neutralitätspolitik führte zum Zusammenbruch. Das Reich, die deutschen Fürsten, aber auch die Westmächte, die sich erst zu „Schützern“ aufgeworfen hatten, versagten Kurland ihren Schutz. Es fiel der großen, östlichen Kontinentalmacht anheim. Die Parallele zum Geschehen unserer Tage ist offenbar. Auch das moderne Lettland, das gerne, aber völlig fälschlich sich als „Nachfolgestaat des alten Kurland“ gerierte, erfuhr dasselbe Schicksal.

Jakob blieb mit seinem Werke vereinzelt. Er war kein Denker gewesen. Er schrieb keine wegweisenden Gedanken nieder. Aber er war eine deutsche Gestalt,

ein „Deutscher ohne Deutschland“. Er setzte sich ein und verzehrte sich. Er stand zwischen den Eckpfeilern Plettenberg und Patkul als ein Führer, der die Kräfte und Ideen seiner Zeit zu nutzen wußte zum Besten seines Landes. Als solcher gehört er mehr als andere unter die Führenden und Wegweisenden nicht nur in der Geschichte seiner engeren, baltischen Heimat, sondern auch in der seines deutschen Volkes.

JOHANN REINHOLD VON PATKUL

Patriot oder Verräter?

Unter starken, leidenschaftlich geschwungenen Brauen blicken aus einem vollen Gesicht, von einer großen, dunklen Allongeperücke umrahmt, helle, scharfe Augen. Eine tiefe Falte senkrecht über der fleischigen Nase, zusammengepreßte, schmale Lippen und ein vorspringendes Kinn vermitteln den Eindruck von Energie, ja von mehr, von Rücksichtslosigkeit. So sah er aus, der 1660 in Stockholm unter einem Unstern geboren worden war, dessen Geburt schon wie ein böses Omen für sein Leben schien. Johann Reinhold Patkul wurde im Stockholmer Gefängnis geboren, denn die Mutter teilte freiwillig die Haft ihres Gatten Friedrich Wilhelm Patkul, der im Verdacht stand, während des Krieges Karls X. Gustav gegen Polen und Rußland seinen Treueid gebrochen zu haben. Bei der Eroberung der Stadt Wolmar durch polnische Truppen war auch Friedrich Wilhelm Patkul gefangen-genommen worden. Durch starken Druck war er mit einigen Standesgenossen gezwungen worden, dem polnischen König Treue zu schwören. Nachdem Wolmar wieder schwedisch geworden war, wurde Patkul verhaftet und nach Stockholm gebracht, wo er zwei Jahre in Haft gehalten, schließlich aber freigelassen wurde. Ein nachdenkliches Vorspiel zu der großen Tragödie des Sohnes.

Johann Reinhold Patkul erhielt im Unterricht durch Hauslehrer eine gute und umfassende Bildung, die auch den sehr strengen Anforderungen der Zeit genügte. Anschließend machte er eine Bildungsreise in den Westen und studierte an mehreren Universitäten, darunter in Kiel. Nach Erreichung seiner Volljährigkeit brach er Studien und Reisen ab und kehrte nach Livland zurück. Seine Vermögensverhältnisse waren recht verwickelt und die väterlichen Erbgüter zum Teil verschuldet. Patkul sah sich genötigt, Prozesse zu führen, die sich, ohne abzureißen, einer an den anderen reihten und bei denen der Zwanzigjährige eine ebenso auffallende

Hartnäckigkeit wie erstaunliche Gewandtheit an den Tag legte. Diese Neigung zu prozessieren, scheint er vom Vater ererbt zu haben, der ebenfalls mit aller Welt in Streit lag. Man hat aus einigen Prozessen gegen Johann Reinhold Patkul eine besondere Brutalität Patkuls herauslesen wollen, aber zu Unrecht. Gewiß ist er nicht besonders zartfühlend gewesen, aber auch nicht gewalttätiger, als es dem rohen Zeitgeist entsprach. Er überwarf sich infolge von Prozessen mit seinem Bruder, mit seinem Regimentsoberst, mit seinen Nachbarn. Schlimme Folgen hatte ein Zwischenfall mit dem Ratsherrn Reuter, den Patkul tötlich angegriffen hatte, weil er den Rigaschen Rat, den Patkul schmähte, in Schutz nahm. Die Folge war, daß sowohl Reuter, dem Patkul schwer verschuldet war, wie der Rigaer Rat gegen Patkul gerichtlich vorgingen. Nicht nur daß dadurch die Abreise Patkuls als Deputierter der Livländischen Ritterschaft verzögert wurde, in Stockholm war er durch diesen Streit unliebsam aufgefallen.

Bei flüchtiger Betrachtung mag Patkul als eigensüchtiger und unverträglicher Zänker erscheinen, es steckte aber doch mehr in ihm. Gewiß trat Patkul gern in Prozessen auf, weil er dort seine juristische Findigkeit, seine glänzende Beherrschung des Worts und seine Zähigkeit entfalten konnte; es trieb ihn dazu eine Ehrliebe, die zuweilen übersteigert erscheint, und die Unfähigkeit, irgendwelche Beschränkungen seiner Person zu ertragen. Das Barock war das Zeitalter des subjektiven Individualismus. Es führte starke Persönlichkeiten zur Höhe ihrer Geltungskraft, verführte sie aber auch zu jeglichem Mißbrauch aus Selbstherrlichkeit. Im Besitze der von seinen Zeitgenossen hochgeschätzten Eigenschaften erschien er trotz seiner Jugendlichkeit dazu geeignet, die Belange der Ritterschaft zu vertreten, und man hat ihm, wenn auch vergeblich, den Landmarschallstab angeboten, wählte ihn dann aber zum Vertreter der Ritterschaft vor dem König.

Die Ritterschaft brauchte in ihrem Kampf gegen die sie bedrängende, immer weiter um sich greifende Macht des Königs einen Mann, der dem unbedenklich harten, verschlagen machtfreudigen Karl XI. ebenbürtig war. Über seine Zusage von Ljungby, die für Schweden beschlossene Güterreduktion auf Livland nicht auszudehnen, hatte sich der König ebenso hinweggesetzt wie über die Weigerung des Landtags, der Reduktion von Gütern livländischer Edelleute zuzustimmen. Äußerlich schien es ein Streit um rechtliche Befugnisse, denn die Stellung Livlands im schwedischen Reich war nicht eindeutig. In Wirklichkeit ging es um mehr: Absolutismus oder ständisch gebundenes Königtum hieß es für den König, Einschmelzung in den schwedischen Staat oder Eigenständigkeit des deutschen Landes — für Livland.

Karl XI., der seinen schwedischen Adel bereits auf die Knie gezwungen hatte, konnte nicht zulassen, daß in einer Provinz, dazu noch einer der wichtigsten des Reiches, der eingesessene Adel ungebeugt blieb. Der König war nicht schwierig in der Wahl seiner Mittel, und mit dem Wachsen des Widerstandes wuchs seine Unbedenklichkeit. Gegen diesen König die Lebensrechte seines Standes zu verteidigen — das war eine Aufgabe für Patkul, wie sie keinem besser liegen konnte, wenn er auch selbst durch die Reduktion nicht getroffen war. Nach mehr als einjährigem Aufenthalt in Stockholm kehrte er nach Riga zurück, allerdings ohne etwas Wesentliches erreicht zu haben. Sein Gegenspieler war der Generalgouverneur Hastfer, ein den Durchschnitt überragender Mann, aus demselben harten und knorrigen Holz geschnitzt wie Patkul oder Karl XI., dessen Bundesgenosse er war. Unter dem Eindruck des Berichtes, den Patkul auf dem Landtag von 1692 erstattete, beschloß die Ritterschaft, an den König eine Eingabe zu machen, in der die schlimmen Folgen der Reduktion unumwunden dargestellt werden sollten. Zog er durch sein energisches Auftreten auf dem Landtage schon die unwillige Aufmerksamkeit der Aufsichtsbehörden auf sich, so verdarb er sich durch eine im Militärdienst verbotene und als Meuterei geltende Kollektivklage gegen einen Vorgesetzten seine Stellung vor dem König noch weiter. Patkul entzog sich der Verurteilung durch die Flucht nach Kurland, nachdem er eine Versetzung nach Finnland, durch die er kaltgestellt werden sollte, hinauszuzögern verstanden hatte.

Der König hatte den Befehl gegeben, daß die politischen Führer der Ritterschaft sich wegen der eingereichten Denkschrift in Stockholm persönlich vor ihm verantworten sollten. Patkul erklärte sich bereit, dem königlichen Befehl Folge zu leisten, wenn man ihm freies Geleit versprach. Nachdem es ihm zugesichert worden war und er vermutlich noch belastendes Material und das ganze Archiv der Ritterschaft mit Hilfe von Freunden beiseite geschafft hatte, reiste er nach Stockholm ab. Noch im selben Jahr wurde das Urteil gefällt, das seine drei Mitdeputierten zum Tode verurteilte und dann zu mehrjähriger Festungshaft begnadigte. Patkul aber, der ein derartiges Urteil nach dem Verlauf des Prozesses voraussah, war es geglückt, vorher zu fliehen. Er wurde zum Tode verurteilt. Seine Schriften sollten durch den Henker verbrannt werden. Im Jahre 1697, nach dem Tode seines Vaters, begnadigte Karl XII. die Gefangenen, ausgenommen Patkul. Die Wirkung dieses Urteils auf die Ritterschaft scheint sehr tief gegangen zu sein. Der livländische Adel war damit seiner führenden Köpfe beraubt, aber Karl XI. begnügte sich nicht damit. Um ihn für seinen hartnäckigen Widerstand gegen seine Maßnahmen zu strafen und

eine Wiederholung für immer unmöglich zu machen, hob der König 1694 den livländischen Landesstaat auf und nahm so Livland seine politische Selbstverwaltung. Damit hatte er den Schlußstein zu seinem Gebäude unumschränkter königlicher Macht gesetzt.

In dem minderjährigen Karl XII. hatte Patkul sich einen milderen König erhofft, aber seine Bitten um Begnadigung fanden kein Gehör. Nun blieb Patkul nur der Kampf bis ans bittere Ende. — Mit Dänemark hatte sich schon Karl XI. Holsteins wegen verfeindet. Zar Peter suchte seinem aufstrebenden Reich einen Ausgang an die Ostsee und sah sich durch Schweden abgeriegelt. In Polen war der ehrgeizige, unstete König August der Starke von Sachsen auf den Thron gekommen und hatte mit einem Versuch, im Südosten schnell Ruhm zu erwerben, Schiffbruch erlitten. In seinen Dienst trat nun Patkul.

August der Starke spielte bereits mit dem Gedanken eines Krieges gegen den jungen Schwedenkönig, so daß es Patkuls Gewandtheit und Tatkraft leicht gelang, ihn darauf festzulegen. Patkul suchte eine Koalition Sachsen-Brandenburg-Rußland zusammenzubringen, die jeder ein Sonderinteresse an einer Schwächung Schwedens hatten. Als Bevollmächtigtem des Königs gelang es ihm, in aller Stille das sächsisch-dänische und sächsisch-russische Bündnis unter Dach zu bringen. König August hatte er die Eroberung Livlands als eine Kleinigkeit darzustellen verstanden, indem er die Ansicht vertrat, der gesamte livländische Adel warte darauf, von Schweden, das ihm die Güter genommen, bei erster Gelegenheit abzufallen. Dabei operierte er mit schriftlichen Äußerungen einiger Landsleute, die seine politischen Ansichten teilten, ohne doch Vertreter der im Lande herrschenden Anschauungen zu sein. Zwar bestand in gewissen Kreisen des Adels, besonders in einigen großen livländischen Geschlechtern eine tiefe Verbitterung, aber nur wenige politisch Ehrgeizige waren bereit, die Konsequenzen zu ziehen. — Der von Patkul ausgearbeitete Plan einer Überrumpelung des verhaßten Riga, das er nach erfolgreicher Beendigung des Krieges seiner Vorrechte zu berauben die Absicht hatte, scheiterte an der Wachsamkeit des alten Generalgouverneurs Dahlberg. Die Belagerung Rigas verlief erfolglos, nur Dünamünde konnte mit größten Blutopfern erobert werden. Einer Entsatzarmee aus Finnland gelang es, Riga bald wieder Luft zu schaffen. Immerhin hatte Patkul fast ungehindert durch Livland reiten können, aber er erlebte dabei eine große Enttäuschung: seine Standesgenossen fielen ihm nicht zu. Viele hielt die Treue, manche die Furcht bei Schweden. Außerdem hatte es Dahlberg verstanden, auf einem schnell einberufenen Landtag, wenn auch nicht

ohne gewisse Widerstände, die Ritterschaft dazu zu veranlassen, sich in aller Öffentlichkeit von Patkul loszusagen.

Schließlich sah sich Patkul gezwungen, Auftrag und Arbeitsplatz zu wechseln. Er trat in russische Dienste. Von dort her suchte er den wankelmütigen August, als dessen Untertan er sich nicht sicher genug fühlte, bei der Stange zu halten. Er hatte dabei dauernd die größten Schwierigkeiten, die beiden Bündnispartner beieinander zu halten. Wie er an der Entstehung des Bündnisses maßgeblich beteiligt war, so blieb er auch dessen Seele. Es ist ein diplomatisches Meisterstück gewesen, diese ungleichen Partner, die jeder besondere Ziele verfolgten, zusammenzuhalten und sie zu einem Vorgehen zu veranlassen, das den Zielen seiner Politik entsprach.

Nur eine vernichtende Niederlage Schwedens konnte ihn, den die Vollstreckung des Hochverratsurteils von 1694 unerbittlich erwartete, retten. Nur ein Zusammenbruch konnte Schweden dazu veranlassen, auf seine baltischen Provinzen zu verzichten. Die unerhörte Niederlage der Russen bei Narva, die Ausschaltung der Dänen durch den Frieden von Travendahl — sie waren gefährliche Rückschläge, aber tiefer traf Patkul der Mißerfolg in Livland. Alles schien zusammenzubrechen, aber den Kampf gab er noch lange nicht verloren.

Der einzig gebliebene Bundesgenosse, der Zar, bedurfte dringend der Ermunterung und Hilfe. Patkul reiste nach Moskau und entfaltete dort sofort eine rege Tätigkeit. Er verfaßte zahlreiche Denkschriften und half auch sonst persönlich bei der Reorganisation von Heer und Verwaltung.

So waren Patkuls Person und Sache untrennbar miteinander verbunden. Und dennoch mußte Patkul mit seiner Politik schließlich scheitern, weil er keinen Boden unter den Füßen hatte, wenn auch durch seine Hände die Fäden fast der ganzen europäischen Politik gelaufen waren. Er identifizierte sich weder mit Rußland noch mit Sachsen-Polen; sie sollten ihm nur Mittel zum Zweck sein. Selbst seine große Geschicklichkeit und seine Jonglierkunst, die sich bedenkenlos aller Mittel bediente, halfen ihm nicht. Das Gespann, das er zu lenken suchte, riß ihn endlich unter die Hufe und zertrat ihn.

Da der kriegsmüde August zu keinem Frieden gelangen konnte, solange Patkul als Gesandter des Zaren und Befehlshaber der russischen Hilfstruppen in Sachsen seinen Einfluß geltend machen konnte, mußte er ihn matt zu setzen trachten. Als Patkul nun auf seinen eigenen Kopf hin mit Preußen zu verhandeln begann, ließ

ihn August verhaften und auf den Königstein bringen. Die lahmen Proteste Peters zeigten, daß auch er Patkul, der doch zur Europäisierung Rußlands und zu seiner Einführung in die westeuropäische Gesellschaft so viel beigetragen hatte, fallen ließ. Nach den Bestimmungen des Friedens von Altranstädt wurde Patkul an Karl XII. ausgeliefert. Am 11. Oktober 1707 wurde er in Casimierz bei Posen auf Befehl Karls durch das Rad hingerichtet. Durch die Ungeschicklichkeit des Henkers wurde die Hinrichtung doppelt qualvoll.

Helles Licht wirft schwarze Schatten. Persönlichkeit und Politik Patkuls haben seit jeher die widersprechendste Beurteilung erfahren. Die einen sahen in Patkul nur einen Landes- und Hochverräter, die anderen einen Helden und Märtyrer. Was abschließend über ihn gesagt werden kann, hat R. Wittram in seiner „Geschichte der baltischen Deutschen“ bereits gesagt: „Patkul ist vielleicht die interessanteste, gewiß nicht die hellste, jedenfalls die umstrittenste Gestalt der livländischen Geschichte. ... Mag es auch zweifelhaft sein, ob er alle seine Handlungen dem Ziel der Befreiung Livlands unterordnete — er ist, wenn auch in der Gestalt eines der skrupellosen politischen Routiniers seiner Zeit, eine lebendige Verkörperung der Eigenständigkeit, des politischen Selbstgefühls, das seiner deutschen Standschaft in Livland ihren geschichtlichen Rang gibt.“

Patkuls Wirksamkeit leitete den Übergang des baltischen Landes von Schweden an Rußland ein, der zu einem der einschneidendsten Wendepunkte in der Geschichte Livlands wurde und den baltischen Deutschen, die unter den Fahnen Karls XII. auf allen Schlachtfeldern gekämpft und geblutet hatten, nach furchtbaren Prüfungen und Blutopfern eine neue geschichtliche Aufgabe eröffnete: die Mitarbeit an der Europäisierung Rußlands.

GIDEON ERNST VON LAUDON

Soldat ohne Vaterland

Laudon — in heute verschollenen Studenten- und Soldatenliedern lebte sein Name noch fort. Aber unter den großen deutschen Feldherren zählt er heute zu den weniger bekannten. Die kleindeutsche Geschichtsschreibung nahm an dem auf der Gegenseite kämpfenden Mann keinen sonderlichen Anteil. Und doch war er der größte Feldherr, den das an militärischen Talenten so reiche baltische Deutschland hervorgebracht hat. Gleich Barclay de Tolly hat Laudon das größte militärische

Genie seiner Zeit zum Gegner gehabt. Beide sind an ihrem Gegner gewachsen. Die Zahl der Gegner Friedrichs des Großen auf dem Schlachtfelde war groß. Laudon war der einzige unter ihnen, der ihm die Spitze bieten konnte. Das hat niemand klarer gesehen und offener bezeugt als eben der König von Preußen, wenn er sagte: „Meine Herren, wir haben alle Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Herr von Laudon nicht!“ Seinem Lebensbilde fehlt jeder Wishton verbindlichen Charmes, jede Glätte weltmännischer Eleganz. Hart wie seine Art war sein Leben.

Am 2. Februar 1717 wurde Ernst Gideon von Laudon als Sohn des Obristleutnants Otto Gerhard von Laudon auf dessen Gut Tootgen geboren. Die Vertreter dieser Familie, die schon seit dem 15. Jahrhundert im Lande ansässig waren, haben in ihren Leistungen den Durchschnitt nicht überstiegen. In der Geschichte des Landes waren sie nicht hervorgetreten. Hatte Ernst Gideon Aussichten, seine Vorfahren zu überragen? Er wurde hineingeboren in die schlimmste Zeit, die Livland hat überstehen müssen. Der Nordische Krieg und in seinem Gefolge die Pest, haben das Land in einem Ausmaß entvölkert, wie wir es uns heute gar nicht vorstellen können. Auf dem flachen Lande war fast alles von den Russen niedergebrannt, die Bevölkerung geflüchtet, erschlagen, zugrundegegangen oder nach Rußland verschleppt. Es hat mehrerer Jahrzehnte bedurft, bis das Land sich wieder erholte. Die Verelendung war so groß, daß selbst Kinder des Adels, also Angehörige des damals herrschenden Standes, bettelnd durch das Land ziehen mußten. Die Ausbildung, die der junge Laudon erhielt, mußte demgemäß völlig ungenügend sein. Noch in hohem Alter hat Laudon darüber geklagt. Was konnte er werden, 15 Jahre alt, ohne ordentliche Schulbildung, ohne Geld, ohne Beziehungen und ohne Landbesitz? Denn das kleine Gut des Vaters hatte der älteste Sohn geerbt. Nur die militärische Laufbahn stand ihm offen. So waren es einmal die äußeren Umstände, die ihn zwangen, diesen Beruf zu wählen. Aber entscheidend waren im Grunde doch Tradition und Veranlagung. Auch seine Mutter entstammte einem Soldatengeschlecht, das aus kleinsten Anfängen nur durch soldatische Tüchtigkeit in den Kriegen der Schwedenkönige es zu Ansehen und Würden gebracht hatte.

Ernst Gideon trat daher als Kadett in das Pleskausche Infanterieregiment ein, in die Armee der jüngsten europäischen Großmacht. Rußland sollte erst europäisch werden, noch war es Asien. So waren diese kulturfernen Jahre in der kleinen Garnisonstadt eine Schule für ihn, die ihn Genügsamkeit und Härte lehrte. Eigenschaften, ohne die er in seinen späteren Jahren längst gescheitert wäre. Obgleich

Laudon sich in den Feldzügen der dreißiger Jahre, die die russischen Truppen zum erstenmal bis in das Herz Europas brachten, die ihn bis an den Rhein und bis in die Krim führten, ausgezeichnet hatte, blieb ihm eine Anerkennung versagt. Bei einem Versuch, in Petersburg sein Glück zu zwingen, mußte er erkennen, daß an diesem Hofe nicht sachliche Leistung und männliche Haltung, sondern nur Intrigen, Gold und Frauen einen vorwärts bringen konnten. Laudon war nicht nur äußerlich Soldat, weil er eine Uniform trug; er war Soldat in seinem Wesen, in seinem Denken und Fühlen. Liebenswürdigkeit, Eleganz, Verschlagenheit, intime Beziehungen — mit solchen Mitteln wollte und konnte er sich nicht durchsetzen.

Laudon glaubte an seine Zukunft, an die Kräfte, die er in sich fühlte, die er aber nicht entfalten konnte. So beschloß er, Rußland zu verlassen. Schon in Petersburg hatte man Laudon geraten, doch nach Osterreich zu gehen. In Wien, das damals noch Zentrum der Welt war, mußte sich auch eine Möglichkeit für Laudon finden. Als sich nach der Thronbesteigung Maria Theresias die Kriegswolken immer drohender zusammenzogen, verließ er das Land seiner Väter. Die Kaiserin würde Männer nötig haben. Als Laudon auf der weiten Reise nach Wien in Berlin eintraf, war mittlerweile der Krieg zwischen Preußen und Osterreich ausgebrochen, und Friedrich II., der junge König von Preußen, pflückte sich seinen ersten Lorbeer auf den Schlachtfeldern. Unter dem jungen, frisch zupackenden König mußte es eine Freude sein zu dienen. Laudon erbat daher eine Audienz beim König, aber man ließ ihn lange warten. Preußen schloß Frieden mit Osterreich. Endlich wurde er, zusammen mit anderen Bewerbern um einen Offiziersposten, dem König vorgestellt.

Friedrich II. sah prüfend in das verschlossene, blasse Antlitß mit den sinnenden, fast melancholischen grauen Augen unter dem rötlichen Haar des langen, hageren Mannes, der dazu noch verlegen und unbeholfen schien. Der große Menschenkenner ließ sich täuschen und meinte: „La physionomie de cet homme ne me revient pas“. Und der Eindruck entschied. Äußere Dinge wirken wohl auf das Schicksal ein, lenken es aber nicht. — In Osterreich kämpfte man noch, und die Kaiserin trieb die Feinde aus ihrem Lande, die ihr den Thron nicht hatten gönnen wollen. Laudon griff auf seinen ursprünglichen Plan zurück und begab sich nach Wien. Mit dem König von Preußen sollte er noch zusammentreffen, aber unter anderen Umständen.

Laudon erhielt in Wien eine Hauptmannsstelle im Pandurenregiment des Obersten von Trenck. Er hatte vielleicht auf etwas Besseres gehofft — die Pan-

duren waren eine üble Truppe der sonst so glanzvollen kaiserlichen Armee. So wird der Unterschied zu seinem bisherigen Dienst im Solde der Zarin nicht sonderlich gewesen sein. In dieser Formation, in der er den österreichischen Erbfolgekrieg noch mitmachen konnte, blieb er sechs lange Jahre. Es war mehr als genug. Die Verhältnisse im Regiment waren auf die Dauer unerträglich. Nach einem heftigen Zusammenstoß mit seinem Obersten, der mehr Räuberhauptmann als Offizier war, verließ er die Truppe.

Die Zeit, während der Laudon auf einen anderen Posten warten mußte, nutzte er dazu, seine Bildungslücken auszufüllen. Vor allem befaßte er sich mit militärwissenschaftlichen Studien. Hatte Laudon schon in seiner Jugend nur wenig lernen können, sein weiteres Schicksal hatte ihm ebenfalls die Möglichkeit versagt, Versäumtes nachzuholen. Dieser Mangel, den Laudon nie hat völlig überwinden können, war auch der Grund dafür, daß er sein Leben lang ein Praktiker blieb und hinter dem fein gebildeten Daun oder Lascy zurückstehen mußte. Der Posten als Hauptmann im Liccaner Grenzerregiment, den Laudon schließlich erhielt, war wenig aussichtsreich. Diese halbregulären Truppen hatten ihren Standort in Südkroatien, dem äußersten Ende des Reichs. In diesem Gebiet mit Kolonialcharakter, im damaligen Sprachgebrauch „Militärgrenze“ genannt, gab es nicht selten blutige Aufstände und heimtückische Überfälle. Neben die militärischen traten in starkem Maße rein verwaltungsmäßige Aufgaben. Sehr viel später kehrte Laudon in diese Gegend zurück — in den Fußstapfen des Prinzen Eugen, der diesen Landstrich dem Reich erst kürzlich gewonnen hatte.

1756 kommt es zum Kriege gegen Preußen. Laudon begriff, dies war die Chance seines Lebens. Endlich eine Möglichkeit, aus dem öden Garnisondienst herauszukommen, endlich ein Arbeitsfeld, wo er sich bewähren konnte. Unter Überwindung größter Widerstände seiner ihm nicht wohlwollenden Vorgesetzten setzte er es durch, den Krieg mitmachen zu dürfen. An der Spitze seiner Kroaten, die er kannte und die ihn kannten und ihm vertrauten, machte er bald von sich reden. Seine jahrelang betätigungslose Schwungkraft konnte Laudon in kühnen Überfällen und kleinen, aber stürmischen Gefechten endlich sich auswirken lassen. Im Kleinkrieg, dieser dem Charakter seiner Truppen am besten entsprechenden Kampfesart, entwickelte er hohes Können und wurde auch schnell beim Feinde bekannt. Bei Hochkirch bewies Laudon seine Meisterschaft. Das Kommando über die Österreicher hatte zwar Daun, aber von Laudon stammte der Plan zum nächtlichen Überfall und ihm vor allem war die erfolgreiche Ausführung des Plans zu danken.

Bei solchen Gelegenheiten verlor Laudon seinen sinnenden Gesichtsausdruck. Mit leuchtenden Augen führte er seine Truppen selbst ins dichteste Gewühl, und sie folgten ihm, wohin er sie auch führte, weil sie an ihn und seinen Sieg glaubten. Laudon erhielt daraufhin den Maria-Theresien-Orden und wurde zum Feldmarschalleutnant befördert, obgleich ihm die Hofkreise nicht gewogen waren, ihm, dem so wenig glänzenden, verbindungs- und mittellosen Mann aus dem Norden.

Im Feldzug des nächsten Jahres wurde Laudon zur Aufgabe gestellt, an der Spitze eines größeren Truppenkontingents mit den Russen zusammenzuarbeiten. Nach wohldurchdachten, langen und nicht ungefährlichen Märschen gelang es ihm, sich mit den Russen zu vereinigen und gemeinsam mit ihnen in der Schlacht von Kunersdorf dank dem klugen Einsatz der österreichischen Truppen den Preußen den Sieg zu entreißen. Wegen der Unbeweglichkeit und Unfähigkeit der Russen konnte der Sieg aber nicht voll ausgewertet werden. Bei Liegnitz traf Laudon 1760 zum erstenmal als selbständiger Feldherr auf Friedrich den Großen, dessen kleiner psychologischer Irrtum diesen schon so viel gekostet hatte. Die Aussichten für Laudon mit seinen 36 000 Mann waren nicht schlecht, vorausgesetzt, daß Daun und Lascy mit dem Gros rechtzeitig eintrafen. Der König zwang ihn aber sofort zum Kampf. Laudon erkannte klar die Überlegenheit der Preußen und ihre günstigere Stellung, aber ein Grund zum Rückzug war das für ihn noch nicht. Kühn wie immer, griff Laudon an. Dreimal stürmten seine Truppen gegen die Preußen, dreimal wurden sie abgewiesen. Als nun die Sonne aufging und das Schlachtfeld erhellte, aber von Daun oder Lascy nichts zu sehen war, da mußte Laudon zähneknirschend den Befehl zum Rückzug geben. Bleich wie der Tod, im kugelzerfetzten Rock, den blanken Degen in der Faust leitete er den Rückzug, aber so, daß Friedrich ausrief: „Seht den Laudon, er räumt das Feld wie ein Sieger.“ Der König hatte die Schlacht nur nach Punkten gewonnen. Laudons Verdacht, Daun und Lascy hätten ihn böswillig im Stich gelassen, hatte gute Gründe; nachzuweisen war ihnen natürlich nichts. Trotz dieser Enttäuschung faßte Laudon nach einer längeren Pechsträhne bald wieder einen kühnen Plan. Er wollte in aller Stille die ganz Schlesien beherrschende Festung Schweidnitz, trotz gefährlicher Nähe des Königs, überrumpeln. Sein Vorhaben gelang glänzend. Die Folge war, daß die Preußen sich aus Schlesien zurückziehen mußten. Dieser Schlag, der für Österreich ein größerer strategischer Erfolg war als mancher Feldzug, hatte aber einen Fehler: Laudon hatte nicht vorher in Wien um Erlaubnis gebeten. Das Volk jubelte ihm zu, die Kaiserin Elisabeth von Rußland bot ihm den Feldmarschallstab an, Maria Theresia aber

und ihr Hof vor allem spielten die Gekränkten. Im letzten Feldzug wurden Laudons Vollmachten eingeschränkt, und nachdem Frieden geschlossen worden war, zog Laudon sich verbittert auf sein Landgut in Kroatien zurück.

Die Anerkennung, die Laudon von seinem Souverän versagt wurde, mußte im Munde des früheren Gegners doppeltes Gewicht erhalten. Bei den Begegnungen zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II., der mittlerweile Kaiser geworden war, wurde Laudon vom König in außerordentlicher Weise ausgezeichnet. Friedrich redete ihn konsequent nur mit „Herr Feldmarschall“ an, obgleich Laudon dieser Titel gar nicht zustand.

Im Bayrischen Erbfolgekriege kam es zu keinem entscheidenden Schlag. Man sagte, Laudon sei alt geworden. Er entwickelte nicht mehr die frische Initiative wie ehemals. Sie war ihm wohl durch die Erfahrungen von Schweidnitz verleidet worden. Bei Ausbruch des österreichisch-türkischen Krieges wollte man den bereits 71jährigen Laudon zu Hause lassen. Aber eine Kette von Mißerfolgen und Mißgeschicken zwang den Kaiser, doch auf Laudon zurückzugreifen. Unter der Bedingung vollster Selbständigkeit übernahm er das Kommando und wurde von seinen alten Soldaten begeistert mit dem Rufe begrüßt: „Vivat Vater Laudon! Es lebe der heilige Laudon!“ Sie jubelten ihm zu, ihm, von dem man sagte, er habe nie gelacht und selten gelächelt. Aber sie jubelten, weil sie wußten, er hat wie sie von der Pike auf gedient, und was er von ihnen verlangt, das hat er selbst auch geleistet. Laudon kehrte nun wieder in das Gebiet zurück, in dem seine Laufbahn ihren Anfang genommen hatte. Er war der größte Feldherr, den Österreich seit den Zeiten des Prinzen Eugen besaß, mit dem er auch durch das gemeinsame Schicksal verbunden war: beide hatten die Heimat verlassen müssen und bei den Habsburgern Dienste genommen. Und Laudon setzte die Arbeit seines größeren Vorgängers fort, wenn er als Dreiundsiebzjähriger unter dem Geläut aller Glocken an der Spitze seiner Truppen in das wieder befreite Belgrad einzog. Österreich jubelte, und das ganze Abendland freute sich mit. War es Laudon in seiner Jugend nicht vergönnt gewesen, an der Front Europas gegen Asien seinen Mann zu stehen, jetzt im Greisenalter konnte er es, wenn auch an einem anderen Abschnitt der Front. Er empfing die letzten Ehren, die der Kaiser zu vergeben hatte, nur Standeserhöhungen lehnte Laudon ab.

Seine Heimat hat Laudon nie wieder gesehen, aber er hatte sie auch nicht vergessen. Damit die Beziehungen nicht abbrachen, hat er nacheinander zwei Neffen

zu sich genommen. Als Laudon auf einer Dienstreise im Sommer des Jahres 1790 erkrankte und es zum Sterben kam, da konnte der einsame Mann, der seine Zeit überlebt hatte, über seinen Neffen ein verpflichtendes Wort an seine Heimat richten: „Ich habe immer nur danach getrachtet, meine Pflicht zu tun — nimm dir daran ein Beispiel.“

ERNST JOHANN VON BIRON

Hohes Spiel

Unter den zahllosen Deutschen, die seit der Einverleibung der baltischen Provinzen in das Russische Reich im Dienste der von Peter dem Großen vorgenommenen Europäisierung Rußlands ihren Weg in den Osten nahmen, und dort zu den höchsten Ämtern und Würden aufstiegen, hat wohl keiner eine so vernichtende Beurteilung und Ablehnung gefunden wie Ernst Johann von Biron. Und doch zeigt Biron bei allen Schattenseiten seines herrischen Charakters — er war maßlos eitel, von einem unersättlichen Ehrgeiz besessen und von einem brutalen Hochmut beseelt — inmitten seiner Zeit und Umwelt ein diplomatisches und politisches Format, das ihn als Politiker und Staatsmann weit über das Mittelmaß hinaushob und ihn eine Stellung erreichen ließ, zu der keiner seiner baltischen Landsleute vor ihm oder nach ihm gelangt ist.

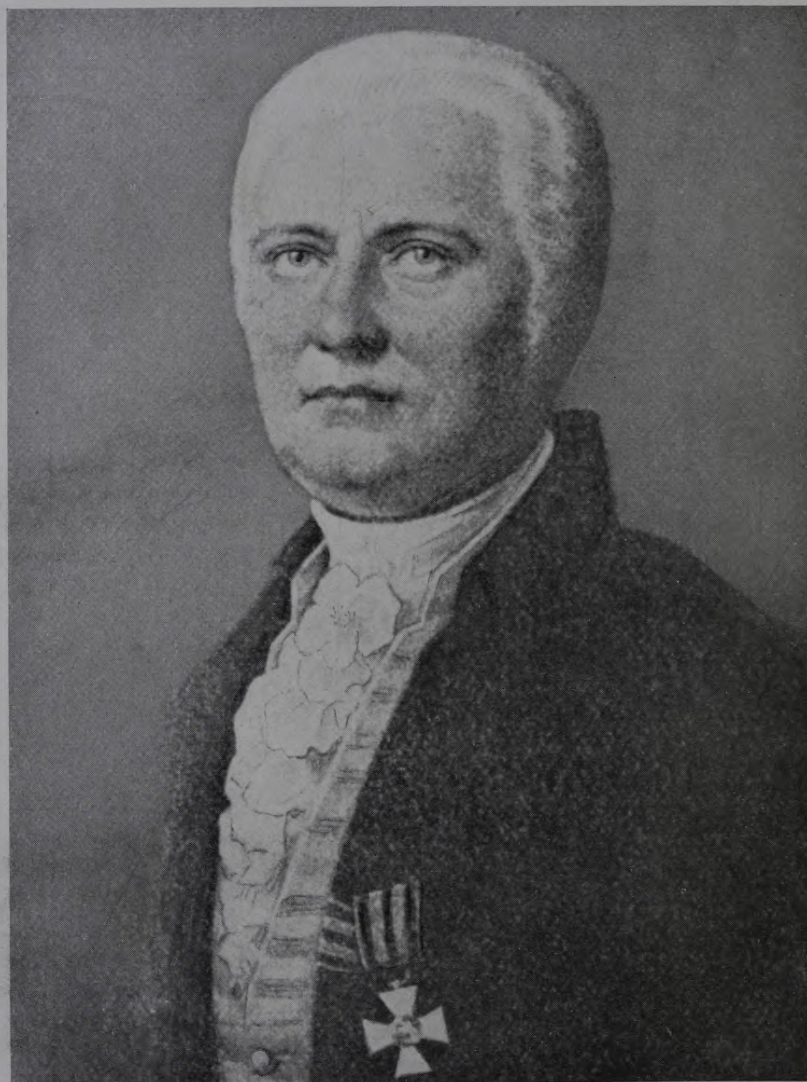
Biron — oder von Bühren — wie sein Name ursprünglich lautete — gehörte einer kurländischen Adelsfamilie an, die in den Kämpfen zwischen den Herzögen und dem Adel sich auf die Seite der ersteren gestellt und daher nicht in die Adelskorporation Aufnahme gefunden hatte. Als Sohn des Erbherrn auf Kalnzeem, Karl von Bühren, am 25. November 1690 geboren, trat er 1718 in den Dienst der Herzoginwitwe Anna, einer Nichte Peters des Großen, die nach dem frühen Tode ihres Gatten, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland, ihren Witwensitz in Mitau aufgeschlagen hatte und deren unumschränkte Gunst Biron sich bald zu erobern wußte. 1730 wurde Anna auf den russischen Thron berufen, und wenig später folgte ihr Biron nach Moskau, wo er von der Kaiserin zum Oberkammerherrn des Zarenhofes ernannt wurde.

Als Biron an den russischen Hof kam, sah er sich einer Anzahl deutscher Männer gegenüber, die es bereits zu einer bedeutenden Stellung gebracht hatten:



*Ernestus Joannes
in Livon. Curl. et Semigal. Dux*

Ernst Johann von Biron, Herzog von Kurland (1690—1772)



Friedrich von Sivers, Adelsmarschall, livländischer Landrat,
Gouverneur von Kurland, Senator (1748—1823)

Osternann, der die Leitung der russischen Außenpolitik zu seiner alleinigen Domäne gemacht hatte, Münnich, der die Umgestaltung des Heeres durchführte, daneben aber auch seinen Einfluß auf andere Dinge, insbesondere die Außenpolitik, hinüberspielen lassen wollte, und die beiden Brüder Löwenwolde, deren Tätigkeitsgebiet weniger scharf umrissen war, die aber ebenfalls eine bedeutende Rolle spielten. In diesen Kreis trat Biron zunächst als Neuling. Allerdings hatte er etwas sehr Wesentliches den anderen voraus: er hatte es verstanden, sich der Kaiserin unentbehrlich zu machen, stets war er in ihrer Umgebung, und seinem Einfluß auf sie waren keine Grenzen gesetzt. Dieser Umstand ließ die europäischen Höfe sehr bald auf ihn aufmerksam werden. Insbesondere der deutsche Kaiserhof in Wien suchte Biron zu gewinnen; Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Reichsgrafenstand.

Mit dem nahe bevorstehenden Ableben Augusts II. des Starken mußte es zu einem Kampf um die Person des Thronkandidaten — um den Einfluß in Polen — kommen. Die entscheidenden Mächte in diesem Kampf waren Rußland, Österreich und Frankreich, in deren Intrigenspiel sich auch noch Preußen und Sachsen einschalteten. In dieses Spiel wurde naturgemäß auch Biron hineingezogen: sein Einfluß auf die Kaiserin war bekannt, um ihn zu gewinnen, wurden alle Mittel in Anwendung gebracht. In diesem Zusammenhange tauchte auch der Gedanke auf, Biron die kurländische Herzogswürde anzubieten. Es ist fraglich, wieweit dieses Angebot ernst gemeint gewesen ist — aber dieses Ziel wurde von Biron aufgegriffen und mit zäher Energie verfolgt.

Es war Biron frühzeitig klar, daß er die kurländische Herzogswürde nur mit Hilfe eines völlig von Rußland abhängigen, mit russischer Hilfe auf den polnischen Thron gesetzten Herrschers aus dem sächsischen Hause erreichen konnte. Biron entschloß sich daher, seinen Einfluß für die auch von Österreich und dem Leiter der russischen Außenpolitik Osternann gewünschte Thronkandidatur Augusts III., des Sohnes August II. des Starken, geltend zu machen. Seine eigentlichen Ziele verbarg er dabei auf das sorgfältigste. Während er einerseits die von Osternann angestrebte Stärkung des russischen Einflusses in Polen und die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Herzogtums Kurland unterstützte, trat er andererseits in immer engere Beziehungen zu Sachsen. Er gab dem sächsischen Hof zu verstehen, daß nur er die sächsischen Interessen am russischen Hofe fördern könne. Er verstand es, den Kurfürsten dahin zu bringen, daß er selbst mit dem Angebot der kurländischen Herzogswürde an ihn herantrat und diese Zusage immer von neuem wiederholte. Es war — wie ein guter Beobachter feststellte — Biron

Art, die Dinge so zu lenken, daß das von ihm erstrebte Ziel sich — scheinbar ohne sein Zutun — wie von selbst ergab.

Um dieses Ziel, unabhängig von der von Ostermann geleiteten russischen Außenpolitik, zu erreichen, bedurfte es eines klaren Überblickes über die politischen Verhältnisse an den Höfen, wo die Entscheidung über die kurländische Frage fallen mußte, und eines politischen Apparates, der ihn von Ostermann unabhängig machte. Biron erreichte das, indem er an den entscheidenden Stellen Männer seines Vertrauens unterbrachte. Es waren das naturgemäß Kurländer, die in einer Wahl Biron zum Herzog von Kurland die günstigste Lösung der kurländischen Frage sahen und daher, ohne dazu von Biron beauftragt zu sein, in dieser Richtung arbeiteten. Während die kurländische Ritterschaft von St. Petersburg aus in der von Biron erwünschten Richtung bearbeitet wurde, schuf einer seiner Vertrauensleute Hermann Karl von Keyserling am sächsisch-polnischen Hofe und in Warschau die Voraussetzungen für die Wahl Biron. Biron setzte so 1736 in Warschau durch, daß die von Polen vor einem Jahrzehnt beschlossene Einverleibung Kurlands aufgehoben und damit die Möglichkeit einer neuen Herzogswahl gegeben wurde. Keyserlings Bemühungen war es zuzuschreiben, daß der Kurfürst — König August III. 1737 nach dem Tode Ferdinands, des letzten Herzogs aus dem Hause Kettler, die von der kurländischen Ritterschaft vollzogene Wahl Biron zum Herzog von Kurland anerkannte und Biron 1739 die Investitur gewährte.

Damit hatte Biron sein mit zäher Verbissenheit, mit allen Mitteln diplomatischer Intrigen und Beeinflussung verfolgtes Ziel erreicht. Gleichzeitig hatte er eine folgenreiche Wendung im Schicksal Kurlands herbeigeführt: mit Biron's Wahl war die Gefahr einer Einverleibung Kurlands in Polen beseitigt; Kurland behielt seine Selbständigkeit, geriet aber zugleich stärker als bisher unter russischen Einfluß, denn die Herrschaft Biron in Kurland war nur unter dem Schutze Rußlands aufgerichtet worden und war auch nur unter dieser Voraussetzung denkbar. Damit war aber zugleich das russische außenpolitische Programm — die Stärkung des Einflusses an der Ostsee — um einen weiteren Schritt seiner Verwirklichung nähergebracht worden.

Biron blieb auch nach seiner Wahl zum Herzog am russischen Hofe. Seine Stellung war eigenartig genug: als Herzog von Kurland und polnischer Vasall war er nach wie vor die einflußreichste Persönlichkeit am Zarenhof, die in hohem Maße das Schicksal des Staates bestimmte.

Die Tatsache, daß in Rußland an maßgebenden Stellen Deutsche standen, erregte in weiten Kreisen des russischen Volkes Unzufriedenheit. Die Abneigung

gegen die Deutschen, insbesondere gegen Biron, der den Russen häufig offen seine Nichtachtung zeigte, machte sich in gehässigen Gerüchten und Beschuldigungen bemerkbar, gegen die die Regierung mit Hilfe eines ausgedehnten Spitzelwesens scharfe Maßnahmen anwandte, ohne die Wurzeln dieser Ablehnung ausrotten zu können. So kam es, daß die Stellung der Deutschen — insbesondere nachdem Birons Versuch, seinen ältesten Sohn Peter mit der russischen Thronerbin, der Prinzessin Anna von Mecklenburg, zu verheiraten, mißglückt war — allein auf der Person der Kaiserin beruhte.

Biron selbst unterschätzte die tiefgehende Unzufriedenheit im Volke, die sich gegen ihn richtete und die er mit Gewaltmaßnahmen zu unterdrücken vermeinte.

Nach Annas Tode 1740 schlug auch Birons Stunde, und zwar war es gerade einer der deutschen Lenker der russischen Politik, Münnich, der Biron, den für den Thronerben eingesetzten Regenten, mit tiefem Mißtrauen verfolgte, in der Überzeugung, daß dieser das russische Staatswesen ins Verderben stürze. Er entschloß sich, Biron gewaltsam zu beseitigen. Nachdem er sich mit der Mutter des Kaisers verständigt und das von ihm geführte Garderegiment für den Staatsstreich gewonnen hatte, ließ er Biron in der Nacht auf den 19. November 1740 verhaften und in die Festung Schlüsselburg bringen. Nach langen Verhandlungen wurde Biron im April 1741 zum Tode verurteilt und sein Vermögen beschlagnahmt. Wenige Tage später wurde die Todesstrafe in eine Verbannung nach Sibirien umgewandelt.

Während Biron seinen Weg in die Verbannung antrat, setzte sich die Tochter Peters des Großen Elisabeth im Dezember 1741 mit Hilfe der Garderegimenter in den Besitz des Thrones und machte der herrschenden Stellung der Deutschen ein Ende.

Für Biron bedeutet dieser erneute Herrschaftswechsel eine Wendung seines Schicksals: da er stets ein gewisses Wohlwollen für Elisabeth gezeigt hatte, erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr. Allerdings kam er nur bis Jaroslav und mußte hier unter leidlich erträglichen Verhältnissen während der Regierungszeit Elisabeths leben. Alle Bemühungen aber um eine Rückkehr in die Heimat waren vergeblich; sogar seine Wahl zum Herzog von Kurland wurde für nichtig erklärt, und um die Besetzung der Herzogswürde erhoben sich neue Kämpfe und Intrigen.

Erst die Thronbesteigung Peters III. brachte Biron die völlige Begnadigung, wenn auch noch nicht die Rückgabe seines Herzogtums. Diese erfolgte erst unter Katharina II. Da es den russischen Interessen entsprach, durfte Biron 1763 — sechsundzwanzig Jahre nach seiner Wahl — in sein Herzogtum einziehen. Über

alle Widerstände hinweg erwirkte Katharina 1765 von neuem die Belehnung Biron durch den polnischen König. In engster Anlehnung an Rußland und unter geflissentlicher Erfüllung aller russischen Wünsche führte Biron bis 1769 die Regierung seines Herzogtums, um sie dann seinem Sohne Peter zu übergeben. Drei Jahre später — 1772 — ist Ernst Johann Biron gestorben. Von seinem feinen Stilgefühl und seiner Prachtliebe zeugen noch heute das Residenzschloß in Mitau und das Schloß Ruhenthal, erbaut von Baumeister Rastrelli, als deren Bauherr der Herzog bei der Nachwelt fortlebt.

Unter den markanten Persönlichkeiten der baltischen Geschichte ist Biron diejenige, die am reinsten den Typus des genialen Abenteurers großen Formates verkörpert, wie er uns in der europäischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts so kennzeichnend und häufig begegnet. Doch bei aller Abenteuerlichkeit seiner Schicksale und trotz der kalten Härte seines Wesens besticht bei Ernst Johann von Biron die Treue und Anhänglichkeit, mit der er auf den Höhen der Macht wie in der tiefsten Erniedrigung an seiner kurländischen Heimat festhält, die er durch stilvolle Schloßbauten verschönt und die ihm wie allen echten Söhnen des baltischen Landes, die in Rußland zu Einfluß gelangten, wohl mehr bedeutet hat als die Titel und Würden des russischen Reiches und die wechselnde Gunst seiner Herrscher.

FRIEDRICH VON SIVERS

Befreiung des Bauern

Groß und lockend sind die Aufstiegsmöglichkeiten im weiten Rußland, lohnend die Aufgaben, die der Deutschen dort harren. Mancher baltische Edelmann, Literat und Handwerker ist ihrer Anziehungskraft gefolgt, ist kraft seiner Leistung zu Ehren und Wohlstand gelangt und hat doch nur zu oft in der Fremde das höchste Gut verloren — sein deutsches Volkstum. Es wäre zu jener Zeit um das baltische Deutschtum schlecht bestellt gewesen, hätte es nicht über genügend Männer verfügt, die bereit waren, auf Ränge und Auszeichnungen im russischen Staatsdienst zu verzichten, um ihre ganze Kraft der Heimat zu widmen, Männer, denen der Landesdienst und die Ehrenämter, die ihre deutsche Standschaft zu vergeben hatte, mehr bedeuteten als alle Würden des russischen Reiches.

Und wie sah es zudem in jener für viele zu engen Heimat aus, über die zehn Jahre lang der Nordische Krieg hinweggegangen war mit allen Schrecken einer barbarischen Kriegführung? Ein von Krieg und Pestilenz entvölkertes, menschenarmes Land, zerstörte Städte, verödete Dörfer, mit Buschwerk und Wald bewachsene Felder und eine auf die Stufe drückender Leibeigenschaft herabgesunkene Bauernschaft.

Es hat wohl ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die Spuren des Krieges getilgt, die Lücken im Menschenbestande einigermaßen geschlossen waren. Möglich wurde dieses durch eine zweite große Welle deutscher Einwanderer, vorwiegend aus Nord- und Mitteldeutschland, meist von Menschen bürgerlichen Standes: Geistlicher, Lehrer, Handwerker, die bald mit dem alteingesessenen deutschen Element verschmolzen. So blüht in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in den Städten schon wieder ein reges geistiges Leben, zumal in Riga, wo Johann Gottfried Herder als Lehrer und Geistlicher wirkt, wo beim Buchhändler Hartknoch Kants Schriften erstmalig verlegt werden. Und mit den neuen Menschen kommen neue geistige Kräfte ins Land — die Ideen der Aufklärung. Garlieb Merkel wendet ihre Theorien in seinen „Letten am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ auf den lettischen Bauern an, entdeckt in aller Öffentlichkeit eine „unterdrückte lettische Nation“ und fordert im Namen der Menschenrechte ihre Befreiung. Es ist, als hörte man durch seine Deklamationen gegen den Pfaffen- und Rittergeist das ferne Grollen der französischen Revolution.

Doch nicht die Literaten sind es, die die Landesschicksale bestimmen. Es ist der deutsche Landadel, der, zusammengeschlossen in den Ritterschaften, seit dem Zusammenbruch der Ordensmacht die politische Verantwortung trägt und die Schicksale des Landes bestimmt. Und diese Standschaft, seit Jahrhunderten mit dem Lande und seinen Bewohnern vertraut, ist allen Theorien und Doktrinen abhold und gewohnt, vom Leben selbst und seinen Notwendigkeiten auszugehen. So stiften die westlichen Ideen der Aufklärung und der Menschenrechte in Liv-, Est- und Kurland keine Verwirrung, sondern geben den Anstoß zur praktischen Lösung der tatsächlich brennend gewordenen Bauernfrage.

Aber auch hier waren es große und ihrer Zeit vorausseilende einzelne, die das Gebot der Stunde erkannten und häufig allein, gegen eine Überzahl von Gegnern, den Widerstand der Mehrheit brachen und ihre Standschaft zwangen, ihnen zu folgen auf dem neuen, für richtig erkannten Wege. Einen solchen Führer erhielt der deutsche Adel Livlands in entscheidender Stunde in *Friedrich von Sivers*, in

einem Manne, dessen Geschlecht erst mit den frischen Kräften nach Livland eingewandert war, die Peter der Große aus Deutschland zum Aufbau Rußlands herangezogen hatte.

Der Stammvater der Familie von Sivers war der nachmals bekannte Admiral Peters des Großen, Peter von Sivers, Sohn eines holsteinischen Kaufmanns und Schiffsmaklers, der 1704 als Seemann in russische Dienste trat. Er stieg rasch auf, und nach und nach wurde ihm die Leitung des ganzen russischen Marinewesens übertragen. Peter von Sivers gehörte zu den einflußreichsten und mächtigsten Männern um Peter den Großen und starb 1740 in Petersburg. Seine Witwe erhielt von der Kaiserin Elisabeth die Güter Euseküll, Heimthal und Morne in Nordlivland geschenkt.

Friedrich Wilhelm von Sivers wurde am 26. Juli (a. St.) 1748 als Sohn des gleichnamigen Landrats und Großsohn des Admirals zu Euseküll im Fellinschen Kreise geboren. Seine Mutter gehörte der estländischen Familie von Rehbinder an. Der Sitte der Zeit entsprechend und dem Beispiel zahlreicher Standesgenossen folgend, schlug Sivers die militärische Laufbahn ein. In den Kriegen Katharinas der Großen tat er sich hervor. „Sein Mut war — so schreibt ein Biograph — nicht brausend und geschäftig, sondern kalt und fest.“ Fünf Tage lang verfolgte er mit nur zwei Regimentern Kosaken eine ganze türkische Armee. Eine ruhmreiche militärische Laufbahn war Sivers sicher. Da entschloß er sich, wir wissen nicht weshalb, den Dienst aufzugeben und seine Kräfte der Heimat zu widmen.

1786 kehrte er in seine Heimat zurück. Auf seinem Erbgut Ranzen lernte er die Verhältnisse der Bauern kennen. Das sollte für seine spätere Wirksamkeit im Dienste des Landes entscheidend werden, als er dazu berufen war, führend bei der Lösung der Agrarfrage mitzuwirken.

Sivers war ausgestattet mit reichen Gaben, Festigkeit und Härte des Charakters, einem unbeugsamen Rechtsempfinden und, daraus entspringend, einer hohen Achtung vor menschlicher Würde. Getragen von einem tiefen Verantwortungsgefühl und überzeugt von der Richtigkeit seines Wollens und Handelns wurde Sivers alsbald der Führer des livländischen Adels. Sein Einfluß war ungeheuer groß, aber er verlangte auch viel. „In seiner militärischen Laufbahn ans Befehlen gewöhnt, hatte er den unbeugsamen Sinn ins Privatleben mit hinübergenommen und duldete keinen Widerspruch gegen Einrichtungen, die ihm zweckmäßig erschienen“, so suchte ein jüngerer Zeitgenosse die Art dieses Mannes zu charakterisieren.

Bereits 1789 wurde er zum Kreismarschall gewählt. 1792 wurde er Gouvernementsadelsmarschall. In einer schweren Zeit auf einen wichtigen Posten gestellt, hatte Sivers die Aufgabe, die Sonderart der Provinz gegen absolutistische Willkür zu wahren. Katharina II. hatte die alte Landesverfassung aufgehoben, obwohl sie wie alle ihre Vorgänger die Privilegien und Rechte der Provinzen bestätigt hatte. Die baltischen Provinzen sollten mit dem russischen Reiche völlig verschmolzen werden. Sie erhielten die gleiche Verfassungsordnung wie die innerrussischen Gouvernements. Diese kurze Statthalterchaftszeit war ein drohendes Vorspiel der Russifizierungswelle, die zwei Menschenalter später gegen die Wesensart des Landes brandete.

Sivers verdiente das ihm geschenkte Vertrauen. Mit Erfolg schützte er die Interessen des Landes. Jede unbefugte Einmischung der russischen Statthalterchaftsregierung wies er auf das entschiedenste zurück. Auch in den Kreisen außerhalb der Ritterschaft wurden seinem Handeln zum besten der Provinz Achtung und Anerkennung zuteil. Die Stadt Riga verehrte ihm 1795 anlässlich seiner Wiederwahl zum Adelsmarschall hundert Stof Wein, um ihm durch diesen „Ehrenwein“ ihre „vorzügliche Achtung“ zu bezeigen.

Daß es Sivers gelang, doch noch weitgehend die Sonderart des Landes zu wahren, war nur möglich, weil er es verstanden hatte, sich ausgezeichnete Beziehungen am Petersburger Hofe zu schaffen. Wesentlich seinem Einfluß war es zu danken, daß Kaiser Paul der Provinz wieder ihre alte Verfassung zurückgab. Die Ritterschaft aber glaubte, die tätige Mitarbeit des einflußreichen Mannes auch fortan nicht missen zu können, und erwählte ihn 1796 zum Gliede des wiederhergestellten Landratskollegiums. Es ist für die schroffe und selbstbewußte Art von Sivers bezeichnend, daß er sich erst durch die Bitten des gesamten Landtages dazu bewegen ließ, die Wahl anzunehmen. Dann aber stellte er doch wieder alle seine Kräfte in den Dienst des Landes. Bis 1814 ist er Landrat geblieben. Oft sprach er sein entscheidendes Wort in den Verhandlungen des Landtages.

Der unbedingte Führer der Ritter- und Landschaft, wie er es in den ersten Jahren war, ist er aber nicht dauernd geblieben. Die „herbe Männlichkeit“ und jener „unbeugsame Sinn“, den sein Biograph an ihm rühmt und der dazwischen in Eigenmächtigkeiten umschlug, schaffte ihm mit der Zeit viele Feinde. Das wird um so verständlicher, als Sivers nunmehr seine ganze Energie der Lösung einer immer brennender werdenden Frage zuwandte, die die persönlichen Interessen jedes einzelnen entscheidend berührte: der Bauernfrage.

Sie war in Livland tatsächlich brennend geworden. Seit den furchtbaren Verheerungen des Nordischen Krieges hatte sich die Lage der Bauern mehr als drückend gestaltet. Man empfand das verschiedentlich im Lande selbst: deutlichstes Zeichen dafür wurde schon 1764 das Vorgehen des Freiherrn Karl Friedrich Schoultz-Ascheraden, der auf seinen Gütern ein privates neuzeitliches Bauernrecht einführte, was ihm freilich unter seinen Standesgenossen nicht geringe Gegnerschaft einbrachte. 1765 hatte ein Landtag über Verbesserungen der bäuerlichen Lage zu beschließen gehabt. Sie blieben auf dem Papier, doch wuchs die Reformbewegung weiter. Ihre Anhänger ließen sich dabei genau so wenig wie etwa die Kaiserin Katharina von Vergleichen mit den schreienden Zuständen im inneren Rußland leiten. Man empfand die Zugehörigkeit der baltischen Lande zu Europa als viel zu selbstverständlich, um sich nicht den neuen bahnbrechenden Ideen zu öffnen, die in ganz Europa für den mißachteten Bauernstand menschenwürdige Daseinsbedingungen forderten.

Bereits als Gouvernements-Adelsmarschall hatte Sivers auf dem Landtage von 1795 die Bauernfrage zur Sprache gebracht. Seitdem war dieses Problem immer erneut Gegenstand der Verhandlungen auf den Landtagen und Adelskonventen. Doch erst der erste Landtag nach der Wiederherstellung der alten Verfassung im Jahre 1797 brachte Sivers einen greifbaren Erfolg. Auf seine Veranlassung kam Oberpastor Karl Gottlob Sonntag, der spätere bedeutende Generalsuperintendent, in der Predigt während des feierlichen Eröffnungs-Gottesdienstes des Landtages auch auf die Bauernfrage zu sprechen. Seine eindrucksvollen Ausführungen trugen nicht wenig zur günstigen Aufnahme der Vorschläge von Sivers durch die Landtagsglieder bei. So gelang es, feste Beschlüsse zur Verbesserung der Lage der Bauern zu fassen: Der Bauer sollte fortan über sein bewegliches Eigentum frei (ohne Einspruch des Gutsherrn) verfügen dürfen. Den Gutsherrn wurde verboten, von den Bauern benutztes Land in ihre eigene Bewirtschaftung zu nehmen („Bauernlegen“). Die Leistungen der Bauern an den Gutsherrn sollten normiert werden. Allerdings fanden diese Beschlüsse vorläufig keine Bestätigung seitens der Regierung.

Manchen Widerstand hatte Sivers noch in Petersburg und ebenso auch bei seinen Standesgenossen zu überwinden. Die Sache zog sich durch Jahre hin. Darüber erfolgte die Ermordung Pauls. Sein junger Nachfolger Alexander I. schien Reformen zur Verbesserung der bäuerlichen Lage geneigt. Friedrich Sivers wußte diese günstige Situation zu nützen. Es gelang ihm, in nahe Beziehungen zum Zaren

zu treten. Im Sommer 1802 reichte er dem Zaren den seinerzeit ausgearbeiteten Entwurf zur Bestätigung ein. Er fand den Beifall Alexanders.

Mit dem Rückhalt an der kaiserlichen Autorität konnte Sivers nun fest damit rechnen, seine weitgehenden Pläne auch bei der noch vorhandenen Opposition innerhalb der Ritter- und Landschaft durchzusetzen. Der Kampf auf dem Landtage war hart und erbittert. In allem Wesentlichen drang Sivers aber mit seinem Willen durch. Das Ergebnis war die Livländische Bauernverordnung von 1804. Die Leibeigenschaft hörte auf, und an ihre Stelle trat eine milde Form der Hörigkeit: der Bauer erhielt ein erbliches Nutzungsrecht an der von ihm bearbeiteten Scholle. Die bäuerlichen Leistungen sollten fest bemessen werden. Die Hauszucht, das heißt die grundherrliche Gerichts- und Strafgewalt, wurde eingeschränkt, der Bauernverkauf verboten.

Auch in der Folgezeit blieb Sivers' Aufmerksamkeit und Interesse der Bauernfrage erhalten. Mit Strenge wachte er darüber, daß den Bauern ihre Rechte durch den Gutsherrn nicht geschmälert wurden. In Petersburg galt er als der zuverlässigste Sachverständige in baltischen Agrarsachen. Aber auch darüber hinaus hatte es Sivers verstanden, sich eine anerkannte und einflußreiche Stellung am Kaiserhofe zu schaffen. 1811 wurde er zum Zivilgouverneur des Gouvernements Kurland ernannt. In den Kriegszeiten (1812—1814) wagte er es, den aus der Ferne vom Kaiser gegebenen Befehl, Mitau, die Hauptstadt der Provinz, niederzubrennen, nicht zu befolgen, weil er dessen Sinnlosigkeit erkannte. Seine Eigenmächtigkeit wurde hingegenommen. Als der Feldzug beendet war, wurde Sivers wieder nach Petersburg berufen und zum Senator ernannt. Nach einer langen erfolgreichen Tätigkeit ist er dann am 27. Dezember (a. St.) 1823 in Ranzes gestorben.

Über drei Jahrzehnte hatte Friedrich von Sivers im öffentlichen Leben seiner Heimat eine bedeutende Rolle gespielt. Er besaß allen Gegnern zum Trotz doch immer eine einflußreiche und wichtige Stellung. Unter drei Monarchen, deren Regierungssysteme sich scharf von einander unterschieden, wußte er immer seinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu behaupten und den Lebensinteressen seiner Heimat zu dienen. Kaum an einem anderen der damaligen europäischen Höfe gab es ein solches Intrigenspiel wie am Zarenhof, aber immer gelang es Sivers, die richtigen Wege und Mittel für die Durchsetzung seiner Absichten zu finden, ohne die männliche aufrechte Art seines Wesens zu verleugnen. So ist Sivers vielleicht die kraftvollste Persönlichkeit, die dem baltischen Adel seit 1710

erwachsen ist. Nach den Worten eines späteren Geschichtsschreibers hat er „zeit-
lebens das Vertrauen seiner Monarchen an sich gefesselt, zweiundzwanzig Jahre
als Landmarschall (Gouvernementsadelsmarschall), Landrat und Gouverneur von
Kurland für die Provinzen gesorgt, ein volles Dezennium war ihm die rückhaltlose
Führung des Landes beschieden, nahezu ein zweites Jahrzehnt war sein Name das
Schiboleth der Parteien für und wider, die unversöhnliche Feindschaft wurde ihm
zuteil, mitunter schmolz sein Anhang zu einem Häuflein treuer Freunde zu-
sammen — er aber stand immer — ein Turm in der Schlacht — ungebeugt“.

Sivers hatte die Grundlagen für eine gesunde Entwicklung der Agrarverhält-
nisse seiner Heimat gelegt. Mit praktischem Blick hatte er erkannt, was dem
lettischen und estnischen Bauern in erster Linie nützt und dieses in einer wirklich-
keitsnahen Gesetzgebung festgelegt, die im Grundgedanken der Regelung entsprach,
die etwa gleichzeitig der Freiherr vom Stein für Preußen traf.

MICHAEL BARCLAY DE TOLLY

An der Spitze der Armee des Zaren gegen Napoleon

Gewaltige Opfer an deutschem Blut hat die „Europäisierung Rußlands“ gekostet,
und wenn einmal im Laufe der Geschichte diese Leistung deutscher Menschen ihren
greifbaren Sinn erhielt, indem sie zugunsten des deutschen Volkes politisch und mili-
tärlich entscheidend ins Gewicht fiel, so war es zur Zeit der Befreiungskriege, zu der
Zeit, als ein Stein, ein Clausewitz, ein Arndt in Rußland weilten, als ein Deutscher
in russischen Diensten — General Diebitsch — mit dem Deutschen im preußischen
Dienst — Yorck — die Konvention von Taugoggen schloß. Damals, als an dem im
wesentlichen deutsch geführten Zarenreich die Angriffskraft der Armee Napoleons
erlahmte, als durch das russische, zu einem beträchtlichen Teil von baltisch-deutschen
Offizieren geführte Heer die entscheidende Wende im Siegeszuge des Korsen eintrat
und damit der Weg frei wurde zur deutschen Erhebung.

Zwar erlebten die baltisch-deutschen Offiziere im Heer des Zaren die Befreiungs-
kriege nicht bewußt als die große nationale Erhebung ihres Volkes, war doch ein
politisches Volksbewußtsein aller Deutschen zu jener Zeit noch nicht durchgebrochen.
Im Zeitalter der großen übernationalen Monarchien war es möglich, daß dem Blute
und der Sprache nach deutsche Offiziere im Heer des Zaren den großen Kampf

gegen Napoleon als russische Patrioten erleben konnten, denn nie war die Spannung zwischen völkischer und staatlicher Zugehörigkeit für die Balten geringer und nie die Treue zum Reiche der Zaren größer und ehrlicher als zur Zeit Alexanders I., der allen als Träger der europäischen Orientierung Rußlands erschien. Und wenn es das deutsche Volk war, das die Zwingherrschaft des Korsen über Europa endgültig brach, so dürfen wir heute gewiß auch der deutschen Männer gedenken, die an der Spitze fremder Heere entscheidend an diesem Kampfe teilnahmen. Unter diesen aber gebührt der erste Platz Michael Barclay de Tolly — kaiserlich russischem Feldmarschall im Kriege gegen Napoleon.

In Zucht und Geradheit wuchs er zu eindrucksvoller Größe von antiker Geschlossenheit des Bildes heran. Da Michael Barclay seinen Vater, der, wenn auch nur vorübergehend, schon Offizier gewesen war, bereits in frühester Jugend verlor, kam er zu Verwandten nach Petersburg, die seine Erziehung übernahmen. Eine Jugend ohne Elternhaus führt bei schwachen Charakteren meist zu einem Versagen im Leben, bei starken fördert sie das Empfinden der Leistungsverpflichtung und der Härte im Nehmen von Nackenschlägen des Schicksals. Sein Onkel hatte als höherer Offizier im Siebenjährigen Kriege mitgefochten, und in diesem Hause wuchs Barclay in einer Atmosphäre militärischer Tradition und soldatischen Geistes auf. Der damaligen Gewohnheit entsprechend wurde er mit acht Jahren als Wachtmeister in ein vornehmes Regiment eingeschrieben.

Im Türkenkriege Katharinas II., in dem sich Barclay insbesondere in den Kämpfen um Očakov als kaltblütiger Offizier bewährte, wurde er nicht zuletzt wegen seiner charakterlichen Eigenschaften vom Grafen von Anhalt zum Adjutanten gemacht. Es war der einzige einflußreiche Mann am Zarenhof mit wirklich reiner Weste, dessen größter Wertschätzung er sich erfreuen konnte.

Kriege gab es an den noch fließenden Grenzen des Zarenreiches im einen oder anderen Abschnitt immer. Fast ununterbrochen stand Barclay im Felde. Nicht nur, daß er sich dabei persönlich auszeichnete, wie in der Schlacht von Preußisch-Eylau, wo sein rechter Arm schwer verletzt wurde, sondern auch seine Truppen fielen immer durch ihre hervorragende Verfassung auf. — Im Kriege gegen Schweden erhielt Barclay sein erstes selbständiges Kommando. Nach mehreren siegreichen Gefechten gegen die Schweden entschloß er sich im Winter 1808/09 zu einem Schlag, der in seinem Wagemut der Fahrt des Großen Kurfürsten über das Haff in nichts nachstand und in seinen strategischen Auswirkungen sie weit übertraf. Er führte seine gesamte Armee in drei Tagen über das Eis des Bottnischen Meerbusens nach Umeå

und schnitt so die Schweden von ihrer Operationsbasis ab. Die Folge war die Kapitulation der schwedischen Truppen bei Torneå. Der Kampf um Finnland war beendet. Barclay hatte dem Zaren eine bedeutende und lang umkämpfte Provinz gewonnen. Eine Leistung, die allein schon Barclay unter die größten Feldherren des Zarenreiches stellt. Zum ersten Generalgouverneur in Finnland ernannt, hat Barclay dieses schwere Amt in einem eroberten Lande mit Verständnis und Geschick geführt.

Schon bald nach dem Frieden von Tilsit wurde es klar, daß ein Kampf zwischen Rußland und Napoleon auf die Dauer unvermeidlich war. Das weitgehend verrottete russische Heerwesen mußte daher ebenso schnell wie gründlich reorganisiert werden. Für diese Aufgabe erschien niemand geeigneter als Barclay wegen seiner Lauterkeit und wegen seiner organisatorischen Fähigkeiten, hat doch gerade er für die ihm unterstellten Truppen hervorragend zu sorgen verstanden. 1810 wurde Barclay zum Kriegsminister ernannt und erhielt damit einen wegen der russischen Organisationsunfähigkeit und Korruption und zahlloser anderer Schwierigkeiten kaum zu bewältigenden Auftrag.

Als es 1812 zum Kriege kam, erhielt Barclay den Befehl über die 1. Armee. Typisch für Rußland: Alexander setzte keine einheitliche Oberleitung ein, um im Notfall den einen gegen den anderen ausspielen zu können, und getraute sich natürlich nicht, selbst diese Aufgabe zu übernehmen. Durch die persönliche Anwesenheit des Zaren, die ein ebenso zahlreiches wie nichtsnutziges Gefolge mit sich brachte, mußte Barclay in seinen Entschlüssen aufs stärkste behindert werden, besonders da die Herren aus dem kaiserlichen Gefolge nichts anderes zu tun fanden, als gegen Barclay zu intrigieren. Als dann endlich Alexander erkannte, wie fehl am Platze er hier war, und die Armee verließ, tauchte ein neues Problem auf: das Verhältnis zum Führer der 2. Armee. Barclay war genötigt, den Fürsten Bagration durch Überredung dahin zu bringen, was ein einfacher Befehl besser und sehr viel schneller erreicht hätte, zur Vereinigung beider Armeen. Dem ebenso gewandten wie selbstlosen Vorgehen Barclays war es zu danken, daß Bagration sich unterstellte. Barclays geschichtliche Bedeutung liegt in der Vernichtung der großen Armee Napoleons im Winterfeldzuge 1812, den er freilich nicht zu Ende führen konnte.

Barclays Bestreben, eine Schlacht zu vermeiden und bei möglichster Erhaltung der so mühselig aufgebauten Armee den Feind tief ins grenzenlose Land zu locken, hatte mehrere Gründe. Einmal stimmte Barclay hierin mit der Ansicht von Scharnhorst und Clausewitz überein, die ebenfalls eine bloße Schwächung Napoleons im

Hinblick auf das Ziel seiner endgültigen Vernichtung für gefährlich hielten. Außerdem war Barclay durch die Disziplinlosigkeit der im Hauptquartier herumlungern- den hochgestellten Personen behindert, die nicht einmal die primitivste militärische Forderung nach Geheimhaltung der eigenen Pläne vor dem Feinde zu erfüllen in der Lage waren. Einmal riß ihm die Geduld mit ihnen. Er schickte sie alle miteinander auf einen fünfundzwanzig Kilometer langen Fußmarsch.

Bei Smolensk deckte Barclay den Rückzug der Armee Bagrations, ohne sich von Napoleon zu einer Entscheidungsschlacht zwingen zu lassen. Als die Aufforderung Bagrations, Barclay möge doch bei Smolensk eine Entscheidung suchen, bekannt wurde, kam es zu einem Meutereiversuch. Die Barclay zukommandierten russischen und polnischen hohen Herren, die von jeder Sachkenntnis unbelastet waren, aber gemäß ihrem Nationalcharakter ein feines Empfinden für effektvolle Handlungen besaßen, protestierten unter der Führung des kaiserlichen Bruders Konstantin gegen Barclays Befehl, die brennende Stadt zu räumen, und verlangten seinen Widerruf. Barclay konnte sie zwar nicht standrechtlich erschießen lassen, beauftragte aber in eisiger Ruhe und ohne sich in seinem Entschluß irgendwie beirren zu lassen, den Großfürsten als das Haupt dieser Quertreiber, dem Zaren „wichtige“ Briefe persönlich zu überbringen, und entfernte ihn auf diese Weise aus dem Lager. Die Wühler erreichten es aber durch das Aussprengen von verleumderischen Gerüchten, in denen Barclay als Deutscher verräterischer Bestrebungen verdächtigt wurde, daß ein Russe das Oberkommando erhielt.

Der greise, bereits altersschwache Fürst Kutusov bestimmte Borodino zum Schlachtfeld. Da Kutusov sich aber so entfernt vom Schlachtfeld postiert hatte, daß er zwar keinen Überblick über die Geschehnisse haben konnte, aber dafür doch vor feindlichen Kugeln sicher war, so mußte Barclay die Schlacht leiten. In dieser blutigsten Schlacht des Jahrhunderts legte Barclay eine durch nichts zu erschütternde Kaltblütigkeit an den Tag, griff persönlich ein, wo es nötig war und jagte die Meldereiter mit seinen Befehlen über das Schlachtfeld, über das er nie den Überblick verlor. Mit einer fast zur Maske erstarrten Ruhe im Antlitz hielt er auf dem Hügel, von dem aus er den Verlauf der Schlacht am besten verfolgen konnte, unberührt durch den Geschoßhagel, der sechs Pferde unter ihm niederriß und alle seine Adjutanten verwundete. Weil er sich selbst gegenüber unnachsichtig war, konnte er seine Untergebenen, wo es nottat, auch hart anfassen. Als General Tučkov, der einen wichtigen Posten zu verteidigen hatte, mitten in der Schlacht persönlich zu Barclay kam, um ihm seine schwierige Lage zu schildern, sagte ihm Barclay

mit schneidender Schärfe: „Kehren Sie auf Ihren Posten zurück und sterben Sie dort, denn kommen Sie noch einmal wieder, so lasse ich Sie erschießen.“ Die unentschiedene Schlacht ließ Kutusov abrechnen und ging auf Moskau zurück. In völliger Verzweiflung verließ Kutusov bald auch Moskau, während das Heer sich nach Tarutino ins Lager begab. Hier nahm Kutusov plötzlich Barclay ein Drittel seiner Armee und wies ihm ein vom Lager entferntes Quartier an. Barclay nahm daraufhin sofort seinen Abschied. Seiner Frau schrieb er einen erschütternden Brief: man meinte, ihn halten zu können, weil er arm sei, aber man habe sich verrechnet. Seine Frau möge alles irgendwie Entbehrliche verkaufen, nur nicht seine Bibliothek. Man könne alles ertragen, wenn man nur den Mut habe, sich über das Gewöhnliche hinwegzusetzen. — Die Reise in die Heimat wurde zu einem Speißrutenlaufen, der Pöbel brüllte „Verräter“ und warf nach ihm mit Steinen. Bei einem Empfang bei Hofe wollte ihn plötzlich niemand mehr kennen, die am wenigsten, die noch kurz vorher vor ihm gekrochen waren.

Aber der Tiefe des Sturzes entsprach nicht seine Dauer. Schon nach einem halben Jahr rief man Barclay in schamloser Unbekümmertheit zurück. Ohne den ihm angetanen Schimpf nachzutragen, übernahm er sofort den ihm angetragenen Posten. 1813 wurde er Oberkommandierender der verbündeten russisch-preußischen Truppen. An allen großen Schlachten des Freiheitskrieges nahm er hervorragenden Anteil, und nach dem Einzug der Verbündeten in Paris wurde Barclay, der bereits sämtliche Orden und Titel besaß, vom Zaren in den Fürstenstand erhoben. Er aber stand in der Schlichtheit und Lauterkeit seines Wesens weit über diesen Dingen.

Der länger als dreißig Jahre ununterbrochen übermäßig beanspruchte Körper hielt in der folgenden Friedenszeit nicht mehr stand, Barclay starb am 14. Mai 1818 und wurde in baltischer Erde begraben. Noch nicht sechzig Jahre hatte dieses dramatische Leben gewährt. Es hatte tiefste Tiefen und höchste Höhen menschlichen Wandels durchmessen. Barclay aber blieb immer der gleiche. Er war weder geistreich noch gelehrt; aber in wahrer menschlicher und soldatischer Größe wuchs er weit über seine Umgebung hinaus als eindrucksvolle Verkörperung besten Soldatentums.

Barclay und seine Generation haben als Deutsche im Dienste des Zarenreiches einer europäischen Aufgabe gedient. Doch die Anfeindungen und Verdächtigungen, die von nationalrussischer Seite gegen Barclay als Deutschen, als „Verräter“ an der russischen Sache gerichtet wurden, waren ein drohendes Anzeichen des nahenden Endes des Zeitalters der übernationalen Monarchien, der beginnenden Wandlung

Rußlands aus dem übervölkischen Imperium zum russischen Nationalstaat, in dem für die Deutschen kein Platz mehr war. In den Gegnern und Neidern Barclays traten erstmalig die Kräfte der Zerstörung offen auf den Plan, die entschlossen waren, allem Deutschen den Kampf anzusagen und damit die Abwendung Rußlands von Europa zu vollziehen.

HAMILKAR VON FÖLKERSAHM

Landesdienst

Man schreibt das Jahr 1848. Über Europa geht der Sturmwind der Revolution. Die Völker sind in Bewegung geraten. Vor der Erhebung der Massen wanken die Throne, stürzen geheiligte Autoritäten, wandeln die Staaten ihr Gesicht. Ein neues Europa kündigt sich an. Den stillen Winkel der baltischen Provinzen Rußlands haben die Stürme der Revolution zwar kaum erreicht. Seine ständischen Ordnungen haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Und doch ist das „tolle Jahr“ nicht spurlos am baltischen Lande vorbeigegangen: — es sieht in Livland einen Mann auf der Höhe seines Einflusses, den seine Standesgenossen als Revolutionär empfinden, den „livländischen Mirabeau“ — Hamilkar von Fölkersahm. Es sieht eben diesen Mann eine Reform durchführen, die, gleichfalls von vielen als Revolution empfunden, für die weitere Gestaltung der Struktur und der Entwicklung des Landes zum mindesten von der gleichen nachhaltigen Wirkung ist wie die Ereignisse der „Revolution von 1848“ für die Entwicklung der Staaten Europas.

Vom Ende des 18. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts steht die Bauernfrage beherrschend im Mittelpunkt des Geschehens in den damaligen Ostseeprovinzen Rußlands. Eine Frage von provinzieller Bedeutung und doch vielleicht die Schicksalsfrage für das Land, denn hier an der Grenze Euopas und Asiens kann die Struktur der Bevölkerung, das Bestehen eines gesunden, bodenverwurzelten Bauerntums entscheidend werden für die Zugehörigkeit des Landes zum europäischen oder zum östlichen Kulturkreis. Die am weitesten blickenden baltischen Deutschen jener Zeit haben das empfunden und ihre Kräfte der Regelung der Bauernfrage geweiht, sie sind als schöpferische Agrarpolitiker in die Geschichte eingegangen. So ist auch in der baltischen Agrarpolitik das Wort Wahrheit geworden, daß Männer die Geschichte machen: es bedurfte der harten und eigenwilligen Natur eines

Friedrich von Sivers, um das Werk des Bauernschutzes und der Bauernbefreiung gegen den Widerstand seiner Standschaft in Gang zu setzen, und es sollte noch ein zweites Mal einer überragenden, leidenschaftlichen Persönlichkeit bedürfen, um dieses Werk vor der Verfälschung zu bewahren und eine gesunde und stabile Agrarordnung aufzurichten.

Livland ist zu einem stillen Winkel geworden. Unter dem Zepter der Zaren hat es seine ständische Verfassung bewahrt, und von der russischen Obrigkeit wohl abgeschirmt gegen allzu frische Winde aus dem Westen führt das baltische Deutschtum, streng nach Ständen gesondert, ein beschauliches und geruhames provinzielles Dasein. Die Wellen der französischen Revolution haben es nicht erreicht, die Kriege gegen Napoleon hat man im Zarenheere mitgemacht, als Patriot, unberührt von der völkischen Begeisterung im deutschen Mutterlande. „Livländisches Stilleben“ hat man diese Zeit genannt, in der das Leben im Ländchen so geruhsam dahinfloß und alles so gut geordnet und bestellt schien von den deutschen Stadt- und Landesvätern. Daß dem tatsächlich nicht so war, daß die Luft in diesem ständisch-provinziellen Stilleben stickig zu werden begann, daß auch Livland in den vierziger Jahren vor einer sozialen Revolution stand, weil die agrarsozialen Verhältnisse einer Katastrophe entgegenreiften, das war nur wenigen weitblickenden Männern bewußt, die zwar die Notwendigkeit einer Reform erkannten, denen jedoch noch der unbändige Wille fehlte, das als richtig Erkannte in die Tat umzusetzen.

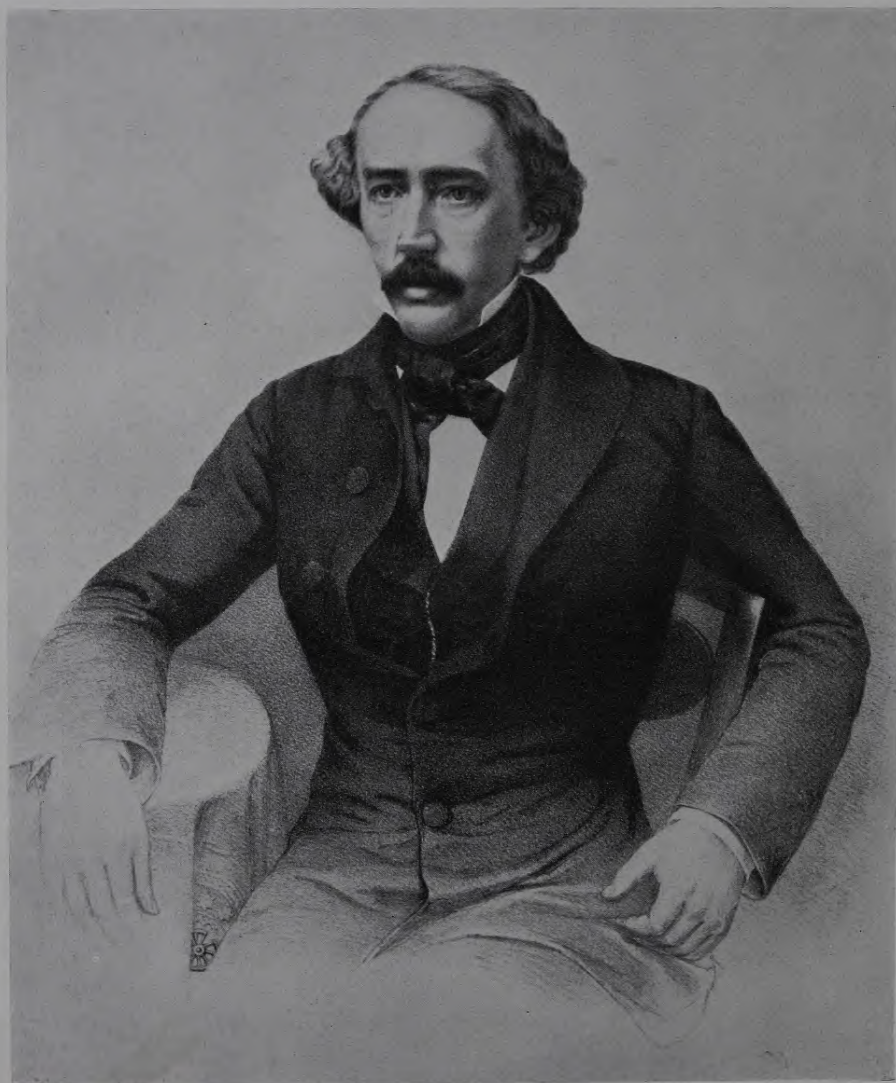
Was war in der Agrarfrage bisher geschehen? Man hatte die gesunden, von Friedrich von Sivers geschaffenen Grundlagen der Bauernschutzgesetzgebung zu Beginn des Jahrhunderts nur zu bald wieder verlassen. Theorien des ökonomischen Liberalismus und der Glaube an die alleinseligmachende Wirkung der freien Konkurrenz hatten die baltischen Ritterschaften bestochen, statt den Bauern im Genuß seiner Scholle wirtschaftlich zu schützen, ihm die persönliche Freiheit zu geben, dabei aber dem Gutsherrn das Recht auf den gesamten Boden vorzubehalten, wobei das Verhältnis von Grundherr und Bauer durch freie und befristete Pachtverträge geregelt werden sollte.

Nur zu bald sollte sich diese „Bauernbefreiung“, die ganz im Sinne Alexanders I. geschah, als ein verhängnisvoller Irrweg erweisen. Das System der freien Pachtverträge löste alle Bindungen zwischen Bauer und Scholle, Gutsherr und Bauer. An die Stelle eines bodenverwurzelten Bauerntums drohte ein unstetes, wurzelloses Agrarproletariat zu treten. Der Wunsch nach Erhöhung der Pachtzahlung verführte den Grundherrn zum Abschluß nur kurzfristiger Verträge, die Hoffnung auf

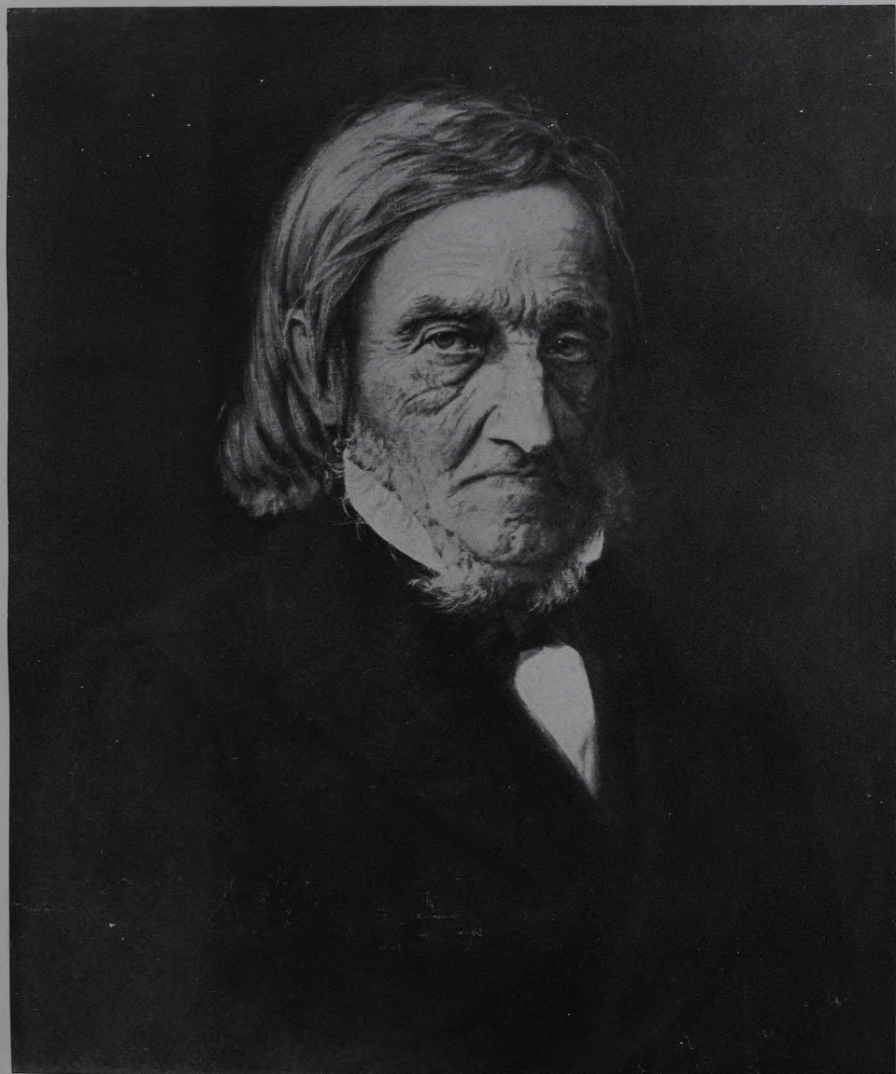


Barclay de Tolly

Michael Barclay de Tolly, Feldmarschall (1762—1818)



Hamilkar von Fölkersahm, Landmarschall von Livland (1811—1856)



Karl Ernst von Baer (1792—1876)



Viktor Hehn (1813—1890)

bessere Pachtbedingungen und Höfe den Bauern zu Raubbau und dauerndem Wechsel des Pachthofes.

Noch besteht volle Naturalwirtschaft und die ihr entsprechende Fronpacht. Der gerade damals einsetzende Übergang zu intensiveren Wirtschaftsmethoden in der Landwirtschaft (Fruchtwechselfolge, Kartoffel- und Kleeanbau) zwingt die Gutsherren zu dauernder Steigerung der bäuerlichen Dienstleistungen und führt im Zuge der Abrundung der Gutsfelder zur Einziehung von Bauernland. Hat auch dieser Prozeß im Baltikum nie die Ausmaße erreicht wie in manchen Gebieten Ostdeutschlands, so ruft er doch bei den Bauern wachsende Beunruhigung hervor. Schwere Mißernten zu Beginn der vierziger Jahre mit anschließender Hungersnot bringen das Faß zum Überlaufen: in ihrer Not schauen die Bauern nach fremder Hilfe aus und glauben, sie bei der russischen, griechisch-orthodoxen Geistlichkeit zu finden. Das Gerücht, der Übertritt zum griechisch-orthodoxen Glauben, zum „Glauben des Kaisers“, stelle die Bauern unter dessen Schutz und werde ihnen die Verteilung von „Seelenland“ im „warmen Lande“ eintragen, verbreitet sich mit elementarer Gewalt und veranlaßt Zehntausende estnischer und lettischer Bauern zum Übertritt. Das geistige Band, das die deutsche Herrschaft mit dem estnischen und lettischen Landvolk verbindet, der evangelisch-lutherische Glaube, droht zu zerreißen, ein friedlicher, geistiger Einbruch des Ostens droht sich zu vollziehen. Bauernunruhen flammen auf. Militär wird angefordert.

So kann es nicht lange weitergehen, ohne daß die russische Zentralregierung eingreift und die weitere Gestaltung der Dinge in ihre Hand nimmt. Der Landtag berät. Man erkennt im Grunde die Wurzel des Übels, die freien Pachtkontrakte und die Lockerung der Bande zwischen dem Bauer und seiner Scholle, aber man rafft sich zu keinen entscheidenden Maßnahmen auf, denn es fehlt der harte und klare Wille, der hinter diesen Überzeugungen steht. Die Stunde ruft nach einem Mann. Und im entscheidenden Augenblick ist er da. Auf dem Landtag des Jahres 1842 tönt seine fordernde Stimme zum erstenmal durch den Saal. Sie zerschneidet hart die Stille geruhsamen, ständischen Stillebens, an ihr scheiden sich die Geister — es ist die Stimme Hamilkar von Fölkersahms.

Kurländer von Geburt, steht er auf der Höhe der geistigen Bildung seiner Zeit. Sein Bildungsweg hat ihn weit über die Grenzen der engeren Heimat hinausgeführt — an der Berliner Universität hat er durch die Philosophie Hegels und das Jungdeutschum seine entscheidende geistige Prägung erhalten. Früh tritt seine spekulative Veranlagung zutage. Doch das Leben führt ihn nach Livland zurück,

wo er das Gut Rujen-Großhof erwirbt und Landwirt wird. Hier hat er erstmalig das Agrarproblem seiner Heimat erlebt und damit den Anstoß zu seiner agrarpolitischen Wirksamkeit erhalten. Es scheint, daß ein sittliches Erlebnis Fölkersahm den Impuls zu seiner Lebensarbeit gab, das uns in Julius Eckardts Nacherzählung überliefert ist: Fölkersahm reitet zu einem Bauernhof hinaus, den er einziehen will, und erblickt den Bauern, wie er gerade im Begriff steht, das Dach seines neuerbauten Hauses mit der Baukrone zu schmücken: „Was ich in jenem Augenblick empfand, vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblick, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sichergestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte.“

In Fölkersahm lebte neben einem ausgeprägten sittlichen Gefühl für Menschenwürde und einem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen ein starkes, im besten Sinne adeliges Bewußtsein dessen, daß Herrschaft nur da sittlich berechtigt ist, wo sie zugleich Dienst ist; die Überzeugung, daß erhöhten Rechten auch gesteigerte Pflichten entsprechen müssen, wie er es selbst in den Worten ausdrückte: „Nicht die Rechte, die jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Wert“. Angewandt auf die praktische Landespolitik äußerte sich diese Überzeugung in einem lebendigen Verantwortungsgefühl des deutschen Grundherrn für das seit Jahrhunderten verwaltete Land, des Gutsherrn für seine Bauern, — es war die Triebfeder von Fölkersahms agrarpolitischer Tätigkeit.

Entsprechend der Verfassung fallen die Entscheidungen über die Gestaltung der inneren Geschicke des Landes auf dem Landtag der adligen Gutsbesitzer, der Ritterschaft, in parlamentarischen Redeschlachten und Mehrheitsbeschlüssen. Und gerade auf diesem Gebiete ist Fölkersahm Meister. Als „glänzender Redner und überlegener Taktiker“ erringt er seine ersten Erfolge. Die flammende Glut seines sittlichen Wollens, die „fordernde Ungeduld einer heißen politischen Leidenschaft“ (Wittram) reißt die junge Generation mit sich fort, zwingt sie unter seine Führung; die gedankliche Klarheit der Konstruktion, die dialektische Überlegenheit in der Debatte bringen manchen Gegner zum Schweigen. „Wie eine Brandung gegen das felsige Ufer schlägt und aus dem schwarzen Himmel von feurigen Blitzen durchzuckt

wird“, das berichtet uns einer seiner Anhänger, „so sprach Fölkersahm, wenn seine Rede uns durchzuckte und elektrisierte.“ Diese Rede fordert Entscheidung, an ihr scheiden sich Freund und Feind und schließen sich erstmalig in der Geschichte des Landtages zu Parteien zusammen. Fölkersahms Gefolgschaft ist die „Liberale Landtagspartei“. In dramatischer Verhandlung erreicht er schon auf dem Landtag von 1842 die grundsätzliche Anerkennung des Rechts der Bauernschaft auf die Nutzung des Bauernlandes und die Normierung der Fronpachtleistungen im Sinne der Bauernschutzgesetze von 1804.

Doch Fölkersahm geht es nicht um eine Rückkehr zum Bauernschutz von 1804. Sein Ziel ist die Schaffung von bäuerlichem Grundeigentum, eines wirtschaftlich und sozial gesicherten Bauernstandes neben dem adeligen Großgrundbesitz. Der Weg, der dahin führt, geht über die Abschaffung des Fronpachtsystems, den Übergang zur Geldpacht und den käuflichen Erwerb der Höfe durch den Bauern. Doch noch ist die Zeit nicht reif. Noch hat die konservative Landtagsmehrheit das Heft in der Hand. Unbefriedigt von den Verhältnissen in der Heimat tritt Fölkersahm eine Auslandsreise an. Sie bringt ihm wesentliche Erfahrungen. Als Ehemann und Vater mehrerer Kinder bezieht er nochmals die Berliner Universität, besucht Ernst Moritz Arndt, lernt Paris kennen. Als er 1845 zurückkehrt, ist seine Stunde gekommen. Die Übertrittsbewegung und die Bauernunruhen haben den Widerstand der Gegner zermürbt, auch die Staatsregierung verlangt jetzt gebieterisch Reformen. Von ihr in ein staatlich-ständisches Komitee zur Beratung der Bauernfrage berufen, gelingt es Fölkersahm, in Petersburg und dann auf dem Livländischen Landtage von 1847 sein Reformprogramm durchzusetzen.

In der Bauernverordnung von 1849 erhalten die von ihm vertretenen Grundsätze Gesetzeskraft. Das Bauernland wird gesetzlich vom Gutsland geschieden und der ausschließlichen Nutzung durch Glieder der Bauerngemeinden vorbehalten. Die Arbeitspacht soll Schritt für Schritt durch die Geldpacht ersetzt werden, der Erwerb der Bauernhöfe durch die Bauernpächter wird durch Begründung einer Bauernrentenbank gefördert. Fölkersahm hat sein Ziel erreicht — die Schaffung eines eigenbesitzlichen Bauernstandes.

Das Jahr 1848 sieht Fölkersahm auf der Höhe seines Einflusses. Er, der so vielen als Revolutionär gilt, wird von der Ritterschaft zum höchsten Amte berufen: der Landtag wählt ihn zum Landmarschall. Doch nicht lange kann er sich auf der erreichten Höhe halten. Noch haben die Gegner nicht resigniert, ihr Einfluß wächst mit dem Siege der Reaktion in Europa, und auf dem Landtag von 1851 wird

Fölkersahm nicht mehr zum Landmarschall wiedergewählt. Seitdem ist sein Stern im Sinken. Enttäuscht, verbittert und innerlich einsam stirbt Fölkersahm am 19. April 1856, nachdem er schon zwei Jahre vorher von der politischen Bühne abgetreten war.

Ein Freund hat von ihm gesagt, er „habe sich Kopf und Flügel zerschmettert an dem engen Käfig unserer kleinen Verhältnisse“. Gewiß: Fölkersahm, der Revolutionär, war längst hinausgewachsen über die ständische Welt seiner Heimat und wurzelte doch wieder tief in ihr, gebunden durch sein Werk, seine Sendung, die Anhänglichkeit seiner Freunde. Wohl keine Gestalt der baltischen Geschichte ist Gegenstand von soviel hingebender Treue und Liebe der Freunde und eines so leidenschaftlichen und unversöhnlichen Hasses der Gegner geworden wie Fölkersahm. Dieser Haß der Feinde, der sich bis zum Vorwurf des Landesverrates steigert, ist nicht allein zu erklären durch das herrisch-aufbrausende Wesen Fölkersahms und auch nicht durch seinen radikalen weltanschaulichen Freisinn, der Fölkersahm innerhalb der baltischen Ritterschaft als einen Fremden erscheinen ließ.

Die Gegner sahen scharf: sie spürten, daß Fölkersahms Reformwerk, das einen großen Teil des Bodens der Verfügung der deutschen Grundherren entzog und dem estnischen und lettischen Bauern in erblichen Besitz gab, eine Entwicklung einleitete, welche den Fortbestand des deutschen „Landesstaates“ und die Behauptung der führenden Stellung der deutschen Ritterschaft in Frage stellte.

Fölkersahm selbst, dessen Wirken noch in die Zeit vor dem Aufbrechen des Nationalitätenproblems fiel, hat in seinem radikalen Fortschrittsglauben die weitgehenden politischen Folgen seiner Reform und die bevorstehenden völkischen Auseinandersetzungen kaum zu ahnen vermocht. Ihm ging es um das Wohl des ganzen „Landes“, das heißt der Gesamtheit der Landeseinwohner, um die Schaffung eines bodenverwurzelten „livländischen“ Großbauerntums, in welchem er die Voraussetzung für eine gesunde und eigenständige, gegen russische Eingriffe geschützte Entwicklung seiner Heimat sah. Und tatsächlich liegt die Bedeutung seines Wirkens darin, daß er in letzter Stunde vor der Bauernbefreiung in Rußland die eigenständige Entwicklung der baltischen Lande auf agrarpolitischem Gebiet sicherte und damit seine Zugehörigkeit zu Europa entscheidend festigte. Denn während im Baltikum eine eigenbesitzliche großbäuerliche Schicht entstand, führte die Bauernbefreiung in Rußland, die dem Bauern zwar die persönliche Freiheit gab, das Land jedoch im Besitz der Bauerngemeinde beließ, zur fortschreitenden Proletarisierung der bäuerlichen Massen und damit zum Bolschewismus.

Der Übergang der Höfe in den Besitz der estnischen und lettischen Bauern gestaltete sich allerdings zu einem langwierigen Prozeß, der erst in den siebziger und achtziger Jahren richtig in Fluß kam, bis zum Ausbruch des Weltkrieges jedoch nahezu abgeschlossen war. Damit waren rund 60 v. H. der privaten landwirtschaftlichen Nutzfläche des Baltenlandes in den Besitz estnischer und lettischer Bauern übergegangen. Zwar war der Freikauf der Höfe für den estnischen und lettischen Bauern eine „harte Schule“, er war aber zugleich ein Ausleseprozeß der Tüchtigsten, aus denen ein selbstbewußtes und bodenverwurzeltes Großbauerntum hervorging, dem der Weg zum weiteren wirtschaftlichen, sozialen und bildungsmäßigen Aufstieg offen stand.

Die Hoffnung Fölkersahms und seiner Mitarbeiter, der deutsche Großgrundbesitzer werde in diesem Großbauerntum eine Stütze der bestehenden Ordnung gewinnen, hat sich nicht erfüllt. Aus dem Großbauernstande ging vielmehr die estnische und lettische nationale Bildungsschicht hervor, die bald die Forderung nach politischer Gleichberechtigung mit dem Deutschtum erhob. In einer anderen Weise, als die adligen Agrarreformer des 19. Jahrhunderts es sich vorstellten, hat sich jedoch dieses Bauerntum als Element der Ordnung bewährt: — es bildete das Rückgrat der baltischen Völker in ihrem späteren Abwehrkampf gegen den Bolschewismus.

Unter dem Eindruck der russischen Agrarreformen brach sich in den sechziger Jahren auch unter den einstigen Gegnern Fölkersahms die Erkenntnis dessen Bahn, was man dem kühnen und genialen Reformers zu danken habe — die gerade noch rechtzeitig erfolgte: endgültige agrarrechtliche und strukturelle Scheidung des baltischen Landes vom strukturlosen Osten.

Fölkersahm selbst hat ein Gefühl für *diese* Bedeutung seines Werkes gehabt. Wie viele Große der baltischen Geschichte hat er unter dem Druck der aus dem Osten drohenden Gefahr gelebt und sein Lebenswerk in der Bannung dieser Gefahr gesehen. Das sagt uns ein Wort, das uns von einem seiner Anhänger überliefert ist: „So stand er vor uns und sprach, weit in das Leere schauend: ‚Ich sehe den großen Felsen im Osten und zu Füßen die grünen Auen unserer Heimat. Es bröckelt der Fels, und Stein um Stein stürzt verwüstend in die blühenden Saaten. Wie lange dauerts, und unsere Saaten sind zerstört und vernichtet. Wehe uns, wenn uns das Schicksal unvorbereitet trifft! Darum gilt es zu schaffen und zu stützen, solange es noch Zeit ist!‘“

KARL ERNST VON BAER

Alma mater Dorpatensis

Im Norden der Baltischen Lande, auf einem Gute in Estland wurde im Februar 1792 der Mann geboren, der vom Schicksal bestimmt war, den europäischen Naturwissenschaften ihren künftigen Weg zu weisen — Karl Ernst von Baer.

Hier, inmitten der nördlichen Natur mit ihren immer wechselnden Übergangszeiten, mit ihren rauhen Wintern und kurzen üppigen Sommern, mit ihrem langsam reifenden Frühling und mit ihrem farbenreichen Herbst wuchs Baer heran.

Aus dem kinderreichen Hause der Eltern nahm ihn früh ein kinderlos verheirateter Onkel auf sein Gut, und der fröhliche, aufgeschlossene Junge genoß hier die ganze Liebe einsamer Menschen, die er kindlich dankbar wie ein schönes Geschenk entgegennahm. Der Onkel, der für alles Militärische sehr eingenommen war, brachte ihm früh soldatischen Gehorsam bei. Dieses und natürliche Anlagen mögen es bewirkt haben, daß er nie verweichlichte, so große Verwöhnung er auch genoß. In sein empfängliches Gemüt senkte sich aber früh die Natur als etwas unendlich Schönes und Lockendes, und ohne daß ihm dies ausdrücklich bewußt war, mag sich schon damals das feste Band geknüpft haben, das durch ein ganzes langes Leben nie mehr riß, selten nur gelockert wurde. War die Natur für den kleinen Knaben ein stilles Geborgensein in der nordischen Landschaft, wurde sie für den Größeren das Feld reicher Rätsel, das den reifenden Verstand lockend anrief.

Trat die Natur an den Mann mit der Forderung, den Reichtum auch anderen zugänglich zu machen, so wurde sie für den Vollendeten, den Weisen zur großen Manifestation eines Schöpfers. Nicht jäh abgehakt nach den Zeitabschnitten seines Lebens. Zu Zeiten waren seine Beziehungen zur Natur so enge, so persönliche, daß er darüber alles vergessen konnte. Wie er als kleiner Knabe, von den sorgsam Pflegeeltern schon ängstlich vermißt, in einer Verzückung vor einem Pfau gefunden wird, der sein prächtiges Rad schlägt, so versinkt er später einmal so tief in ein Problem, daß er mit tiefer Trauer feststellen muß, daß er das Werden des Sommers übersehen hat.

Achtjährig kommt Karl Ernst von Baer in das Elternhaus zurück und genießt nunmehr in einem großen Geschwisterkreise den wenig systematischen, aber auch

wenig angreifenden Unterricht durch Hauslehrer, mit allen Mängeln und Vorteilen solchen Unterrichts. Hier zeigt ihm einer der Hauslehrer die Möglichkeit, Pflanzen bestimmen zu können, und mit größtem Eifer geht Baer an diese Arbeit, verschafft sich Bestimmungsbücher und durchforscht die Flora auf dem Heimatgut und den Nachbargütern. Hier bekundet sich erstmalig seine Liebe zur Botanik. Baer selbst schätzt sich glücklich, einen solchen Unterricht genossen zu haben, denn so hat er das Lernen nie als unerträglichen Zwang empfunden, sondern meist nur als lockend und interessant. Früh beginnt er daher, wenn er Lücken in seinem Wissen bemerkt, sie aus eigenem Antriebe auszufüllen.

Mit fünfzehn Jahren geben ihn die Eltern in die Ritter- und Domschule zu Reval, eine Art Gymnasium. Sein Wissen war ungleich. Im Lateinischen kam er in die Prima, im Griechischen in die Tertia. Damals war das möglich. Englisch beherrschte er und las die englischen Dichter zum Vergnügen in den Mußestunden. Die Zeit an der Domschule erscheint Baer als die glücklichste seines Lebens. Hier fand er, was er wohl schmerzlich auf dem Lande vermißt hatte, den Kreis von Altersgenossen, und ergreifend sind die Briefe Baers aus dieser Zeit durch die Glut seiner Liebe, die er seinen Freunden entgegenbringt.

In Dorpat studiert er Medizin. Seine Liebe gehört der Naturwissenschaft. Er versucht es, sich von ihr loszureißen, denn er muß bald die Eltern entlasten und auf eigenen Füßen stehen. Er nutzt alle Möglichkeiten aus, sein Fach zu erlernen. Mit kritischem Blick erkennt er die Mängel der noch jungen Universität, vor allem das Fehlen der Präparierübungen. Mit zweiundzwanzig Jahren promoviert er in Dorpat zum Doktor der Medizin.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo er ernstlich für eine vertiefte Fachausbildung Sorge tragen muß. Er geht nach Wien, arbeitet in den Kliniken. Von Wien aus macht er Wanderungen durch die Berge, lernt die Alpenflora kennen, und die Versuchung tritt an ihn heran, alles aufzugeben und sich wieder seiner Jugendliebe, der Botanik, zuzuwenden. Er schwankt und grübelt. „Einsamkeit ist willkommen, wenn man etwas in sich zu ordnen hat“ schreibt er. Er beschließt, wieder der Botanik zu entsagen, und geht nach Würzburg, um an den großen Kliniken sich für eine ärztliche Praxis vorzubereiten. In Würzburg lernt er den großen Anatomen Kölliker kennen und verehren und ist begeistert von den in Dorpat so vermißten Präparierübungen. Sein Blick wird von Kölliker auf die vergleichende Anatomie gerichtet, und er sieht, daß hier ein großes Feld der Bearbeitung bedarf. Von Kölliker aufgefordert, eine Untersuchung über die Entwicklung des Hühnchens

im Ei vorzunehmen, lehnt er dieses ab, da er nicht über die notwendigen Geldmittel verfüge, um sich einen Kupferstecher zum Illustrieren der Arbeit halten zu können.

Mitten in seinen Studien erhält Baer einen Ruf als Prosektor nach Königsberg. Er schwankt: es zieht ihn mehr an eine der westlichen Universitäten, nach Bonn, er will aber auch zurück in seine Heimat nach Dorpat. Doch in Königsberg bietet sich ihm eine sichere Stellung. Er nimmt den Posten an. Kaum aber hat er seine Arbeit übernommen, da erweitert er das Feld seiner Betätigung schon sehr bald gewaltig. Er wird ein hervorragender Lehrer, der durch jeden vorgetragenen Gegenstand seine Zuhörer fesselt. Er leitet persönlich alle praktischen Übungen. Er treibt eigene Studien über vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Er begründet ein zoologisches Museum, beschafft selbst das ganze Material. Er beginnt eine rege publizistische Tätigkeit. Immer weiß er den einzelnen Gegenstand in seine größeren Zusammenhänge zu rücken.

Hier in Königsberg macht Baer die Entdeckung, die eine ganze Welt aufhorchen läßt, er findet das Säugetier-Ei. Baer schildert die Entdeckung: „Als ich in dieses (das heißt das Uhrglas hinter dem Mikroskop) einen Blick geworfen hatte, fuhr ich, wie vom Blitz getroffen, zurück, denn ich sah deutlich eine sehr kleine, scharf ausgebildete Dotterkugel. Ich mußte mich erholen, ehe ich den Mut hatte, wieder hineinzusehen, da ich besorgte, ein Phantom habe mich betrogen“. Hiermit wurde ein jahrhundertlanges Suchen beendet. Baer selbst schreibt später in seiner Bescheidenheit diesen Erfolg „weniger sehr angestregten Untersuchungen als der Schärfe seines Auges in früheren Jahren zu“. Die Welt wird allmählich auf ihn aufmerksam.

In Königsberg wurde Baer bald Ordinarius für Zoologie und Anatomie. Er heiratete die Königsbergerin Auguste von Medem, die ihm vier Söhne und eine Tochter schenkte.

Die Akademie von St. Petersburg warb um Baer. Schwer fällt es ihm, Königsberg zu verlassen. Wohl hat er hier ein reich ausgebautes Arbeitsfeld, aber die Mittel für wissenschaftliche Forschung, sie sind beschränkt. Baer fühlt es: Dort in Petersburg wird er ganz andere Möglichkeiten haben. Nach einigem Zögern nimmt er den Ruf an die Akademie an und siedelt 1834 nach Petersburg über.

Die Arbeit, die Baer aber dort erwuchs, war eine ganz andere, als er geahnt hatte. Hatte er vielleicht davon geträumt, nun auf dem Gebiet der Entwicklungs-

geschichte großzügiger als bisher arbeiten zu können, so zeigen seine zahlreichen Veröffentlichungen, daß er auf sehr vielen Gebieten gearbeitet hat: in der Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Anthropologie, Entwicklungsgeschichte, Ethnographie, Geologie, Geographie und ihren Teilgebieten, auf denen er viele wichtige Einzeluntersuchungen vorgenommen hat. Er begründet eine geographische Gesellschaft und einige Jahre später eine entomologische. Er unternimmt zahlreiche Reisen, um das europäische Rußland zu erforschen, und organisiert Forschungsreisen durch das asiatische Rußland. Die Ergebnisse seiner Forschungen sucht er praktisch auszuwerten und der russischen Volksernährung nutzbar zu machen. Er revidiert Universitäten. Er unterrichtet die Kinder einer Großfürstin. Er begründet Museen und macht Studienreisen durch Westeuropa. Baers vielseitige Tätigkeit ist kaum zu umschreiben. Karl Ernst von Baer bleibt in allen seinen Arbeiten der exakte gewissenhafte Forscher, der mit strenger Selbstkritik nur die Dinge behandelt, die auf seinem Gebiet liegen. Er sieht aber, je länger er lebt und je tiefer er in die Natur eindringt, ein sinnvolles Walten, eine Zielstrebigkeit, eine Teleologie. Er erkennt immer mehr, daß hinter allem eine schöpferische Macht, ja, ein Schöpfer steht, der sich in einer herrlichen Natur offenbart. Und diese Erkenntnis macht ihn demütig und bescheiden. „Unser Wissen ist Stückwerk“ wiederholt er oft. Auch im persönlichen Verkehr ist jeder entzückt, wie dieser allmählich von der ganzen Welt als Großer anerkannte Mann nie eine Distanz merken läßt, sondern stets einem jeden Freundlichkeit, Gerechtigkeit und menschliches Verstehen entgegenbringt. Baers wissenschaftliche Haltung und Weltanschauung wurden richtunggebend für den Geist deutscher Wissenschaft an der Universität Dorpat, in die der öde Materialismus nie seinen Einzug halten konnte, an der die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen alles Lebens und Seins stets eine Heimstatt behielt.

Nach einem Leben von universalem Ausmaß kehrt der fünfundsiebzigjährige Forscher nach Dorpat zurück. Er hält sich für nicht mehr fähig, die Arbeiten an der Akademie fortzuführen, und sucht endlich Ruhe. Um ihn schart sich bald ein Kreis gelehrter Männer, die die Fragen der Zeit und der Wissenschaft zusammen lebendig verfolgen. Noch bis kurz vor seinem Tode veröffentlicht Baer wissenschaftliche Aufsätze. Im November 1876 nimmt ihn der Tod aus dieser Welt. Baer hat zwar nie selbst als akademischer Lehrer in Dorpat gewirkt. Doch wie er selbst am lautersten und klarsten die Geistigkeit Alt-Dorpat's in sich verkörperte, so fühlte er sich auch selbst zutiefst mit seiner Heimatuniversität als der nordöstlichsten Pflanzstätte deutscher Wissenschaft verbunden.

Und Baer war es auch, der als Vertreter der Kaiserlich-Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg in seiner Festansprache zur 50-Jahrfeier der Universität ihre unvergängliche Leistung bei der Erschließung und Durchforschung der Weiten des eurasischen Raumes in schönster Form gewürdigt hat:

„In der Tat, wer hat die Erzeugnisse der Natur auf der äußersten von Menschen nicht mehr betretenen Spitze, welche Sibirien in das Eismeer vorstreckt, wer in den brennenden Steppen Mittelasiens gesammelt? Wer untersucht in diesem Augenblick das Felsgebäude des schneereichen Kamtschatka, und wer mißt in den sonnenverbrannten Fluren jenseits des Kaukasus die Strömungen des Luftmeeres und den Wechsel der Wärme? — *Sie alle waren Zöglinge Dorpats.*

Zu solchen Unternehmungen verlockt nicht die Hoffnung auf äußeren Gewinn. Wir schließen aus dieser Bereitwilligkeit ihrer Zöglinge, daß Sie, meine Herren, das Beste in den Geist pflanzen, was in ihn gepflanzt werden kann, *die Sehnsucht nach dem Lichte.* So wie man von den Zöglingen Dorpats, die über das weite Reich von den Ufern des Niemens bis zu den Küsten des Behrings-Meeres verbreitet sind, sagen kann, daß die Sonne für sie nicht untergehe, so kann man in einem etwas anderen Sinne sagen, daß das Licht nicht ausgehe für die Zöglinge Dorpats, denn die Sehnsucht nach dem Lichte, die sie mitnehmen, läßt sie es immer finden.“

Wenn man heute Karl Ernst von Baer wieder so oft nennen hört, so geschieht dies, weil die Deutung, die Baer der Natur gab, gerade in unserer Zeit erst ihre volle Gültigkeit gewonnen hat. Nicht ein blinder, materialistischer Zufall, sondern ein ordnender Geist regiert die Welt. Am Anfang der ganzen heutigen Vererbungs- und biologischen Rassenkunde steht das Wirken Baers.

Persönlichkeiten wie Karl Ernst von Baer werden ewig Vorbilder der kommenden Generation bleiben, nicht sich selbst, sondern der Sache zu leben. Uns Deutschen aber wird er besonders lebensnah in seinem Wirken bleiben, denn Karl Ernst von Baer verwirklichte in einer anderen Zeit und unter anderen Umständen ein Stück des Auftrags, der ewig dem deutschen Wesen auferlegt ist: er bleibt eines der lebendigsten Beispiele dafür, wie deutsche Wissenschaft und deutsche Leistungskraft den europäischen Osten zu gestalten vermögen.

VIKTOR HEHN

Überwindung des Liberalismus

Sucht man auf eine knappe Formel zu bringen, was Hehn war, so gerät man sofort in Schwierigkeiten. Kulturphilosoph? Ja und nein. Goetheforscher? Eher schon Goethedeuter. Hehn war zu vielseitig, als daß man ihm einfach ein fertiges Etikett umhängen könnte, durch das ihm ein fester Platz in der Ordnung der Berufe angewiesen wäre.

Von Hehns äußerem Leben ist wenig genug zu erzählen. Er wurde am 8. Dezember 1813 in Dorpat geboren, so daß Jugend und Studienzeit in die Zeit des „livländischen Stillebens“ fielen, der baltisch-provinziellen Abart des Biedermeier. Alle geistigen Kräfte waren von Theater, Literatur und Kunst in Anspruch genommen. Humanität und Harmonie waren die Inhalte menschlicher Existenz. Man zehrte vom Erbe der Klassik. Dann brachte ein sich über zwei Jahre erstreckender Aufenthalt in Frankreich, Italien und Belgien Hehn in Berührung mit dem in Gärung geratenen Westen. Eine längere Studienzeit in Berlin vermittelte ihm das Gedanken- gut Hegels, dessen Nachwirkungen noch auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu spüren waren, und trug dazu bei, daß Hehns liberale Ansichten sich weiter festigten.

Nach seiner Rückkehr erhielt Hehn nach mehrjähriger unbefriedigender Tätigkeit die Gelegenheit, als Lektor der deutschen Sprache an der Landesuniversität zu Dorpat seine Fähigkeiten zu verwerten und einen beachtlichen Einfluß auf seine Hörer auszuüben. Die Beschäftigung mit der deutschen Literatur brachte ihn in ein immer näheres Verhältnis zu Goethe. Innere Aufgeschlossenheit, scharfe Erkenntniskraft und ein ungewöhnlich starkes Sprachempfinden gewährten ihm den Zugang zum tieferen Verständnis des damals schon mehr oder weniger Mißdeuteten. Nicht unbeachtet darf hierbei bleiben, daß ebenso wie Goethe auch die Ahnen Hehns aus fränkischem Gebiet stammten — ein Umstand, der von Hehn selbst als gewichtiger Grund für sein enges Verhältnis zu Goethe empfunden wurde.

Hehn war auf seiner Reise in den Westen mit dem modernen Liberalismus in Berührung geraten und ließ diese Beziehungen auch später nicht abreißen. Den politischen Aufsichtsbeamten Nikolaus I. schien die harmlose briefliche Verbindung

zur Baronin Bruiningk, der Verehrerin Kinkels, staatsgefährlich, und Hehn wurde 1851 nach Tula verbannt. In der Einsamkeit der Verbannung erwarb er sich, von Hause aus mit einem psychologischen Fingerspitzengefühl begabt, seine großen volkpsychologischen Kenntnisse durch die Beobachtung der russischen Volksseele und legte die Grundlagen zu dem erst nach seinem Tode herausgegebenen Werke „De moribus Ruthenorum“, in dem er sich als schärfster Kritiker des Russentums offenbarte. Noch heute ist dieses Buch für die Beurteilung des russischen Menschen einer der ganz wenigen Wegweiser. Sein ihm wie jedem baltischen Deutschen „angeborenes“ Melioritätsbewußtsein gegenüber dem Russen wandelte sich in dieser Zeit zu einem tiefgehenden Feindschaftsempfinden.

Gleichzeitig wurden auch seine liberalen Ansichten radikalisiert. Jetzt erst in Tula erwachte sein politisches Interesse. Hatte er sich vorher schon mit „politischen“ Problemen auseinandersetzen müssen, so hatte er das von einem menscheitsbestimmten, unpolitischen Standpunkt aus getan. Hier trat ihm nun der junge russische Nationalismus erstmalig als Lebenskraft gegenüber. Da es ein Nationalismus der Masse und der Gewalt war, wurde Hehn in einen weitgehenden Gegensatz zu allem Nationalen gedrängt. „Was nationale Schranken niederwirft, ist Fortschritt, ist human, was sie befestigt, ist barbarisch.“ Und doch beruhte diese Feindschaft gegenüber dem „Nationalen“ im Grunde auf der Abgrenzung gegenüber dem Fremden, im Erwachen seines eigenen Nationalbewußtseins, das vorläufig allerdings latent blieb. Humanität, Geistigkeit und Fortschritt stellte er dem primitiv naturverhafteten russischen Nationalismus entgegen. — Als Hehn nach seiner Begnadigung als Bibliothekar an der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg wirkte und für die „Baltische Monatsschrift“ seine Korrespondenzen schrieb, da kamen in ihnen seine geradezu demokratischen Ansichten zu so krassem Ausdruck, daß selbst seine liberalen Landsleute zuweilen nicht mehr mit konnten.

Hier in Petersburg schrieb er auch sein Buch „Kulturpflanzen und Haustiere“. Fünf Jahre vorher war sein Buch „Italien“ entstanden, aber erst die „Kulturpflanzen und Haustiere“, die viele Auflagen erlebten, machten ihn bekannt. Auch das später nachfolgende „Salz“ gehört in diese naturgeschichtlich-kulturhistorische Reihe.

Auf die Dauer jedoch hielt es Hehn nicht in Petersburg. Trotz sehr bequemen Arbeitsbedingungen und trotz den errungenen Erfolgen war ihm das Leben hier immer unerträglicher geworden. In den letzten Jahren seiner Petersburger Zeit

bereitete sich in Hehn bereits eine innere Wandlung vor. Die Weltpolitik und noch mehr die Russifizierungspolitik seit den sechziger Jahren versetzten den doktrinären Liberalismus in eine schwere Krise. In seiner Künstlichkeit versagte er gegenüber der Naturgewalt des russischen Nationalismus, der auch Hehn persönlich durch seine feindselig antideutsche Atmosphäre die Lebensluft benahm. Und als Hehn nach seiner Pensionierung im Alter von sechzig Jahren sich entschloß, nach Berlin überzusiedeln, da stand er am Beginn eines neuen Entwicklungsabschnittes. Seine neue Umgebung bestätigte seine Erfahrungen und wies ihm den Weg. Was Hehn dort sah, bestärkte ihn in seiner Ablehnung des Parlamentarismus, den er „die Herrschaft der Dummen“ nannte. Im gleichen Maße, in dem seine Verachtung für den fortschrittlichen Liberalismus wuchs, verstärkte sich seine Achtung und Verehrung für Bismarck. Und wenn er von sich sagte: „Ich bin auf den Namen Bismarck getauft“, so war das ein Bekenntnis zu dem Mann mit seiner Idee als geschichtsbildendem Faktor. Man mag darin mehr als nur eine Laune des Schicksals sehen, daß Hehn am 21. März 1890, am Tage nach der Entlassung Bismarcks, starb.

Wir würden wesentliches unbeachtet lassen, wollten wir Hehns Stellung zum Judentum übergehen. Hatte er sich in seiner Jugendzeit gemäß dem damaligen aufgeklärten Zeitgeist temperamentvoll für die Emanzipation der Juden eingesetzt, die ihm in seiner Heimat nur als kleine Handwerker und ärmliche Krämer begegnet waren, so hatte er im literarischen Leben Deutschlands und in Berlin im besonderen ihre kulturzerstörende Rolle erkennen können. In seinem Buch „Gedanken über Goethe“, in dem er den größten deutschen Dichter seinem materialistischen Einflüssen unterliegenden Volke wieder nahe zu bringen suchte, wies er mit schlagender Eindeutigkeit in einer Gegenüberstellung von Goethe und Heine nebst Boerne die in die tiefsten Gründe reichende Gegensätzlichkeit deutschen und jüdischen Wesens nach. War das in der Zeit der Heineverehrung schon an sich eine Ketzerthat, so konnte er mit der Einbeziehung auch des politischen Lebensgebietes in diese Antithese nicht einmal auf Gehör rechnen. Gleichzeitig sah Hehn auch schon die einzige Lösungsmöglichkeit der Judenfrage: „Verbot oder wenigstens Erschwerung des Konnubiums“. In der Abgeschlossenheit, meinte er, würden die Juden durch Aushöhlung in sich selbst zugrunde gehen. Eine Anschauung, die erst in den Nürnberger Gesetzen ihre Verwirklichung gefunden hat. Und Hehn blieb wie ein Seher von Unverständnis umgeben, wenn er sagte: „Wir sind die Unterdrückten, nicht sie.“

Die konstitutiven Merkmale nationaler und rassischer Gemeinschaften waren seinem scharfen Blick für die wirkenden Kräfte des Lebens schon sehr früh klar geworden. Bereits in seiner Petersburger Zeit war Hehn bei der Beschäftigung mit den Problemen der Antike dem Begriff der Reinheit der Art nahegekommen, wenn er von einer „Verunreinigung mit fremdem Blute“ sprechen konnte. Aber erst der Umbruch in seiner politischen Anschauung ließ ihm alle Dinge in einem neuen Lichte erscheinen. Hatte er anfänglich die Einwirkung von Landschaft und Klima auf die Kultur untersucht und deren Bedeutung für die Ausprägung einer Landes- oder Volkskultur durchleuchtet, so waren ihm nun auch die nationalen und rassistischen Faktoren in ihrer Wirksamkeit bedeutsam geworden. Das Problem, das ihn nicht zuletzt auch bei Goethe beschäftigte und das sich durch seine gesamte Arbeit zieht, ist die Auseinandersetzung mit dem Problempaar Kultur-Natur. Gerade Goethe, dem er in der Haltung verwandt und der ihm Quell seines geistigen und seelischen Lebens war, hat Hehn zur Überwindung dieses Gegensatzes geführt.

Schätzte man in früheren Jahren vor allem den jungen Hehn, so werden wir heute das Gewicht auf den gereiften Mann legen, auf das Ergebnis einer innerlich ungewöhnlich weitgespannten Entwicklung. Zu Lebzeiten konnte der reife Hehn nicht das Verständnis finden, das ihm erst die heutige Zeit entgegenbringen kann. Wie er ein Wegbereiter auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft gewesen ist, so war er es trotz aller zeitlichen Gebundenheit auch auf dem Gebiet völkischer Kultur, deren blutsmäßige Bedingtheit er erkannte, als diese Einsicht der Mehrzahl seiner Zeitgenossen noch verschlossen war.

FERDINAND WALTER

Volksnahe Kirche

Der Gedanke, es könne durch das Erwachen eines lettischen und estnischen Nationalismus einmal eine Gefahr für die herrschende Stellung des Deutschtums erwachsen, lag um die Mitte des 19. Jahrhunderts den meisten Deutschen der Ostseeprovinzen noch fern.

Man duldete das Aufgehen der aus dem nichtdeutschen Bauernstande in die Bildungsschichten aufsteigenden Letten und Esten im Deutschtum, ohne doch diesen Vorgang durch eine aktive deutsche Volkstumspolitik bewußt zu fördern.

Nur wenige weitblickende Männer sahen die Probleme, welche sich in Zukunft für die Stellung des Deutschtums ergeben konnten, — besonders wenn es dem großen Gegner im Osten einst einfallen könnte, die landeingewohnten baltischen Völker gegen das Deutschtum auszuspielen — und sann auf Abhilfe: an ihrer Spitze der livländische Generalsuperintendent Bischof Ferdinand Walter, einer der wärmsten Freunde und Förderer des lettischen und estnischen Landvolks.

Als dreizehntes von insgesamt fünfzehn Kindern ist er am 30. September 1801 in Wolmar geboren, wo sein Vater Kreisarzt war. Die Familie stammte aus Stendal, über Kurland war sie nach Riga gekommen. Erst der Vater des Bischofs gehörte zum livländischen Literatenstand, in dem das Geschlecht in vielen Zweigen — und mit fast allen Literatenfamilien verschwägert — ein Jahrhundert lang eine hervorragende Rolle gespielt hat. — Ferdinand Walter bezog, wie später fast alle baltischen Geistlichen, Ärzte und Juristen, zum Studium die deutsche Landesuniversität Dorpat, dann setzte er seine theologischen und philosophischen Studien in Abo, schließlich nach einer dreijährigen Pause, während der er als Hauslehrer tätig war, in Berlin fort. Hier hörte er 1827/28 Hegel und Schleiermacher.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Pastor zu Neuermühlen (1829—33), einer kleinen Landpfarre unweit Rigas, wo er sich der Bildung und Schulung der bäuerlichen Bevölkerung mit Hingabe widmete. Er hat auch später darin stets seine erste Pflicht gesehen. Schon nach vierjährigem Wirken in Neuermühlen wurde er zum Pastor seiner Vaterstadt Wolmar berufen.

Hier, wo er neben nur 800 Deutschen 8000 Letten als Seelsorger zu betreuen hatte, hat Walter die Problematik der völkischen und sozialen Struktur seiner Heimat erlebt. Und die Aufgabe in seiner Vaterstadt hat ihn gepackt, denn er hat sein Pfarramt in Wolmar, trotz zahlreichen Aufforderungen, sich um größere Pfarren in Livland, Riga und St. Petersburg zu bewerben, nicht verlassen.

Die Stunde der Bewährung auf diesem Posten kam, als in den vierziger Jahren das lettische und estnische Landvolk durch den Übertritt zur russischen Staatskirche eine Besserung seiner sozialen Lage zu erlangen hoffte und in Massen die lutherische Landeskirche zu verlassen begann.

In Petersburg wußte man, was ein Erfolg der Übertrittsbewegung bedeutete — den gelungenen Einbruch des Russentums in die deutsche Abwehrfront der Provinzen, die Möglichkeit, von innen her die deutsche Position zu unterhöhlen, und handelte dementsprechend.

Aber auch in Livland wußte man, worum es ging, wußte man, daß das stärkste Band, welches die deutsche Herrschicht mit den einst Unterworfenen verband, das Band des gleichen lutherischen Glaubens, in Gefahr war, zerschnitten zu werden. Und nun bewährt sich die jahrzehntelange Arbeit gewissenhafter deutscher Geistlicher: wo die Pfarrer das Vertrauen und die Achtung ihrer nichtdeutschen Gemeindeglieder genießen, da mißlingt der Einbruch der fremden Konfession, da hält die baltische Einheitsfront dem russischen Ansturm stand, ohne daß auch nur eine Bresche geschossen wird.

Und so ist es bei Walter in Wolmar: von seinen 8000 lettischen Gemeindegliedern tritt nur ein einziger, notorisch schwachsinniger Mann zum griechischen Glauben über. Die bestandene Bewährungsprobe führt Walter in die vorderste Reihe der Verteidiger des baltischen Landesrechts: als Beisitzer des evangelisch-lutherischen Generalkonistoriums in St. Petersburg wird „der Pastor in Wolmar“ zum Vorkämpfer für den Rechtsstandpunkt der livländischen Landeskirche. Aber Walter wußte, daß der Kampf im Grunde nur im Lande selbst ausgetragen werden konnte. Sollte die Front gegen das Russentum halten, so galt es sowohl die wirtschaftlich-soziale Lage des Landvolks zu bessern, als auch sein Bildungswesen zu heben. Und während das erste durch die Agrarreform Fölkersahms eingeleitet worden war, beginnt unter Walters Führung ein großzügiges Volksbildungswerk. Vor allem schien Walter ein Ausbau der Volksschulen notwendig zu sein. Voraussetzung dafür war die Begründung eines Lehrerseminars. Schon in den dreißiger Jahren setzte Walter sich dafür ein. Einen jungen Letten, Johannes Zimse, ließ er in Deutschland ausbilden. 1839 wurde dieser dann Leiter des auf Walters Betreiben gegründeten Lehrerseminars. Walters Ziel war es, durch die deutsche Unterrichtssprache im Seminar die zukünftigen Volksschullehrer in die deutsche Kultur einzuführen und dann durch sie die deutsche Sprache im Landvolke zu verbreiten.

Ein Hineinwachsen der Letten und Esten in deutsche Kultur war für Ferdinand Walter „ein naturgemäßer Akt“. An die Möglichkeit einer lettischen und estnischen Kultur konnte er nicht glauben. Für eine erfolgreiche Verteidigung der Landesrechte gegen russische Übergriffe war die Beseitigung des Gegensatzes zwischen dem nichtdeutschen Landvolk und dem deutschen Gutsherrn, Geistlichen und Bürger notwendig. Nachdem die Ereignisse der vierziger Jahre die Größe der Gefahr gezeigt hatten, hielt Walter eine Aktivierung der deutschen Volkstumspolitik für geboten. Doch Walter blieb mit seinen Bestrebungen allein.



Ferdinand Walter, Bischof, livländischer Generalsuperintendent (1801—1869)



Karl Schirren (1826—1910), Professor der Geschichte in Dorpat (1858—1869), in Kiel (1874—1910)

War es der Wunsch des deutschen Landadels, den Abstand zwischen der deutschen Herrenschaft und dem nichtdeutschen Bauer und Landarbeiter erhalten zu sehen und sich die billigeren und anspruchsloseren nichtdeutschen Arbeitskräfte zu erhalten, war es die Sorge vor Überfremdung und Zersetzung der herrschenden deutschen Minderheit durch allzustarke Aufnahme fremden Blutes, erschien eine aktivere Volkstumspolitik als unvereinbar mit den Humanitätsidealen oder lag der revolutionäre Zukunftsplan Walters einfach außerhalb der Vorstellungswelt der Mehrzahl seiner Zeitgenossen — die maßgebenden, konservativen Kreise der Ritterschaft zeigten kein Verständnis für Walters Bestrebungen. Schon 1844 äußerte sich der damalige Landmarschall: „die Wolmarsche Schule hätte statt Äpfel Pfirsiche gezogen“. Die deutsche Bildung entspräche nicht den schlichten bäuerlichen Bedürfnissen.

Trotzdem sind zahlreiche Zöglinge des Zimseschen Seminars für das Deutschtum gewonnen worden, so u. a. der Lette Georg Neiken, der auf die erwachende lettisch-nationale Bewegung in deutschem Sinne einzuwirken bestrebt war.

Fast über Nacht war die nationale Frage in Livland brennend geworden. Es hatte sich die sogenannte junglettische Strömung gebildet, geführt von einer Anzahl von Männern, die auch beim Aufstieg in einen höheren Bildungsstand für das lettische Volk den Anspruch auf eine nationale Kultur erhoben und bald auch politische Gleichberechtigung forderten. Eine wesentliche Rolle in dem immer schärfer werdenden Gegensatz der Jungletten zum baltischen Deutschtum spielten nach Ansicht Walters und vieler Kenner des Volkes auch soziale Rückgefühle und Geltungsdrang bei den Führern der Strömung. Noch schien es aber nicht zu spät, da viele Letten und Esten nach wie vor nach deutscher Sprache und Bildung strebten. Es galt, die Ritterschaft für eine aktivere Volkstumspolitik zu gewinnen.

Angesichts der drohenden Gefahr entschließt sich Walter, der 1855 livländischer Generalsuperintendent geworden war, zu einem offenen Hervortreten. Es war nicht das erstmal, daß ein livländischer Generalsuperintendent ein brennendes politisches Problem anpackte und die Ritterschaft von der Kanzel herab zu einem politischen Reformwerk aufrief. So hatte zu Anfang des Jahrhunderts der spätere Generalsuperintendent Sonntag das Werk der Bauernbefreiung eingeleitet; warum sollte nicht jetzt ein Nachfolger im Amte ein Reformwerk einleiten, das als Abschluß und Krönung des damals begonnenen erschien: das Werk der „nationalen Gleichstellung“ des Landvolkes mit seinen Herren.

In der Landtagspredigt am 9. März 1864 forderte Walter den versammelten Adel zu Reformen im Sinne einer bewußten Volkstumspolitik auf. „Die Ritter- und Landschaft wie die Bürgerschaft Livlands ist deutsch, und daß wir heute nicht sagen können, ganz Livland sei deutsch, ist von uns selbst vornehmlich verschuldet, weil wir in unklarer Pietät gegen die Bruchteile aus der Geschichte verschwindender Volksstämme ihre Nationalität zu erhalten uns bemühten, gegenüber ihrem, in der Natur und Lage derselben begründeten Drange zur Germanisierung, und damit auch zur nationalen wie bereits konfessionellen Gleichstellung mit ihren Herren.“

Für das damalige Livland ein geradezu revolutionäres Programm. So revolutionär mochte vielleicht einst den Zeitgenossen der Plan der Säkularisierung Livlands erschienen sein zur Zeit der Reformation. Nur daß der Generalsuperintendent noch viel einsamer war als damals die Bürgermeister und Ratmänner der livländischen Städte und daß es keinen Plettenberg, kein deutsches Landesoberhaupt mehr gab, dem man einen so umwälzenden Plan hätte vortragen können und der auch die Möglichkeit besessen hätte, derartige Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen. Und hätte selbst Walters Plan die einmütige Zustimmung seiner Landsleute gefunden und hätte er Aussicht auf Erfolg gehabt, in diesem Augenblick trat wiederum das geschichtliche Schicksal Livlands in Erscheinung: das baltische Deutschtum war nach Verlust des Rückhalts am Reich und nach der Unterwerfung unter eine fremdvölkische Staatsgewalt nicht mehr in der Lage, die Entwicklung im Lande selbst und entsprechend seinen Wünschen zu bestimmen.

So war es auch hier. Die russische Öffentlichkeit, bereits durch den polnischen Aufstand und die fortschreitende Stärkung des nationalen Gedankens in Deutschland erregt, griff Walters Worte auf. Der Presse Sturm brach los, der später Carl Schirren zu seinem Hervortreten zwang. Das erwachende Russentum war entschlossen, eine bewußte Stärkung des Deutschtums in den Ostseeprovinzen zu verhindern und die Vorkämpfer einer bewußten deutschen Volkspolitik kaltzustellen. Walter wurde auf Grund seines Hervortretens vor dem Landtag von den russischen Behörden zum Rücktritt gezwungen. Fünf Jahre darauf ist er gestorben.

Die Persönlichkeit Ferdinand Walters, sein scharfer dialektischer Verstand, vor allem aber sein Charakter, haben auf alle, die ihn kannten, einschließlich die Petersburger Hofkreise, nachhaltigen Eindruck gemacht. Walter war im besten Sinne des Wortes ein politischer Mensch, ohne aber dabei Politiker und Diplomat zu sein. Daher verabscheute er auch alle taktischen Mittel. „In der riesenhaften Gestalt des Wolmarer Bürgersohnes“ sagt Julius Eckardt von ihm, „lebte eine

Energie, für welche Hindernisse und Schwierigkeiten eigentlich gar nicht existierten, die im eigentlichen Sinne des Wortes mit dem Kopf durch die Wand zu gehen wußte und mit den Begriffen ‚Furcht‘ und ‚Rücksicht‘ niemals die entfernteste Bekanntschaft gemacht hatte.“ „Der besondere Zauber seines Wesens beruhte auf einer einzigartigen Verbindung von Wucht, Kraft und Güte, die aus seinen häßlichen, aber kräftigen und lebendigen Zügen sprachen — auf der nicht naturgegebenen, sondern hart erkämpften Einheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit“ (Wittram).

CARL SCHIRREN

Livland: Gewissen Europas im Osten

Dorpat — die östlichste deutsche Universität, erwachsen auf stets umkämpftem Boden an der großen Kulturscheide zwischen Westen und Osten, ist nie der Gefahr erlegen, eine Stätte unpolitischer Wissenschaft und weltabgewandter Geistigkeit zu werden. Mitten in der Zeit geistiger Hochblüte erlebte sie das heraufziehende Unwetter der Empörung der im weiten Rußland schlummernden Kräfte der Zerstörung gegen die den slawisch-asiatischen Massen aufgenötigte europäische Ordnung, den Angriff des erwachenden Moskowitertums gegen den deutschen Charakter der Ostseeprovinzen und deren beginnenden Selbstbehauptungskampf, der zugleich ein Kampf war zur Verteidigung der deutschen Leistung und europäischen Ordnung im weiten russischen Reich. In der beginnenden großen Auseinandersetzung fand Dorpat seine beste Bewährung als politische Universität und als geistige Prägestätte deutschen Kämpfertums. Aus den Reihen ihrer akademischen Lehrer erwuchsen die schärfsten Kritiker und leidenschaftlichsten Gegner russisch-slawischer Machtgelüste und der im Russentum schlummernden Kräfte der Zerstörung — ein Viktor Hehn und ein Carl Schirren, der kraftvolle Vorkämpfer für baltisches Landesrecht und europäische Ordnung.

Es ist die Zeit, als in ganz Europa die Völker in Bewegung geraten. Nationale Einheit und Eigenstaatlichkeit sind die Forderungen der Zeit. In Rußland aber richtete sich die Bewegung der erwachenden slawischen Masse zugleich gegen das abendländische Europa und dessen ihr von Zar Peter dem Großen aufgezwungene Ordnung, gegen das Germanentum, gegen die deutsche Leistung. Ihr erstes Angriffsziel sind die deutschen Ostseeprovinzen des Reiches, der Anlaß zum Angriff die

in den baltischen Landen unter dem Eindruck der fortschreitenden Einigung Deutschlands erwachenden völkischen Kräfte. Als gar der livländische General-superintendent Ferdinand Walter in seiner Landtagspredigt von 1864 die „Germanisierung“ der Letten und Esten anregt und diese als „Bruchteile aus der Geschichte verschwindender Völker“ bezeichnet, da bricht der Sturm los. Es ist zunächst ein Pressesturm. Aber die Wirkungen auf die Politik der Regierung gegenüber den Provinzen bleiben nicht aus. 1867 wird für die staatlichen Behörden der Provinzen die russische Geschäftssprache befohlen, die junge baltisch-deutsche Presse, welche gegen die Verleumdungen und Verdächtigungen der Moskauer slawophilen Presseorgane einen mannhaften Abwehrkampf führt, durch schärfste Anwendung der Zensur mundtot gemacht. Lähmend legt sich der russische Druck auf das Land. So mancher mannhafte Vorkämpfer für das deutsche Landesrecht der Provinzen, der keine Behauptungsmöglichkeit mehr zu sehen vermag, wendet sich nach Deutschland, um von dort aus den Kampf fortzuführen. Die publizistische Tätigkeit der ersten Rückwanderer in Deutschland steigert die Angriffe der russischen Presse — sie erreichen ihren Höhepunkt in Juri Samarins 1868 erscheinener Anklageschrift: „Das russisch-baltische Küstenland im gegenwärtigen Augenblick“, die in der Bezeichnung des Landesverrats gipfelt. Hinter der Fassade mittelalterlicher Rechtsformen, im Schutze der ständischen Privilegien sieht Samarin im Baltikum drohend „ein zweites Finnland“ entstehen, glaubt er die baltischen Deutschen am Werk, durch planmäßige Eindeutschung das Land zu einer „Festung gegen Rußland“ auszubauen. Die Schrift ist wie ein Hohn auf die überkommene Zarentreue der Balten. Man fühlt sich aufs tiefste verletzt und verleumdet. Soll man die Verleumdung und Entrechtung schweigend hinnehmen? Ist niemand da, das Recht der Provinzen zu wahren?

In diesem Augenblick, als die „berufenen“ Mehrheiten und Körperschaften schweigen, hat *ein Mann* gesprochen. Ein Mann, der keinen anderen Auftrag und keine andere Berufung hatte, als den stärksten und tiefsten Glauben an das deutsche Lebensrecht im baltischen Lande und darüber hinaus an die deutsche Kulturaufgabe im Osten und den stärksten Willen zu ihrer Behauptung.

Was alle dunkel empfanden, was ihnen auf der Seele brannte, das hatte einer in Worte gefaßt. Carl Schirren, Professor der Geschichte zu Dorpat (geb. 1826 in Riga), hatte in seiner „*Livländischen Antwort*“ dem Russentum die deutsche Antwort erteilt, in einer Sprache, die anders war als die „ständischer Demarchen“ oder von „Immediatsgesuchen auf den Allerhöchsten Namen“.

Was seiner Sprache die Wucht, das leidenschaftliche Pathos leiht, ist das in Jahrhunderten des Kampfes erhärtete Bewußtsein des deutschen Vorranges vor dem Slawentum, der geschichtlichen Führeraufgabe der deutschen Nation im Osten: „Sie haben es für gut befunden, uns zu beschimpfen. Ich befinde es für gut, das nicht zu dulden . . .“

Dem erwachenden, zerstörenden Geltungsdrang eines noch gestaltlosen Fünfzigmillionenvolkes setzt Schirren das geschichtliche Recht einer in Jahrhunderten gewordenen und mit dem Lande verwachsenen deutschen Gemeinschaft entgegen:

„Einem Volke von 50 Millionen rufen sie verwandte Stämme zuhilfe, um ein Häuflein Deutscher zu bedrücken, die der Vorwurf trifft, bleiben zu wollen, was ihre Vorfahren sieben Jahrhunderte gewesen sind: eine arbeitsame Gemeinde, welche heute an den Grenzen eines riesigen Reiches erprobte Grundlagen der Kultur behauptet und zu behaupten fortfährt . . .“ „Sie treiben zur Eile — denn, das er bieten Sie sich zu beweisen — es geht Hochverrat um, und Gefahr ist im Verzuge . . .“

„Den rechten Weg haben Sie gefunden, indem Sie uns das Vaterland absprechen. Denn Rußland will es nicht sein, solange wir bleiben, was wir sind, und Deutschland darf es nicht sein: folglich haben wir überall keines.“

Und Schirren spricht aus, was dem erwachenden großrussischen Nationalgefühl unerträglich war: er unterscheidet zwischen rußländischem Imperium und Russentum. Er verwehrt dem russischen Volkstum den Ausgriff über die Kulturgrenze an der Narve und am Peipus: dem Reiche gehören die Provinzen an, dem Zugriff des russischen Volkstums sind sie durch ihr Recht entzogen. „Der Boden, auf dem wir stehen, gehört nicht Ihrem Volke, nächst Kaiser und Reich¹⁾ ist er unser . . . So gewiß die Grenze des Reiches die Ostsee entlang zieht, so gewiß ist der herrschenden Rasse die natürliche Grenze am Peipus gezogen, darüber hinaus wird ihre Herrschaft zum Joch. Wir haben außer der Reichsgemeinschaft mit Ihrem Volke nichts gemein. Alles ist anders an ihm und an uns: Anlage des Leibes und Gemütes, Temperament, Grad der Ausdauer, Rhythmus der individuellen Entwicklung, Familie, Eigentumsverhältnisse, Recht, Sprache, Gesellschaft, politische Tradition, Vergangenheit und Gegenwart. Livland ist nicht ein Gouvernement schlechthin wie ein anderes. Es ist eine Provinz mit eigenem Landesstaat, eigenem System von Rechten, eigener Verwaltungssprache:

¹⁾ „Kaiser“ und „Reich“ hier in der Bedeutung „Zar“ und „rußländisches Imperium“.

es soll es sein, denn das ist ihm durch den Unterwerfungsvertrag auf ewige Zeiten garantiert worden . . . Wir sind nicht erobert.“

Es gibt Situationen, in denen die Feststellung von Tatsachen eine Kampf-ansage bedeuten kann. Der Gegner hat Schirrens Schrift als solche verstanden. Würde der vom Mutterlande weit abgesprengte deutsche Volkssplitter im baltischen Lande den ungleichen Kampf überstehen? Gab die Hoffnung auf Hilfe aus dem deutschen Mutterlande den Mut zu solcher Sprache? Weder Schirren noch seine baltischen Landsleute haben nach solcher Hilfe ausgeschaut. Die Kraft zu seinem mannhaften Auftreten zog Schirren aus der Geschichte Livlands und seines deutschen Stammes, aus dem Glauben an die europäische Sendung der deutschen Ostseeprovinzen im russischen Reich. „Das vornehmste Merkmal der Stärke ist Verlaß auf sich selbst“. Und in genialer Schau entwirft Schirren in großen Linien ein Bild der Geschichte dieser ältesten deutschen Kolonie und deutet den Sinn ihres Kampfes, zeichnet er die geopolitische und kulturelle Bedeutung des Landes an der Ostsee als Bollwerk Europas, das zu halten im Wechsel der Zeiten stets nur der Deutsche berufen war.

Nie ward die alte deutsche Kolonie durch Macht allein gewonnen und behauptet. Solange die das Land besitzenden Reiche sein deutsches Recht wahrten, besaßen sie das kostbare Land. Jeder Versuch der Staaten, dieses Recht zu brechen und das Deutschtum seiner führenden Stellung zu entkleiden, leitete stets den Verlust des Landes und ihrer Großmachtstellung ein. Schirren beweist es am Beispiel Polens und Schwedens. Sie hatten nicht nur die reale Macht auf ihrer Seite — auch große, im Vormarsch begriffene Ideen, „und doch wurde das kleine Livland in seinem armseligen Winkel gerettet.“ Am Widerstande Livlands scheidet der große Ausgriff der polnisch-katholischen Gegenreformation nach dem Nordosten wie der Versuch des schwedischen Absolutismus, die deutsche Verfassung der Provinz zu vernichten. Livlands Widerstand leitet den Niedergang Polens wie Schwedens ein. Soll sich das Schauspiel ein drittes Mal wiederholen? Jetzt hat Rußland die Wahl. Und schon sieht Schirrens Seherauge „die Symptome, welche auf der Höhe der Macht die Nähe des Falles anzeigen.“

Livlands Geschichte aber ist von europäischer Bedeutung:

„Es ist kein so verächtlicher Ruhm, wenn Preußens Aufgang sich an Livland knüpft; wenn Livland ihm in Krieg und Frieden die Flanke deckt, Litauen bezähmen hilft und mehr als einmal den preußischen Orden vom Untergang rettet. Oder wenn sich am Ausgang der Reformation die große Welle katholischer Gegenwirkung,

welche von Osterreich und Ungarn nach Polen, von Polen nach Schweden hinüberschlägt, in Livland bricht und auch dieses Land ein Markstein der Freiheit der Gewissen wird.

Es bedeutet doch etwas in der Geschichte des Weltteils, wenn die nordischen Reiche um die Vormacht ringen und keines den Sieg an sich zu fesseln und sein System zu schließen vermag, ohne Livland zu behaupten; wenn eines nach dem anderen in das Zeichen des Unterganges tritt, so wie es Livland verliert; wenn Schwedens Handel erst mit Riga aufblüht; wenn Gustav Adolf erst in den deutschen Krieg zu ziehen wagt, nachdem er Livland gewonnen; wenn Rußland erst mit Livland in den vollen Horizont des Abendlandes tritt, wenn dieses kleine Land ein volles Jahrhundert die Geschicke des Weltreichs gestalten und entscheiden hilft und mitunter, zum Guten oder Schlimmen, nach seiner Sitte und seiner Tradition gestaltet und entscheidet.“

In dem beginnenden Kampfe stehen die Deutschen Livlands wiederum vor einer geschichtlichen Bewährung, die über ihren Fortbestand als nationale Gemeinschaft entscheiden wird:

„Ob eine Menschengemeine, groß oder klein, vor dem Forum der Politik und der Geschichte das Recht hat, fortzubestehen, das entscheidet sich am allerentschiedensten gerade in solchen Zeiten, wo jeder herkömmliche Schutz, jede gewohnte Stütze versagt und jedermann auf sich allein angewiesen ist und selbst für sich sein angeborenes Recht zu behaupten hat, das Recht, von welchem alle Kultur anhebt und auf welches alle Kultur hinausführt: das Recht, sein Gewissen nicht zwingen zu lassen und seinen Platz zu behaupten.

Feststehen, das wird auch gegen Sie, Herr Samarin und Ihresgleichen, unsere Aktion; ausharren, das soll die Summe unserer Politik sein.

Verlieren wir dabei das rechtmäßige Erbe, welches unsere Väter uns hinterlassen, so haben wir es wenigstens nicht feige verraten, und die Ehre gerettet, ist Alles gerettet.

Wir fangen dann wieder von vorne an und machen es unter veränderten Verhältnissen und mit veränderten Aufgaben im wesentlichen doch wieder so wie die Väter, als sie vor mehr denn siebenhundert Jahren inmitten der Schweden, der Dänen, der Litauer und Russen Fuß faßten und der abendländischen Christenheit eine Vormauer bildeten unter Bedrängnissen und Leiden, welche sie alle überstanden, wie die Geschichte meldet.

Wir aber haben nichts zu erswindeln noch zu verhehlen. Wir stehen noch heute so, wie wir zum Reiche kamen: die Stirn nach Osten.“ Gegen Samarin und seinesgleichen beschwört Schirren den Geist Peters des Großen: „Die deutsche Nation und deren Nachkommen in diesen Landen und diese Lande für die deutsche Nation und deren Nachkommen, das ist die Summe aller Kapitulation. In dieser Gewißheit wurzelt unsere Treue und unter diesem deutschen Namen haben unsere Väter und Vorväter dem Reiche allezeit treue Dienste geleistet und, wo es die Zeit erforderte, ihres Blutes nicht geschont.

Sie fragen, ob dieses Blut uns ein Recht gebe, den Grafen Bismarck anzuschreien? — Nein!

Aber sollte es uns nicht ein Recht geben, fest zu vertrauen, daß früh oder spät angesichts des Hohnes, der unserer Loyalität begegnet; angesichts der Frechheit, mit der im Namen Ihrer Nationalversammlung unser Recht, bei welchem die kaiserliche Ehre Wache hält, zertreten und beschimpft wird; angesichts des Instinktes, der sich die Souveränität der Zukunft anmaßt, der Souverän, der da ist, in seinem kaiserlichen Gemüte spreche: Bis hierher und nicht weiter!“

Schirrens Kampfschrift erschien im Jahre 1869 am Vorabend der deutschen Reichsgründung, an der die baltischen Deutschen trotz ihrer Isolierung innerlich begeisterten Anteil nahmen. Berührt es uns da nicht merkwürdig, daß ihr geistiger Vorkämpfer statt an den Eisernen Kanzler des werdenden Reiches an den Zaren appelliert?

Worum es Schirren ging, war nicht die Wiedervereinigung der baltischen Deutschen mit ihrem Mutterlande, die ja auch Bismarcks Denken völlig fernlag und die im Rahmen seines konservativen politischen Systems undenkbar war, sondern die Erhaltung ihrer geschichtlichen Aufgabe im russischen Reich, die für ihn eine deutsche Aufgabe war. Sie lautete für Schirren: Rußland als germanisch-europäisch bestimmtes „Reich“ im Sinne Peters des Großen zu erhalten und zu schützen gegen die Kräfte der Zerstörung, die am Weik waren, es wieder zu einem halb-asiatisch-barbarischen „Großfürstentum Moskau“ zu machen und damit zu einer ständigen Bedrohung Europas und der germanischen Welt.

Gelang es, Livland als deutsche Provinz zu erhalten, vermochte es seine Aufgabe, das Gewissen Europas im Osten zu sein, zu erfüllen, so schien ihm ganz Rußland für Europa gerettet und Deutschland vor schwerer Gefährdung aus dem Osten bewahrt zu sein.

„Unsere Aufgabe mag freilich sehr beschränkt erscheinen. Wir können nicht für die gesamte Reichsordnung in die Schranken treten; wir verteidigen die Grund-

lage *unserer* Kultur, die Heiligkeit und Unantastbarkeit *unserer* Rechte. Aber, wenn es gelingt, sie zu behaupten, so haben wir mehr behauptet als sie. . . . Das große Reich mag, wenn Sie und Ihresgleichen (gemeint ist Samarin) es einmal beherrschen, nicht allzusehr darauf trogen, daß ihm an seiner Wiege nicht vom Untergang gesungen worden. . . . Nicht für die „Flachswracke“ und die „geschlossene Matrikel“ treten wir in den Kampf. Gegen den Instinkt der Zerstörung behaupten wir die großen Privilegien des Rechts, der Gewissensfreiheit, der Menschenwürde, ob auch nur für drei kleine Provinzen. In der Provinz gerettet, sind sie gerettet fürs Reich.“ Schirren hat die Gefahren geahnt, die Europa von einem seiner deutsch-europäischen Führungsschicht beraubten Rußland drohten. Sein eigentliches Anliegen wurde jedoch weder in Deutschland noch in Rußland verstanden. Die russische Öffentlichkeit empfand die „Livländische Antwort“ als unerträgliche Anmaßung, als Provokation. Schirren verlor Lehrstuhl und Heimat. Im neuerstandenen Reiche Bismarcks hat er sein Leben beschlossen. Für die in der Heimat zurückbleibenden Deutschen aber gewann die „Livländische Antwort“ unmittelbare politische Bedeutung. Schirrens großartige Geschichtsdeutung gab ihnen den Glauben an den Sinn ihres Kampfes wieder und weckte aufs neue den Willen zu völkischer Selbstbehauptung. Das Ausharren und Feststehen wurde zum Grundsatz der politischen Haltung des Baltentums, und die von Schirren geprägte Ideologie befähigte es, die zunehmende Spannung zwischen Volks- und Staatszugehörigkeit ohne Rückhalt am Reich noch mehrere Jahrzehnte lang zu ertragen.

Wie einst Plettenberg durch den Sieg am See Smolina im Bereich der Waffen die Grundlagen schuf, auf denen Livland noch fünfzig Jahre des Friedens genießen konnte, wie er damals die absterbenden geistlichen Staaten erhalten mußte, weil sie die Träger der Souveränität und Reichszugehörigkeit Livlands waren, so legte Schirren im Bereiche des Geistes die Grundlagen für einen fünfzigjährigen Selbstbehauptungskampf des Baltentums in der fremden Völkerflut, so mußte aber auch er die von der Zeit überholten ständischen Körperschaften erhalten, weil sie die Träger des deutschen Landesrechts waren und die staatsrechtlich einzig mögliche Organisationsform des Deutschtums in den baltischen Landen.

Auf sie gestützt, hat das baltische Deutschtum seinen Selbstbehauptungskampf geführt, bis das Mutterland sich seiner entsann, bis der Krieg, der nicht mehr allein gegen das Deutsche Reich, sondern gegen alles Deutsche schlechthin geführt wurde, die Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen unter ein gemeinsames Schicksal zwang.

Bis das Rußland der Samarins das Rußland Peters des Großen vernichtet und in den Krieg gegen die Deutschen geheßt hatte, denen es seine Größe verdankte, und damit in den von Schirren vorausgesehenen Untergang.

NICOLAI VON OETTINGEN

Ausharren und feststehen!

Carl Schirrens politische Konzeption entsprach nicht nur der grundsätzlichen politischen Haltung der baltischen Ritterschaften sondern auch deren praktischer Politik.

Weil man in der Krone die Hüterin des Erbes Peters des Großen sah, die Garantie der Zugehörigkeit Rußlands zu Europa, weil sie das aristokratische Prinzip vertrat und mit ihm das Deutschtum schützte gegen die in Bewegung geratenen gestaltlosen Massen, fühlte man sich mit ihr verbunden und wahrte ihr die Treue. Weil man sich als Deutscher als Träger der Mächte der Ordnung fühlte und im erwachenden großrussischen Nationalismus Kräfte der Zerstörung erkannte, blieb man ihnen gegenüber unbeugsam, verteidigte man bis zum letzten die aristokratische Ordnung in den Ostseeprovinzen und ihr deutsches Landesrecht.

Daran scheiterte auch im Grunde der oftmals erstrebte „Ausgleich“ mit den landeingewohnten Kleinvölkern, den Letten und Esten. Weil deren Nationalismus sich mit den Kräften des Umsturzes verband gegen Krone und aristokratische Ordnung, mußte ein Ausgleich mit ihm unmöglich erscheinen.

Zu Vollstreckern der Politik im Sinne Schirrens wurden somit die baltischen Ritterschaften, der politische Adel. Er stellte auch die Führer, die den Abwehrkampf geführt haben, bis das Deutsche Reich sich des baltischen Landes wieder entsann.

Unter den Adelsgeschlechtern, welche die entschiedensten Verteidiger der Landesrechte stellten, steht das reichbegabte livländische Geschlecht von Oettingen in vorderster Front. Und unter den zahlreichen bedeutenden Vertretern des Geschlechtes, die im Dienste des Landes oder der Wissenschaft aufgingen, hat *Nicolai von Oettingen* einen Ehrenplatz. Ihn wählte im Juni 1870, am Vorabend des deutsch-französischen Krieges, der livländische Landtag zum Landmarschall. Man wußte von ihm, daß er entschlossen war, im Sinne der vor Jahresfrist erschienenen „Livländischen Antwort“ Schirrens das deutsche Landesrecht gegen die russifizierende Gleichmacherei der Regierung bis zum äußersten zu verteidigen.

Seit 1867 konnte am Russifizierungsprogramm der Regierung nicht mehr gezweifelt werden. Das Ziel war die bedingungslose Verschmelzung der Provinzen mit dem ihnen rechtlich und kirchlich, kulturell und sprachlich fremden russischen Reich. „Unser Luthertum hat man angefressen“, schrieb Oettingen in diesen Jahren, „den Eigentumsbegriff uns verwirrt, die Rechtsbasis uns verschoben, Rechtsungleichheit uns aufgezwungen, und nun will man uns — um der Vergewaltigung die Krone aufzusetzen — unsere Muttersprache rauben!“ Noch hatten die Landesbehörden das Recht deutscher Geschäftsführung, aber die russischen Verwaltungsbeamten waren bestrebt, gestützt auf den Sprachenukas von 1867, der den staatlichen Behörden in den Ostseeprovinzen die russische Amtssprache vorschrieb, die Anwendung des Russischen so weit wie möglich auszudehnen. Auf dieser Grundlage hatte auch Oettingen einen ersten Zusammenstoß mit dem staatlichen Verwaltungsapparat. Er setzte es auf dem Landtag von 1869 durch, daß die Ritterschaft eine Verwahrung gegen die Verletzung der Landesrechte aussprach. Im Januar 1870 ging der Landtag noch einen Schritt weiter und beschloß, dem Kaiser eine von einer Denkschrift begleitete feierliche Adresse überreichen zu lassen, in der alle Beschwerden offen dargelegt waren und der Monarch um die Wiederherstellung des Landesrechts gebeten wurde. Unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung in Rußland wies Alexander II. das Gesuch mit einer Schroffheit ab, die zu seinem sonstigen Verhalten gegenüber den Ostseeprovinzen in Widerspruch stand.

Eine weitere Verschärfung in den Beziehungen zwischen russischer Staatsgewalt und deutscher Ständevertretung war dadurch eingetreten, daß die Regierung von den Landesbeamten an Staatsfeiertagen den Besuch der griechisch-orthodoxen Kathedrale zu fordern begann. Der Landmarschall Baron Nolcken, der ein Nachgeben in dieser Frage für ratsam hielt, kam darüber zu Fall, und Nicolai von Oettingen, zum Landmarschall gewählt, mußte im Herbst 1870 über die Haltung der Landesvertretung entscheiden.

Es ist ein eigentümliches Bild: während die deutschen Heere auf den Schlachtfeldern in Frankreich ihre weltgeschichtlichen Siege erkämpfen, rettet die baltisch-deutsche Standschaft auf ihrem verlorenen Posten um jeden Fußbreit ihrer Privilegien, um altertümliche Grundsätze und Rechtspunkte und auch um Formfragen, die manchem Zeitgenossen als untergeordnete Prestigesorgen erscheinen mochten. Aber es ist eine Gewissensfrage, vor die sie sich gestellt sieht: soll sie in dieser Formfrage den Weisungen der Obrigkeit folgen, oder soll sie, ungeachtet aller Folgen, das Banner der Opposition entfalten, ein Bekenntnis zu ihrem Rechte

ablegen, feststehen und ausharren, wie Schirren es als sittliche Forderung des ganzen Landes verkündigt hatte? Die sogenannte Kathedralfrage, neben dem Sprachengegensatz und all den anderen Streitpunkten eine Angelegenheit geringen materiellen Gehalts, wurde so zu einer Haupt- und Staatsfrage, die Entscheidung für oder gegen Unterwerfung zu einem symbolischen Akt von größter Bedeutung.

So hat der Landmarschall Nicolai von Oettingen die Lage empfunden, als er im September 1870 in St. Petersburg mit dem Innenminister Valujev und dem Chef der Geheimpolizei Graf Peter Šuvalov darüber verhandelte. Šuvalov, damals der mächtigste Mann in Rußland, der als früherer Generalgouverneur die Ostseeprovinzen kannte und den baltischen Ständen wohlwollte, empfahl Nachgiebigkeit: „Sie sind doktrinär und verspielen daher Ihr Spiel . . . Sie sind wie Jules Favre, welcher unmögliche Bedingungen stellte, obgleich er machtlos war.“ Und dann bot er Oettingen einen Waffenstillstand an: „Geben Sie Ihre Kirchendemonstration gegen den Kaiser auf und benutzen Sie die Zeit seiner Regierung . . . Wer kann berechnen, wie bald sich die Verhältnisse ändern, wie bald Zustände eintreten können, wo keinerlei Nachgeben etwas nützen wird . . .“ Jetzt aber können dadurch Zugeständnisse, Vorteile, Erleichterungen erlangt werden, der Zeitgewinn zur Festigung der inneren Lage in den Provinzen, auf den alles ankommt: „Tragen Sie Ihre Uniform nur ein paarmal jährlich in die Kathedrale, so wird man Ihnen bei all diesen Unternehmungen behilflich sein und entgegenkommen.“

Konnte die Versuchung größer sein? Oettingen hat das sehr wohl empfunden und um die Antwort lange und schwer gerungen. Seine „Erwägungen“, niedergeschrieben auf der Rückreise am 7. Oktober 1870, sind ein durch den Ernst und die Kraft der Gesinnung ergreifendes politisches Zeugnis. Er hält sich vor, wie rücksichtslos die Regierung gerade vor dem Konflikt vorgegangen war: „Was hat uns die Freundschaft, die wir um den Preis des Kirchenbesuchs erkaufen sollen, eingetragen und wovor hat sie uns geschützt? . . . In der Zeit des Wohlwollens ist die russische Sprache . . . eingeführt . . . und alle Maßregeln zur Russifizierung der Volksschule ergriffen worden . . . die Zerstörung der Justiz in Angriff genommen, die einheimische Presse geknebelt und die von Schimpf und Verleumdung existierende russische Presse geduldet.“ Was werde die versprochene Freundschaft eintragen? „Den politischen Mord der Provinzen haben auch die Wohlwollenden vollzogen.“ „In jedem Fall ist es besser, daß wir den Rest unseres Rechts und unserer Freiheit hochhalten und verfolgt werden, als daß wir unsere Fahne einstecken und dafür dieses Chaos von Zuständen in kirchlicher und rechtlicher Beziehung noch

weiter konservieren.“ Über den Sinn politischen Leidens schreibt Oettingen die folgenden Sätze nieder: „Und doch kommt es nicht darauf an, ob man viel oder wenig leidet, sondern ob man in rechter Art leidet. Im politischen Sinn recht leiden, heißt: im Leiden so lange und so deutlich rufen: ‚Wir haben aber Rechte und du hast unrecht!‘“

Oettingens Haltung erwies sich als die politisch richtige: die Regierung ließ ihre Forderungen fallen. „Es war von unberechenbarem Wert“, schreibt Oettingen darüber in seinen „Erwägungen“, „daß das Land sich in einem Augenblick, da man ihm alle seine Rechte absprach, durch die Tat den Beweis liefern konnte, daß es nicht zufriedengestellt sei . . .“ „Verhehlen wir es uns nicht: mit dem Wiederbesuch der griechischen Kirche und mit der Hinwegräumung des Konflikts, versinken wir, trotz allen noch so patriotischen Konservationen, in den Schlamm der Opportunitätspolitik.“ „Auch politisch ist es ein Zeichen der Gesunkenheit des moralischen Muts, wenn man schon *darüber* frohlockt und sich entschließt, *dafür* eine Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß man nicht *ganz* zertreten wird.“ Aber der Kleinkrieg ging weiter. Der neuernannte Generalgouverneur Fürst Bagration, der sich in seiner Dienstauffassung in nichts von der korrupten inner-russischen Beamenschaft unterschied, hatte für die alten Rechte und Privilegien nur ein ironisches Lächeln: „Um jene zu kennen, müsse man Professor der allgemeinen Geschichte sein.“ Der Landmarschall von Oettingen verfehlte nicht zu erwidern: „Oder auch Generalgouverneur der baltischen Provinzen.“

Schlagfertig und wachsam hat Nicolai von Oettingen die weitgestreckten Amtsgeschäfte des Landmarschalls wahrgenommen, ein — wenn auch zurückhaltender — Anhänger der Reformpartei, die auf eine Umgestaltung der Landesverfassung hinarbeitete, um den lettischen und estnischen Bauern die Teilnahme an der Verwaltung zu ermöglichen. Nach dem Ablauf seiner Amtszeit zum Landrat und Präsidenten des Konsistoriums gewählt, wurde Oettingen 1875 durch das Vertrauen seiner Kollegen zum ersten residierenden Landrat berufen. Ein halbes Jahr nach dem Antritt dieses hohen Landespostens, im Juni 1876, nahm der Tod den erst Fünfzigjährigen hinweg.

Nicolai von Oettingen unterschied sich in manchem Zuge von den anderen Gliedern dieses reichbegabten Geschlechts. Ihm fehlte die Schroffheit, die der glänzenderen und bedeutenderen Erscheinung seines Bruders August, des Gouverneurs, innewohnte; er besaß bei durchschnittlichen Gaben den Zauber einer seltenen, völlig lauterer Liebenswürdigkeit. Aber ein Kämpfer war auch er: „Ich

gehöre nicht gerade, wie man sagt, zu den Starken, und dennoch fühle ich in mir erst dann meine volle Kraft, wenn es gilt, einen sich anbietenden Gegner zu bekämpfen.“ Wenn es das Wesen des Heroischen ist, trotz feindlicher Überlegenheit und äußerer Schwachheit den Kampf nicht aufzugeben und den Mut nicht zu verlieren, so hatte Oettingen die Eigenschaften des Helden. Seit der Jugend zehrte an ihm ein inneres Leiden, das ihn durch qualvolle Schmerzen aushöhlte, zeitweilig ganz aufs Krankenlager warf und zu bewunderungswürdiger Standhaftigkeit erzog. Den Tod vor Augen und keinen Augenblick an seinen Pflichten zweifelnd hat er sich im Ehrendienst verzehrt.

Ein Gemeinwesen lebt nicht von dem Maß an taktischer Geschicklichkeit — wie die Diplomatie der baltischen Stände sie ebenfalls unleugbar bewies —, sondern von dem Kapital an sittlicher und politischer Kraft, wie sie sich in Gestalten von der Gesinnung Nicolai von Oettingens lebendig und wertbeständig verkörpert.

AUGUST BIELENSTEIN

Deutsche Arbeit am fremden Volkstum

Durch Jahrhunderte haben baltisch-deutsche Männer aus einem religiös bestimmten Pflichtgefühl heraus das lettische und estnische Volkstum gepflegt und entwickelt. Die Reformation stellte Verkündigung und Lehre des Gotteswortes in den Mittelpunkt der Seelsorge. Wirkliche Kenntnis der lettischen und estnischen Sprache wurde die Vorbedingung für den Erfolg der kirchlichen und religiösen Arbeit. Die Sprache des Volkes gewann damit wachsende Bedeutung für sein geistiges Leben. Das führte zur lettischen und estnischen Spracharbeit, die bis weit in das 19. Jahrhundert nahezu ausschließlich von deutschen Pastoren geleistet wurde. Im Zusammenhang damit steht die Sorge deutscher Geistlicher um ein lettisches und estnisches Volksschulwesen und die Pflege, die man seit Ende des 18. Jahrhunderts allen Äußerungen des Volkstums wie Volksliedern, Volksüberlieferungen und anderem angedeihen ließ.

Diese deutsche Arbeit gewann um so größere Bedeutung, als dadurch die Einbeziehung der Letten und Esten in den abendländischen Kulturbereich herbeigeführt wurde und die Gefahr der Asiatisierung des Landes von unten her trotz allen Bemühungen des Russentums seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend gebannt werden konnte.

Zu den größten baltisch-deutschen Männern auf dem Gebiet der Kultur- und Bildungsarbeit am lettischen Volkstum gehört August Bielenstein. Das Erbe der Reformation und der Reichtum deutscher Kultur sind die treibenden Kräfte in seinem Wirken, hohe wissenschaftliche Fähigkeiten und ein ernster Forscherwille, gepaart mit einer im Sinne der Zeit von Humanität und Menschenliebe getragenen Gesinnung, die Voraussetzung für seine Arbeit.

August Bielenstein wurde am 20. Februar (a. St.) 1826 als Sohn des aus Göttingen eingewanderten Pastors Gottfried Bielenstein in Mitau geboren. Seine Mutter Emilie von Klebeck entstammte dem livländischen Indigenatsadel. In dem stillen ländlichen Pastorat Neu-Autz, in das der Vater bald übersiedelte, wuchs August Bielenstein heran. Beim Vater erhielt er den ersten Unterricht, der geeignet war, die in dem Jungen schlummernden philologischen Fähigkeiten schon früh zu entwickeln. In Schulpforta, wohin Gottfried Bielenstein seinen Sohn zur weiteren Ausbildung gab, wurden diese Ansätze wirksam weiter gefördert. Namentlich der Deutschunterricht Kobersteins weckte seinen Sinn für die Entwicklungsgeschichte der Sprachen und die ihnen zugrunde liegenden Prinzipien. Dann zog es aber August Bielenstein wieder in die Heimat zurück, „in die Nordmark deutschen Volkes“, wie er sie kurz vor seinem Tode nannte, um dort ein Leben lang treu auf seinem Posten zu stehen.

Nachdem er das Studium der Theologie an der deutschen Landesuniversität Dorpat beendet hatte, wurde er 1852 Nachfolger seines inzwischen verstorbenen Vaters in den Gemeinden Neu-Autz und Kerklingen. 1867 siedelte er als Pastor der deutschen Gemeinde nach Doblen über, das zur Stätte seines Wirkens und seiner wissenschaftlichen Arbeiten wurde, bis die lettische Revolution von 1905/06 ihn, den großen Kulturarbeiter am lettischen Volke, aus Haus und Hof trieb.

Schon bald nach Bielensteins Amtsantritt beginnen auch seine philologischen Studien. Eine erste kleine Arbeit ist der lettischen Volkspoese, eine andere einer grammatikalischen Frage gewidmet. Er trat in die lettisch-literarische Gesellschaft ein, einem Verein deutscher Pastoren, der sich die Pflege der lettischen Sprache, wie überhaupt des lettischen Volkstums zur Aufgabe gestellt hatte. Auf Veranlassung dieser Gesellschaft machte sich Bielenstein an ein Werk, das grundlegend für die gesamte künftige lettische Philologie werden sollte: Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen (1863/64).

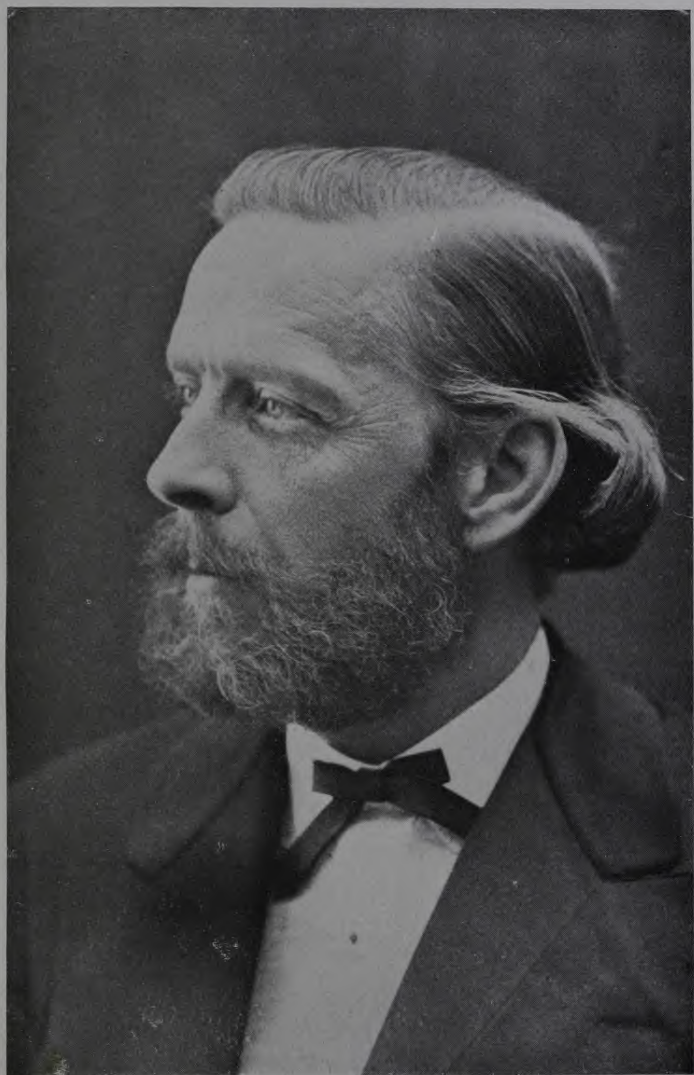
Die europäische Sprachwissenschaft war durch Wilhelm von Humboldt, Jakob Grimm, Fr. Bopp und A. Pott auf ganz neue Wege gewiesen worden. Diese Wege

wollte Bielenstein auch für das Lettische einschlagen. Bielenstein ging in seiner Arbeit von drei Gesichtspunkten aus: einem philosophischen, indem er die Sprache als unmittelbaren Ausdruck seelischer Vorgänge auffaßte, — einem naturwissenschaftlichen, der in der Sprache eine natürliche Funktion sah, die weder zufälliges noch willkürliches Machwerk der Menschen ist, — und einem historischen, indem er erkannte, daß die Sprache, vor Jahrhunderten entstanden, sich unablässig verändert. Bielenstein wurde so der Begründer der lettischen Sprachwissenschaft.

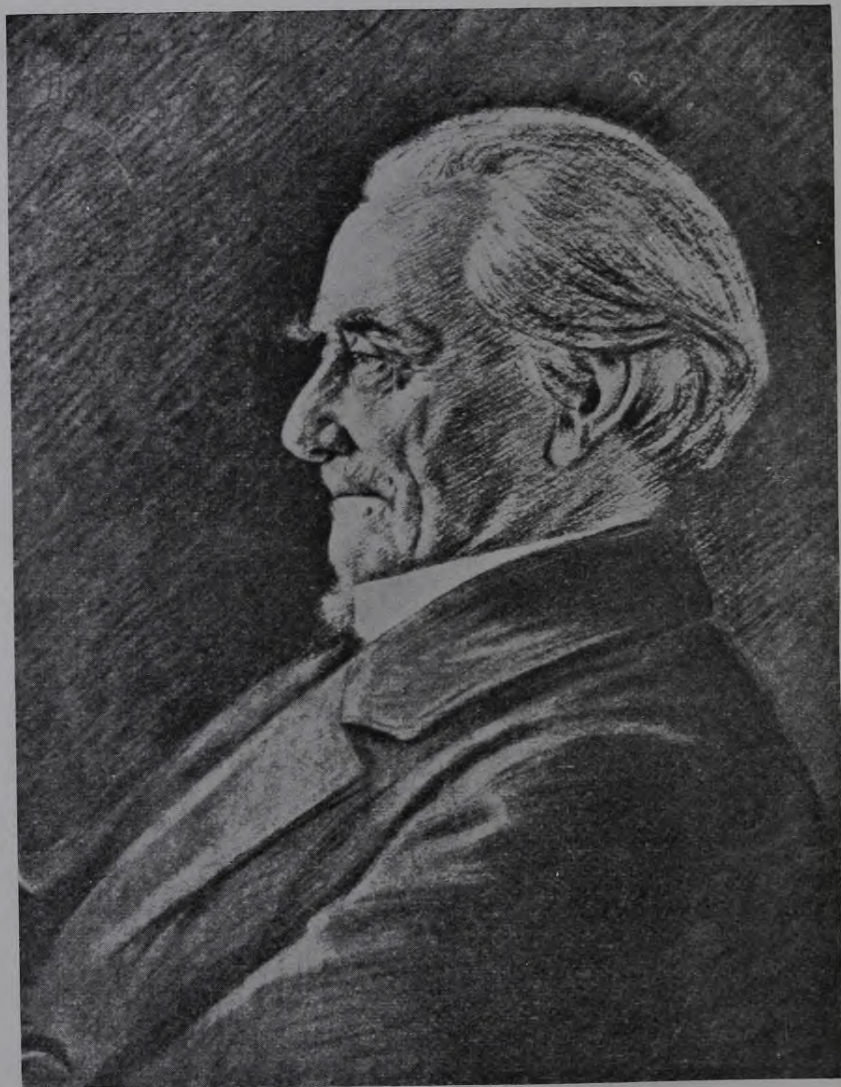
Dem ersten grundlegenden Werk folgten weitere wichtige Arbeiten auf grammatikalischem und orthographischem Gebiet. Bielensteins gründliche Sprachkenntnisse wurden bald der Anlaß zu seiner Betrauung mit der Herausgabe der lettischen Bibel und anderer kirchlich-religiöser Werke in lettischer Sprache. In seine wissenschaftlichen Studien bezog August Bielenstein bald auch die Mundarten ein, nachdem er sich zunächst durch mehrfache Forschungsreisen eine gründliche Kenntnis der verschiedenen lettischen Dialekte verschafft hatte. Durch die Mundartenforschung wurde seine Aufmerksamkeit auf die lettischen Volkslieder gelenkt, die ihm zunächst wichtiges Material für seine dialektischen Arbeiten boten. Doch bald begann ihn auch der tiefere Gehalt des Volksliedes zu interessieren. Er begann eine umfangreiche Sammelarbeit. 1874/75 veröffentlichte Bielenstein einen Teil der inzwischen gesammelten Lieder und Verse. Auch das übrige alte lettische Volksgut gewann seine Aufmerksamkeit. Sammlung und Erforschung von Märchen, Sagen, Rätseln, Aberglauben, Sprichwörtern und anderes bezog August Bielenstein in seinen wissenschaftlichen Tätigkeitsbereich ein.

Neben diese Arbeiten traten andere, die die Vor- und Frühgeschichte und die Ortsnamenkunde zum Gegenstand hatten. Auch die Erforschung der Burgberge und Opferstätten der Letten erfolgte noch. Schließlich wagte er den Versuch, eine Karte des von den Letten bewohnten Landes zur Zeit der Aufsegelung zu entwerfen, in der die Siedlungsgebiete der einzelnen lettischen und finnischen Völkerstämme genau abgegrenzt werden sollten. So entstand sein großes Werk: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“ (1892).

Auch nach Erscheinen dieser bedeutsamen Arbeit hat Bielenstein seine Studien auf diesem Gebiet fortgesetzt. Zugleich traten aber auch noch andere die Geschichte und Kultur der Letten betreffende Fragen in sein wissenschaftliches Blickfeld. In einer umfangreichen Untersuchung beschäftigte er sich mit den lettischen Holzgeräten



Nikolai von Oettingen, livländischer Landmarschall und Landrat (1826—1876)



August Bielenstein, Pastor zu Doblen (1826—1907)

und Holzbauten. Daraus erwuchs sein letztes großes zweibändiges kulturhistorisches Werk: „Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten“ (1907/08).

Die umfassende wissenschaftliche Arbeit ließ den Doblenschen Pastor nicht nur zum Begründer der lettischen Sprachwissenschaft werden, sondern auch zum Wegbereiter der lettischen Kulturgeschichte, Volkskunde, Volkspsychologie, Vor- und Frühgeschichte. Mit zahlreichen Gelehrten, namentlich Deutschlands, war er in Verbindung getreten. Es liegt viel Wahres in dem Wort des Jenaer Gelehrten Schrader, daß die Letten es überhaupt erst Bielenstein verdanken, „daß man von ihnen (in Europa) spricht“.

Als Präsident der lettisch-literarischen Gesellschaft (1864—1895), die unter ihm ihre Blütezeit erlebte, schenkte Bielenstein allen Regungen des lettischen Volkslebens Beachtung und warme Teilnahme. Er mußte sich daher auch mit dem nationalen Erwachen der Letten auseinandersetzen. Für ihn selbst war nicht so sehr das angeborene Volkstum als vielmehr die Kultur entscheidend; in seinen Augen aber kam für die Letten keine andere als die deutsche in Frage. Das war für ihn wie für seine Zeitgenossen völlig selbstverständlich. Ein das Baltikum bereisender Engländer meinte damals feststellen zu können, daß an den Letten alles bis auf die Sprache deutsch sei. So mußten Bielenstein die politischen und kulturellen Selbstständigkeitsbestrebungen der Letten und erst recht der Versuch, gegen die Deutschen bei den Russen Anlehnung zu suchen, von vornherein mit Besorgnis erfüllen, nicht aus völkisch-egoistischen Gründen, sondern weil er deutscher Kultur und Bildung einen besonderen ethischen Wert zumaß und daher im Streben der Jungletten eine Gefahr für das lettische Volk selbst sah. So hat er die lettischen Nationalisten immer wieder zur Vernunft zu rufen gesucht und auf die gemeinsamen kulturellen Grundlagen hingewiesen.

Seine besondere Besorgnis aber mußte es erregen, als er die marxistisch-sozialdemokratische Irrlehre unter dem lettischen Volk Platz greifen sah. Was in seinen Kräften stand, tat er, um dagegen anzukämpfen. Schließlich kam es dann am Ende des Jahrhunderts zu einer Verständigung mit den lettischen Altnationalen. Der gemeinsame Gegensatz gegen den Marxismus und das russische Einschmelzungsstreben führte die konservativen Letten noch einmal an das Deutschtum heran. Die verhängnisvolle Entwicklung in den Beziehungen der beiden Völker ließ sich aber nicht mehr aufhalten. Das Ergebnis waren die blutigen Ereignisse der Jahre 1905 und 1906.

Die lettische Revolution bedeutete für Bielenstein die bitterste Enttäuschung seines Lebens. Das Doblensche Pastorat wurde von plünderndem lettischen Pöbel

gestürmt. Seine kostbare Bibliothek, unersetzliche Manuskripte und Sammlungen gingen in Flammen auf. Es waren die Früchte eines langen arbeitsreichen Lebens, das nur der Erforschung und Förderung des Lettenvolkes, seiner Geschichte und Kultur gewidmet war. Der Achtzigjährige hat diese Enttäuschung nicht mehr verwunden.

Bielenstein änderte nicht seine grundsätzliche Einstellung zum lettischen Volk, das er für verfrüht hielt, — ja er wollte die Arbeit der lettisch-literarischen Gesellschaft sogar fortgesetzt wissen, denn sie sei in ihrer Art der einzige Boden, auf dem sich Letten und Deutsche noch träfen. Aber das lettische Volk rückte ihm innerlich doch ferner. Die in der Revolution offenbar gewordene Feindschaft gegen alles Deutsche veranlaßte ihn, sich mit seiner ganzen Arbeitskraft in den Dienst der deutschen Sache zu stellen. Die ersten deutschen völkischen Organisationen in den baltischen Landen, die Deutschen Vereine, fanden seinen stärksten Beifall. Er selbst suchte, so weit es sein hohes Alter noch zuließ, ihre Arbeit zu fördern. In einem in ihrem Auftrage gehaltenen Vortrag „Welchen Wert hat für uns die deutsche Muttersprache?“ suchte er den besonderen religiös-ethischen Wert des Deutschen im Vergleich mit anderen Sprachen zu erweisen.

Nach einem ungewöhnlich arbeitsreichen Leben ist August Bielenstein am 23. Juni (a. St.) 1907 in Mitau gestorben. Mit ihm endete eine Epoche. Die übernationalen Prinzipien der Humanität und der ständischen Lebensordnung hatten dem Ansturm der neuen Werte nicht standhalten können. Eine alte Welt ging zugrunde. Als Vertreter der besten Werte der dahinsinkenden Ordnung steht August Bielenstein vor uns, nicht nur als Gelehrter von europäischem Rang, sondern auch als Mensch, in dem sich kristallklar die Werte dieses endenden Zeitalters widerspiegeln.

FRIEDRICH VON MEYENDORFF

Von der Landespolitik zur Volkspolitik

Bismarcks Reichsgründung, die auch im baltischen Deutschtum mit Begeisterung begrüßt wurde, erschwerte gleichzeitig in ihren Auswirkungen spürbar dessen politische und volksbiologische Lage.

Allein, auf sich gestellt, ohne Rückhalt am neuerstandenen Reich und ohne Zugang aus dem Mutterlande hatten die Deutschen die Aufgabe, die alte deutsche Position an der Ostsee zu halten in einer immer feindlicher werdenden Umwelt.

Und was vielleicht das Schwerste war: — in diesem Abwehrkampf war ihnen jahrzehntelang der schöpferische Neuaufbau fast völlig versagt.

Wie einst zu Plettenbergs Zeit Orden und Bistümer fortleben mußten in einer gewandelten Umwelt, weil sie die Träger der livländischen Eigenstaatlichkeit waren, so mußten jetzt die ständischen Körperschaften erhalten werden als von der Zeit zwar längst überholte, aber staatsrechtlich einzig mögliche politische Organisationsform des Deutschtums.

Dabei schritt durch die Einbeziehung der Ostseeprovinzen in den Wirtschaftsorganismus des russischen Riesenreiches und die dadurch entstehenden sozialen Strukturwandlungen die Aushöhlung der alten ständischen Ordnungen stetig fort.

Eisenbahnen hatten die baltischen Städte mit dem unermeßlichen russischen Hinterlande verbunden und einige von ihnen zu modernen Handels- und Industriezentren gemacht. In schnellem sozialem Aufstieg verdrängten estnische und lettische Kleinbürger vereint mit den Russen die Deutschen an manchen Orten aus dem Stadregiment, entstand in den Städten ein national gemischtes revolutionäres Industrieproletariat. Riga allerdings, Dorpat, Mitau und mehrere kleinere Städte konnten ihre deutsche Verwaltung noch behaupten. In Stadt und Land erhob das aufstrebende Esten- und Lettentum immer vernehmlicher die Forderung nach politischer Gleichberechtigung mit dem Deutschtum, nach Reform der Landesverfassung und Agrarordnung. War gegen diesen doppelten Druck von oben und von unten die Führerstellung des Deutschtums noch länger zu behaupten?

Wie ein eisiger Hauch aus den Ebenen des Ostens ging die Welle der Russifizierung über das Land hinweg, einebnend, zersetzend, das geistige Leben abtötend.

Das vorbildliche Landvolksschulwesen, der Stolz der ritterschaftlichen Landesverwaltung, war ihr zum Opfer gefallen, der Bildungsstand der Bevölkerung war rapide gesunken, die Universität Dorpat hatte ihre Bedeutung verloren, Polizei und Gerichtsbarkeit waren der deutschen Landesverwaltung entzogen worden.

Daß nicht alles verloren ging, daß die baltischen Ritterschaften politische Körperschaften blieben, daß das Deutschtum damit eine Führung behielt und an der Verantwortung für das Land und an seiner Verwaltung weiter teilnehmen konnte, das verdankte es vorwiegend der zähen diplomatischen Abwehrarbeit seiner ritterschaftlichen Landesvertreter. In dieser Arbeit aufgehend, wuchsen die Vertreter der Ritterschaften, des deutschen Landadels, mehr und mehr über ihre Standschaft hinaus, wurden sie zu Vertretern und Führern des gesamten Deutschtums des Landes.

Zwei Männer waren es vor allem, welche diese Führerstellung erreichten und jahrzehntelang innehatten: der Landmarschall von Livland *Friedrich von Meyendorff* und der letzte Ritterschaftshauptmann von Estland *Eduard von Dellingshausen*.

Meyendorffs Amtsantritt als Landmarschall im Jahre 1884 fiel in die Zeit, in der sich über Livland die dunkelsten Wolken zusammenzogen. Mußte doch mit der völligen Aufhebung der deutschen Landesverwaltung gerechnet werden. Als einer der ersten Vasallen des Bischofs Albert war einst *Meyendorffs* Ahnherr ins Land gekommen, die deutsche Herrschaft mit dem Schwerte zu begründen. Dem späten Nachfahren fiel die Aufgabe zu, mit allen Mitteln ständischer Diplomatie die Reste dessen zu verteidigen, was einst vor sieben Jahrhunderten durch das deutsche Schwert gewonnen ward.

Meyendorff hat die Schmälerung der Rechte der lutherischen Landeskirche, die Ausschaltung der Ritterschaft und der deutschen Pastorenschaft aus der Verwaltung der Landvolkschulen, die Russifizierung des Schulwesens und die Aufhebung der deutschen Gerichts- und Polizeibehörden in den 80er Jahren nicht verhindern können. Aber seiner zähen und unermüdlichen, diplomatischen Abwehrearbeit in Petersburg ist es zu danken, daß manche dieser Maßnahmen in ihren Wirkungen abgeschwächt wurden, daß die Regierungsbehörden, durch *Meyendorff* von der Schädlichkeit mancher geplanter Neuerungen überzeugt, von diesen Abstand nahmen. So wurde der Landmarschall nicht müde, auf die nachteiligen Folgen hinzuweisen, welche die Russifizierung der Schulen für die Volksbildung hatte, und die Wiedereinführung des muttersprachlichen Unterrichts in den Schulen zu fordern.

Und obgleich *Meyendorff* stets mannhaft für die Landesrechte eintrat, erwarb er sich dank der vollendeten Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen und der Vornehmheit seiner Gesinnung auch die Achtung und Wertschätzung der Petersburger Hof- und Regierungskreise. „Demarchen“ in Petersburg, Immediatgesuche an den Zaren, Aktionen in den Hof- und Regierungskreisen mit Hilfe von Würdenträgern baltisch-deutscher Abstammung, persönliche Vorstellungen beim Monarchen oder Unterredungen mit Ministern waren die Mittel dieser ständischen Diplomatie, die nie über die Grenzen hinausging, welche die Loyalität gegenüber der Person des Monarchen gebot.

Und es war *Meyendorff* vergönnt, die Genugtuung zu erleben, daß seiner Politik der Loyalität, des „suaviter in modo, fortiter in re“, der Erfolg nicht versagt blieb.

Ein solcher Erfolg war die von ihm noch unter der Regierung Alexanders III. erreichte Niederschlagung der Prozesse gegen die deutschen evangelischen Geistlichen wegen angeblicher Verführung zum Abfall von der Staatskirche.

Ihre eigentliche Bewährung aber erlebte die Politik Meyendorffs während der Revolution von 1905, als die deutschen Gutshöfe in Flammen aufgingen und der Terror der revolutionären Banden über dem Lande lag. Damals erwies sich, daß es im Grunde doch nur die Krone war, welche das baltische Deutschtum gegen seine Todfeinde, den demokratischen Massenwahn und den marxistischen Terror, zu schützen vermochte. Gerade in dieser Zeit konnte Meyendorff die eindrucksvollsten Beweise seiner uneigennütigen und vornehmen Denkweise ablegen, die unter Hintersetzung aller persönlichen Interessen stets das Gemeinwohl im Auge behielt. Besonders eine kleine Episode bei einer Verhandlung der Ritterschaftsvertretung während der Unruhen des Jahres 1905 hat bei den Zeitgenossen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen: als ein Bote die Nachricht brachte, daß sein geliebtes Alt-Bewershof ein Schutthaufen sei, rief Meyendorff leuchtenden Auges: jetzt sei der Augenblick gekommen, in Petersburg die deutschen Schulen durchzusetzen.

Das schicksalhafte Aufeinander-Angewiesensein von russischer Krone und baltischem Adel war noch einmal offen zutage getreten, und die von der Regierung gewährten Erleichterungen auf dem Gebiete des Vereins- und Schulwesens waren eine sichtbare Anerkennung dieser erneut bewiesenen Verbundenheit. Die größte Genugtuung für Meyendorff war aber wohl der von der Regierung selbst zugegebene Bankrott ihrer Schulpolitik und die Wiederezulassung muttersprachlichen Unterrichts. Sie gab dem Deutschtum die Möglichkeit zur Wiedereröffnung der zu Beginn der Russifizierung geschlossenen höheren deutschen Lehranstalten und beendete in den Landvolkschulen die Periode des katastrophalen Absinkens der Volksbildung. Der erste Generalangriff des Russentums gegen den europäischen Charakter des baltischen Landes konnte als abgewiesen gelten! War auch der von Meyendorff erstrebte Ausbau der Landesverfassung nicht zugestanden worden, erfüllten ihn auch die zunehmenden nationalen Spannungen mit Sorge, so konnte er doch, als er den Landmarschallstab im Jahre 1908 nach 24jähriger Amtsführung in jüngere Hände gab, auf eine beachtliche Reihe von Erfolgen zurückblicken.

Das baltische Deutschtum war aus dem ihm aufgezwungenen Volkstumskampf innerlich freier und gefestigter hervorgegangen. Es stand geschlossener da als bei Meyendorffs Amtsantritt und besaß die Möglichkeit zu einem größeren, völkischen Zusammenschluß. In den deutschen Schulen erklang wieder die deutsche

Muttersprache, und im „Deutschen Verein“ sammelten sich unter Meyendorffs Führung alle Deutschen Livlands ohne Unterschied des Standes, der Herkunft oder Bildung zu bewußter völkischer Aufbauarbeit. Daneben aber war den Ritterschaften ihre Stellung als Körperschaften öffentlichen Rechts und als gesetzliche Landesvertretung verblieben. Was Meyendorffs Generation in zäher diplomatischer Arbeit behauptet hatte, das sollte der nachfolgenden die Möglichkeit geben, die Entwicklung der Schicksale des Landes nochmals in die Hand zu nehmen, als es die Stunde gebot.

Als Friedrich von Meyendorff im Jahre 1911 starb, ging mit ihm ein „Stück livländischer Geschichte dahin“. Die hochragende Gestalt des Landmarschalls mit den edlen nordischen Zügen erschien allen Zeitgenossen als reinste Verkörperung der Werte einer dahingehenden Epoche. Die Geschichte hatte ihm eine vorwiegend mit Mitteln der Diplomatie zu lösende Aufgabe gestellt, und dennoch war Friedrich von Meyendorff im Grunde ein Kämpfer. Es wäre dem Sproß des niedersächsischen Adelsgeschlechts oft leichter geworden, im Kampfe das Schwert zu gebrauchen, wie es sein Ahnherr, der Ritter Konrad, getan, als das Wort und die Feder. Das bekundete er offen in den letzten Worten, die er als Landmarschall vor dem Landtage sprach: „Dieses Symbol“ — der Landmarschallstab — „wäre nach meiner Meinung und meinem Gefühl wohl lieber ein Schwert gewesen, um dem gepreßten Herzen Luft zu schaffen. Das lag nicht in meinen Händen; ich habe daher mit zäher Ausdauer und rastloser Arbeit operieren müssen.“

EDUARD VON DELLINGSHAUSEN

Schicksalswende

Als Friedrich von Meyendorff im Jahre 1908 vom Amte des Landmarschalls zurücktrat, standen jüngere Kräfte bereit, sein Erbe fortzuführen. Denn um die Jahrhundertwende war eine neue Generation in die politische Verantwortung hineingewachsen, die ihre beherrschenden Jugendeindrücke in den Jahren der Russifizierung empfangen hatte, die im Jahre 1905 ihre männliche Bewährung erlebte und berufen war, in den Stürmen des Weltkrieges und der Revolution die politische Verantwortung zu tragen. Als markantester Vertreter dieser Generation erscheint *Freiherr Eduard von Dellingshausen*, der, im Jahre 1902 zum Ritterschaftshauptmann von Estland gewählt, bald zum Führer des Deutschtums seiner Provinz und in der schicksalsschweren Zeit des Weltkrieges mehr und mehr zum eigentlichen

Führer der baltisch-deutschen Politik heranreifte. In seiner Persönlichkeit verkörperte sich noch einmal in lauterer Klarheit das Ethos des politischen Adels, der Grundsatz, daß erhöhten Rechten auch gesteigerte Pflichten zu entsprechen haben, daß Herr sein im Grunde gleich Dienen ist. In ihm, dem Gliede der ältesten der baltischen Ritterschaften, wurde zum letzten Male vor der Auflösung seiner Standschaft deren siebenhundertjährige politische Tradition noch einmal lebendig und praktisch wirksam.

Als im Jahre 1905 Fieberschauer den Riesenorganismus des russischen Reiches durchzuckten und auch auf die baltischen Provinzen übergriffen, als bewaffnete Arbeiterbanden aus den Städten, bolschewistisch verhetzt, Hunderte von deutschen Gutshöfen einäscherten, plünderten und mordeten und die Regierung ihrem Treiben tatenlos zusah, da wurde der ganze Ernst der Lage des baltischen Deutschtums plötzlich offenbar. Man lebte auf einem Vulkan — als „Herren ohne Heer“.

In dieser kritischen Lage, als die Staatsgewalt zu versagen drohte, griffen die deutschen Gutsherren zur Selbsthilfe. Der Ritterschaftshauptmann organisiert einen Selbstschutz und fordert Truppen an, welche den Aufstand niederschlagen. Es besteht für ihn kein Zweifel, daß zunächst die revolutionäre Bewegung durch Militär niedergeworfen werden muß. Aber darf sich die Stellung des Deutschtums nur auf russische Bajonette stützen? Muß nicht ein Ausgleich, eine Verständigung mit dem gemäßigten Flügel der estnischen und lettischen Nationalisten versucht werden? Dellingshausen hat diesen Versuch unternommen. Er wird in den nächsten Jahren zum entschiedensten Vorkämpfer der Verfassungsreform.

Auf Initiative der estländischen Ritterschaft arbeiten die baltischen Ritterschaften einen Verfassungsentwurf aus, der als Krönung der abgeschlossenen Agrarentwicklung gedacht ist. Aus 3 Kurien soll die Landesverwaltung aufgebaut werden: aus der Kurie der (vorwiegend deutschen) Großgrundbesitzer, aus der der (vorwiegend estnisch-lettischen) Kleingrundbesitzer und endlich aus den Städten, womit eine Vertretung der drei bodenständigen Nationalitäten gesichert ist. Aber der sehr weitgehende Entwurf, der vielleicht geeignet gewesen wäre, normale Beziehungen zwischen den Nationalitäten herzustellen, verschwindet im Staube russischer Archive. Die russische Regierung ist nicht daran interessiert, eine Einheitsfront des baltischen Landes entstehen zu lassen, und die privaten Fühlungen mit estnischen Führern scheitern an den Forderungen der estnischen Sozialdemokratie, mit der es für die ritterschaftlichen Vertreter ein Zusammengehen nicht geben kann.

Konnte somit eine Verständigung mit den Esten und Letten nicht erzielt werden, so galt es um so energischer die deutsche Volkskraft im Lande zu stärken.

Und die Erleichterungen, die die russische Regierung in organisationsrechtlicher Hinsicht gewährte, wurden kräftig genutzt, solange es noch Zeit war.

An der Spitze dieser völkischen Arbeit steht in Estland Dellingshausens nächster Mitarbeiter, der Freiherr Eduard von Stackelberg, der, von volksdeutscher Gesinnung getragen, bereits einen Zusammenschluß aller Rußlanddeutschen unter baltendeutscher Führung plant, während Dellingshausen als Haupt der Landesverwaltung die Leitung der Landespolitik in der Hand behält. Als Mitglied des russischen Reichsrates kann er in Petersburg die Heimat vertreten und mehrfach auch die Lebensinteressen der Heimatgenossen estnischer Nationalität verteidigen, so, als ein Reichsgesetz die erneute Russifizierung des gesamten Volksschulwesens vorsieht. Denn nur zu bald ist die duldsame Ära der ersten Jahre nach der Revolution vorbei, und die Staatsregierung lenkt wieder in das unduldsame, großrussisch-nationalistische Fahrwasser ein, das alle andersstämmigen Untertanen des Zaren dem russischen Reiche entfremdet.

Auf die Höhen wahrhaft politischen Wirkens aber wird Dellingshausen durch die schwerste Prüfungszeit hinaufgeführt — durch den Weltkrieg. Er bringt dem baltischen Deutschtum den schweren Konflikt zwischen dem Rufe des Blutes und der staatlichen Treuepflicht. Im Herzen auf deutscher Seite, tun viele baltisch-deutsche Offiziere und Soldaten im russischen Heere ihre Pflicht, während ihre Angehörigen in der Heimat das Opfer schwerster Verdächtigungen und Verfolgungen werden. Die Schulen werden erneut russifiziert, das Deutschsprechen an der Öffentlichkeit verboten, zahllose Deutsche nach Sibirien verbannt. In dieser Zeit ist an Reformen kaum zu denken. Dennoch unternimmt Dellingshausen noch im Jahre 1916 einen Vorstoß in der Verfassungsfrage. Anlässlich der Hundertjahrfeier der Bauernbefreiung in Estland beantragt er nochmals bei der Regierung die Einführung der im Jahre 1907 projektierten Verfassung, die Deutschen und Esten die paritätische Beteiligung an der Landesverwaltung gewähren soll. Sein Schritt findet die Unterstützung maßgebender estnischer Führer, unter anderem des späteren Staatspräsidenten Konstantin Päts. Doch die kaiserlich russische Regierung hat, durch die militärischen Mißerfolge zermürbt, keine Kraft und Initiative mehr, Reformen durchzuführen.

Nach wenigen Monaten schon bricht die innerlich ausgehöhlte Monarchie unter den Schlägen der deutschen Waffen zusammen. Sollten die Ostseeprovinzen unter ihren Trümmern begraben werden? Die Stunde der Entscheidung für das baltische Deutschtum ist gekommen! Mit der Abdankung des Zaren ist es seiner Bindung an

das russische Reich ledig, und das Chaos, in welches das führerlose Rußland nun hineinsteuert, macht es der deutschen Führung zur Pflicht, die Heimat davor zu bewahren, in dieses Chaos hineingezogen zu werden. Die Schwierigkeiten sind ebenso groß wie die Gefahren; zu den größten Schwierigkeiten gehört die Verschiedenheit der politischen Zielsetzungen des baltischen Deutschtums und des Letten- und Estentums.

Den Esten brachte die russische Revolution eine demokratisch aufgebaute Selbstverwaltung des ganzen estnischen Gebietes, sie sahen ihre Zukunft als autonomer Teilstaat einer föderativen russischen Republik. Der Weg des baltischen Deutschtums aber war ein anderer. Seine Führung konnte die zukünftige Gestaltung des Landesschicksals nur in der Lösung vom Osten und in enger Verbindung mit Deutschland sehen!

Schon im Sommer 1917 hatte Dellingshausen aus Berlin erfahren, daß Estland und Livland auf eine Besetzung durch deutsche Truppen hoffen könnten, und seitdem stand er in heimlicher Verbindung mit der Obersten Heeresleitung. Es war ein hohes Spiel, denn die russische Regierung konnte es nur als Staatsverrat ansehen, und doch mußte es gewagt werden um des Landes willen. Die Verantwortung trugen Dellingshausen und der livländische Landmarschall allein mit einem Vertrauensrat aus Vertretern der deutschen Körperschaften. Da das neue Selbstverwaltungsgesetz den Ritterschaften ohne ihr Einverständnis ihre durch den Vertrag von Nystad international anerkannte Stellung als Vertreter des Landes nahm, fühlten sie sich jeglicher Verpflichtungen dem russischen Staate gegenüber entbunden und verweigerten im Einverständnis mit Berlin in Berufung auf ihre staatsrechtliche Stellung die Übergabe der Verwaltungsfunktionen an die neue Selbstverwaltung.

Die Eroberung Rigas und der baltischen Inseln durch die Deutschen erfüllte alle Balten mit der Hoffnung auf baldige Befreiung. Aber noch steht eine bittere Leidenszeit bevor. Der deutsche Vormarsch ist eingestellt worden, und nach dem bolschewistischen Oktoberumsturz in Petersburg wird auch das baltische Land ein Opfer des bolschewistischen Terrors. Da Berlin eine formelle Erklärung der Loslösung von Rußland und eine Bitte um deutsche Hilfe verlangt, um das Land besetzen zu können, muß auch dieser Schritt getan werden, obschon er Leben und Sicherheit des gesamten Baltentums gefährdet. Die von Berlin gewünschte gleichlautende Erklärung des estnischen Landtages kann Dellingshausen nicht erlangen. Die estnischen Führer rechnen bereits mit einem Siege der Entente und ziehen die spätere Bestimmung ihres Schicksals auf der Friedenskonferenz einer deutschen Be-

setzung des Landes vor. Dennoch gelingt es, nicht wenige estnische Stimmen für eine deutsche Besetzung zu gewinnen.

Als die Verhandlungen in Brest-Litowsk sich hinziehen, die Ritterschaften dem Sowjetvertreter in Stockholm die Loslösung Liv- und Estlands von Rußland jedoch bereits notifiziert haben, als die Besetzung Est- und Livlands sich wieder verzögert und eine Sendung Dellingshausens ins Reich abgefangen wird, scheint das Ende des baltischen Deutschtums gekommen. Der Chef der estnischen kommunistischen Regierung läßt zu Anfang Februar 1918 den gesamten baltischen Adel und alle „Bourgeois, die zu ihm halten“ für außerhalb der Gesetze stehend erklären und ordnet deren Verhaftung an. Der Terror nimmt zu, die Morde häufen sich. 567 Männer und Frauen, fast ausschließlich Deutsche und Angehörige des Adels, werden verhaftet und nach Sibirien verschleppt, nachdem ein Teil in Reval in der Hand russischer Matrosen zeitweilig in tödlicher Gefahr geschwebt. Dann aber naht endlich die Rettung. Ein Immediatgesuch der in Berlin anwesenden Vertreter der baltischen Ritterschaften an Wilhelm II. hat seine Wirkung gehabt. Der Vormarsch beginnt aufs neue und säubert in zwei Wochen das Land von den bolschewistischen Banden. Ein Traum scheint Wirklichkeit zu werden: Livland, die älteste Kolonie des Ersten Reiches der Deutschen, die im 16. Jahrhundert verlorenging, ist vom siegreichen Heere des neuen Reiches befreit und soll ins Reich zurückkehren!

Dellingshausen selbst hat den Einmarsch der deutschen Truppen in das befreite Reval nicht erleben können. Unter der Anschuldigung des Landesverrates verhaftet, wird er am Tage vor dem Einmarsch, dem 24. Februar, mit einer Reihe anderer Deutschen und Esten nach Petersburg gebracht, wo die Aburteilung stattfinden soll. Doch obgleich das nach Petersburg geflohene Revolutionstribunal ihn bereits zum Tode verurteilt hat, erfolgt die Hinrichtung nicht. Denn inzwischen ist durch den Brest-Litowsker Vertrag bereits die Rückbeförderung und Freilassung aller politischen Gefangenen zwischen Deutschland und den Sowjets vereinbart worden. Nach mehreren Wochen ständiger Lebensgefahr kann der Ritterschaftshauptmann Ende März mit den anderen Verschleppten, die ihre Rettung fast wie ein Wunder empfinden, in die Heimat zurückkehren.

Hier harrten des Ritterschaftshauptmanns große und schwierige Aufgaben, die sich unter den damals gegebenen Verhältnissen als unlösbar erweisen sollten.

Es galt, das Schicksal des befreiten baltischen Landes mit dem Deutschlands zu verbinden und hierzu eine staatsrechtliche Form zu finden, welche die deutsche Führung sicherte, dabei jedoch auch den bodenständigen Kleinvölkern die Teilnahme an

der Landesverwaltung und die Pflege ihres Volkstums ermöglichte. Die Form, die Dellingshausen bisher vorschwebte, war ein baltischer Einheitsstaat auf ständischer Grundlage, welcher in Personalunion mit der Krone Preußens verbunden und dadurch dem Deutschen Reiche angegliedert werden sollte. Es erwies sich jedoch nur zu bald, daß diesen Plänen ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstanden: die Bemühungen, die estnischen und lettischen Nationalisten für den deutsch geführten baltischen Einheitsstaat zu gewinnen, erwiesen sich als vergeblich, da diese bereits mit dem Siege der Entente rechneten und mit deren Hilfe selbständige Nationalstaaten begründen zu können hofften. Innerhalb der deutschen Verwaltungsorgane selbst aber bestand keine Übereinstimmung hinsichtlich der den Esten und Letten gegenüber zu befolgenden Volkstumspolitik. Und was am schlimmsten war: von der bereits durch die innere Zersetzung in ihrem Willen gelähmten Reichsregierung war keine Klarheit über die Ziele der deutschen Ostpolitik und die zukünftige Gestaltung des politischen Schicksals des Baltenlandes zu erhalten. Die pazifistische Propaganda eines Friedens ohne Annexionen seitens der linken Parteien verhinderte eine staatsrechtliche Bindung des baltischen Landes an das Reich, als diese noch möglich gewesen wäre.

Da der Plan der Personalunion sich trotz einer Reise der von Dellingshausen geführten Delegation des baltischen Landesrats zum Kaiser und zum Reichskanzler ins Große Hauptquartier als undurchführbar erwies, ging man an die Schaffung eines selbständigen baltischen Einheitsstaats mit monarchischer Spitze heran. Als endlich die Anerkennung Liv-, Est- und Kurlands als eines selbständigen, von Rußland gelösten Landes seitens der Reichsregierung erfolgt war, als Herzog Adolf-Friedrich von Mecklenburg sein Einverständnis zur Übernahme der baltischen Herzogswürde gegeben hatte, als der Regentschaftsrat für ihn in Riga bereits gebildet war, — da machten der Ausbruch der Novemberrevolte und der Zusammenbruch des Kaiserreichs allen Plänen der deutschen Ostpolitik mit einem Schlage ein Ende.

Unaufhaltsam vollzieht sich die Auflösung der deutschen Militärmacht und das Zurückfluten der Besatzungstruppen aus dem Baltenland ins Reich. Doch während die deutschen Militärbefehlshaber schon resignieren, gibt Dellingshausen als Führer des baltischen Landesrates das Spiel noch nicht verloren. Aus Riga eilt er im Flugzeug nach Reval, um den deutschen Militärbefehlshaber zu bestimmen, die bereits eingeleitete Übergabe der Macht an die temporäre estnische Regierung aufzuhalten. Es ist zu spät. Der Abtransport der deutschen Truppen und die Anerkennung der Republik Eesti durch die deutsche Republik sind nicht mehr aufzuhalten. Vergeblich sucht Dellingshausen das Deutschtum Estlands von der Anerkennung der est-

nischen Republik abzuhalten, solange der Landesrat in Riga noch nicht entschieden hat. Als das estländische Deutschtum sich auf den Boden der Tatsachen stellt und sich zur Mitarbeit am Aufbau des estnischen Staates bereit erklärt, legt Dellingshausen das Amt des Ritterschaftshauptmanns nieder und verläßt die Heimat. „Durch die Verhältnisse war ich auf einer anderen politischen Grundfläche stehen geblieben und konnte nicht die vorliegenden Fragen von demselben Gesichtswinkel betrachten wie die übrigen, die sich gezwungen sahen, mit den neuen Faktoren, die ich nicht anerkennen durfte, voll und ganz zu rechnen. Damals hatte ich die Empfindung, daß das Band, das mich bisher so fest an meine geliebte Heimat gebunden hielt, in diesem Augenblick zerriß, daß die Zeitumstände mich zwangen, ihr entsagen zu müssen.“ Fern der Heimat ist Eduard von Dellingshausen am 9. Juli 1939 in Berlin gestorben. Sein letzter Wunsch, in der Erde der alten Heimat die letzte Ruhestätte zu finden, konnte ihm noch erfüllt werden.

Mit Eduard von Dellingshausen tritt der letzte repräsentative Landespolitiker von der politischen Bühne des Baltenlandes ab und mit ihm seine Standschaft: die Estländische Ritterschaft. Selten hat ein Mann im baltischen Deutschtum auch über seinen Stand hinaus ein derartiges Maß an Vertrauen besessen und es so lange behauptet wie Dellingshausen. In ihm lebte ein starkes Heimatgefühl, ruhend auf einer lebendigen politisch-geschichtlichen Tradition. Dieses Heimatgefühl schloß auch die landeseingesessenen fremden Völker ein, war aber tief verwurzelt in einem wachen gesamtvolklichen Bewußtsein und im festen Glauben an die deutsche Führungsaufgabe im Osten, der Dellingshausen, der im besten Sinne „Landespolitiker“ war, zugleich zum großdeutschen Politiker werden ließ. Daß die von ihm geführte Politik nicht zum Ziele führte, kann ihm kaum, wie überhaupt keinem einzelnen, als Schuld angerechnet werden. Dellingshausen wagte den politischen Einsatz im festen Glauben an sein Volk und im Vertrauen auf das Reich und seine Führung. Daß diese Führung versagen sollte, wollte und konnte er nicht in Rechnung stellen. Auf das Gesamtvolk und das Reich aufgebaut, mußte seine Politik auch mit dem Reich fallen. Ihr Scheitern war gesamtdeutsches und baltendeutsches Schicksal zugleich. Dem Ritterschaftshauptmann aber und wenigen Männern neben ihm blieb das unvergängliche geschichtliche Verdienst, in entscheidender Stunde die Verantwortung für das Schicksal des ganzen Landes auf sich genommen zu haben. Dellingshausen und die alte baltendeutsche Führerschicht wußte darum, daß es für das baltische Land stets nur eine klare Entscheidung gab: für Europa oder für den Osten. Die baltisch-deutschen Politiker der älteren Generation hatten ein starkes Empfinden

dafür, daß die baltischen Kleinvölker aus eigener Kraft nicht fähig sein würden, die politische Verantwortung für das baltische Land zu tragen und es gegen die Bedrohung aus dem Osten zu schützen. Sie waren überzeugt, daß eine völlige Ausschaltung des Deutschtums als eines Bindegliedes zu Deutschland daher nicht im wahren Interesse des Landes und seiner Bewohner sein konnte. Die vom Ritter-schaftshauptmann veranlaßte Besetzung des Landes durch deutsche Truppen hat damals das Land vor dem Versinken im bolschewistischen Chaos bewahrt, dem Deutschtum im baltischen Raum aber gezeigt, daß das Schicksal Deutschlands auch sein Schicksal war.

MAX VON SIVERS

Deutsches Bauerntum im Baltenland

Es war schicksalhaft für die baltischen Lande geworden, daß sie im Mittelalter nicht von dem bäuerlichen deutschen Siedlerstrom erreicht wurden. Die Ursachen dafür sind nicht völlig geklärt. Preußen fing einen großen Teil der ostwärts strebenden deutschen Bauern auf. Alt-Livland aber fehlte die politische Einheit und damit die Stelle, die ein Siedlungswerk hätte planmäßig leiten können.

Doch erst die Stürme des Revolutionsjahres 1905/06, die rauchenden Trümmer der Gutshöfe, die mit einem Schlage zutage getretene Feindschaft des Letten- und Estentums, hatten dem baltischen Deutschtum die tödliche Gefahr gezeigt, in welcher in Zeiten der Unsicherheit besonders die verstreut auf dem Lande siedelnden deutschen Gutsbesitzer schwebten inmitten einer fremdvölkischen Umgebung. Etwas anderes kam hinzu — seit den 80er Jahren war auch die deutsche Bevölkerung der baltischen Städte in ständigem Rückgang. Denn seit der Reichsgründung Bismarcks versiegte der bis dahin immer noch anhaltende Zustrom deutscher Zuwanderer aus dem Reich fast völlig. Während die Anziehungskraft des Inneren Rußlands mit seinen sozialen Aufstiegsmöglichkeiten besonders für den deutschen Mittelstand der baltischen Städte bestehen blieb und eine anhaltende Abwanderung ins Innere der russischen Lande bewirkte, ließ das Deutsche Reich wertvollstes Menschenmaterial nach Übersee abströmen und dort im fremden Volkstum versinken, während im deutschen Osten die Volkssubstanz zusehends zusammenschmolz und dem fremdvölkischen Element die Möglichkeit gab, in einstmaligen deutsche Positionen einzurücken.

Daß alles Kämpfen um Rechtstitel, die Erhaltung staatsrechtlicher Positionen und Institutionen letzten Endes sinnlos war, wenn die Substanz an deutschen Menschen nicht mehr ausreichte, um diese Positionen zu halten, diese Erkenntnis drängte sich in jenen Jahren einer Reihe von weitblickenden Männern auf und veranlaßte sie, die praktischen Folgerungen aus dieser Erkenntnis zu ziehen — neue deutsche Menschen ins Land zu ziehen und ihnen dort eine Heimat zu geben.

Sollte es nun in letzter Stunde wenigen Privatmännern gelingen, ein Werk zu vollbringen, dessen Bedeutung von den Fürsten des deutschen Staatswesens Alt-Livlands im Mittelalter nicht erkannt worden war? Standen nicht bei der wachsenden Deutschfeindlichkeit der regierenden Kreise Rußlands dem Beginnen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen? Und doch haben diese wenigen Männer das Siedlungswerk angepackt, das im Laufe weniger Jahre rund 20 000 deutschen Bauern in Kurland und Livland eine neue Heimat gab.

Eine Heranziehung von Siedlern aus dem Deutschen Reich kam unter den damaligen politischen Verhältnissen natürlich nicht in Frage, doch bestand die Möglichkeit, aus dem Inneren Rußlands, aus der Wolgakolonie und aus den polnischen Gebieten, vor allem aus Wolhynien, deutsche Bauern russischer Staatsangehörigkeit heranzuziehen, die dort unter Landmangel litten und von den polnischen Grundherren ihrer Pachtstellen beraubt worden waren. Diese Möglichkeiten in der kurzen Zeitspanne zwischen der Revolution von 1905 und dem Ausbruch des Weltkrieges genutzt zu haben, bleibt das Verdienst dreier Männer mit großdeutschem Herzen und lebendigem Wissen um die Gesetze vom Blut und vom Boden: für Kurland des Barons Karl von Manteuffel-Katzdangen und Silvio Broedrichs-Kurmahlen, für Livland: des Landrats *Max von Sivers-Römershof*.

Sivers wurde am 28. Oktober 1857 in Dorpat als Sohn des livländischen Landrats August von Sivers-Euseküll und seiner Gattin Bertha von Maydell geboren. Der Bauernreformer Friedrich von Sivers war ein Bruder seines Urgroßvaters gewesen. Väterliches und mütterliches Erbe wiesen ihn auf den Landesdienst und verbanden ihn aufs engste mit Landschaft und Natur. Vögel und Pflanzen beschäftigten ihn bereits als Jüngling. Der Jagd galt seine ganze Leidenschaft. — Nachdem er in Dorpat Landwirtschaft und Chemie studiert und durch Reisen nach Deutschland, Österreich, der Schweiz, Italien und Frankreich seinen Gesichtskreis und seine Kenntnisse erweitert hatte, übernahm er das von seinem Vater ererbte Gut Römershof in Südlivland. Hier, wo das Klima günstiger war als auf dem alten Siversschen Stammgut Euseküll, hat er in der Folge zahlreiche botanische und dendrologische

Versuche unternommen. Eine wertvolle, durch Krieg und Revolution freilich vernichtete Baumschule und ein großer an seltenen Baumarten reicher Park dienten diesen Forschungen, die ihn zu einem Fachmann ersten Ranges auf diesem Gebiete machten, der auch über die Grenzen des Landes hinaus bekannt wurde. Mit zahlreichen Gelehrten namentlich Deutschlands stand er in engster Verbindung. In Livland wurde er Begründer und langjähriger Leiter des baltischen Forstvereins.

Allein nicht in wissenschaftlichen Untersuchungen und Arbeiten erschöpfte sich Sivers' Wirken. Schon früh begann er auch in der Landesverwaltung mitzuarbeiten. 1887 wurde er Kreisdeputierter, 1898 Landrat. Es ist die Zeit, wo die Russifizierungswelle über das baltische Land hinbrandet und alles Deutsche mit Vernichtung bedroht. Sivers wird zum erbitterten Gegner alles Russischen. Er strebt nach engerer Bindung an das große deutsche Mutterland, weil nur so das baltische Deutschtum sich würde behaupten können. Daher sucht er Verbindung mit dem Alldeutschen Verband. Ihm ist schon damals — so heißt es in einem Nachruf — „sein Livländertum, sein Baltentum ... nur soviel wert, als es ein besonderer Teil des Deutschtums war.“

Die Revolution von 1905/06, in der auch Römershof zerstört wird, läßt Sivers erkennen, daß die deutsche Stellung in Livland gefestigt werden muß. Ein Mittel dazu war der Zusammenschluß aller Deutschen des Landes über ständische und soziale Schranken hinweg. Sivers wird einer der ersten, die die Notwendigkeit der Begründung deutscher Volkstumsvereine erkennen und in die Tat umzusetzen suchen. Als Vorsitzender der Rigaer Ortsgruppe des Deutschen Vereins in Livland und zeitweilig an der Spitze der Gesamtorganisation hat er bis zum Weltkrieg ununterbrochen für die deutsche Sache gewirkt und am weiteren Ausbau des Vereins gearbeitet.

Wichtiger aber als dieser Versuch des organisatorischen Zusammenschlusses aller Deutschen wurde die innere deutsche Kolonisation. Auf seinem Gut Römershof begann Sivers selbst mit der Siedlung. Bereits 1906 sendet er einen Vertrauensmann in das Wolgagebiet. Im November treffen die ersten Siedler in Römershof ein, doch bewähren sie sich nicht. Sivers läßt sich nicht abschrecken. Bereits im April 1907 trifft ein neuer Siedlerzug ein, jetzt aus Wolhynien. Ununterbrochen bis zum großen Kriege kommen Jahr für Jahr immer neue Siedler. Zuerst werden sie von Sivers meist als Landarbeiter verwandt, damit sie das Land und die Verhältnisse kennenlernen. Bereits nach kurzer Zeit erhalten sie eine Pachtstelle. Zuweilen werden sie auch gleich Pächter. Eine Hoflage von Römershof wird Pächterkolonie. Wo lettische Höfe frei werden, setzt Sivers die deutschen Siedler an. Auf

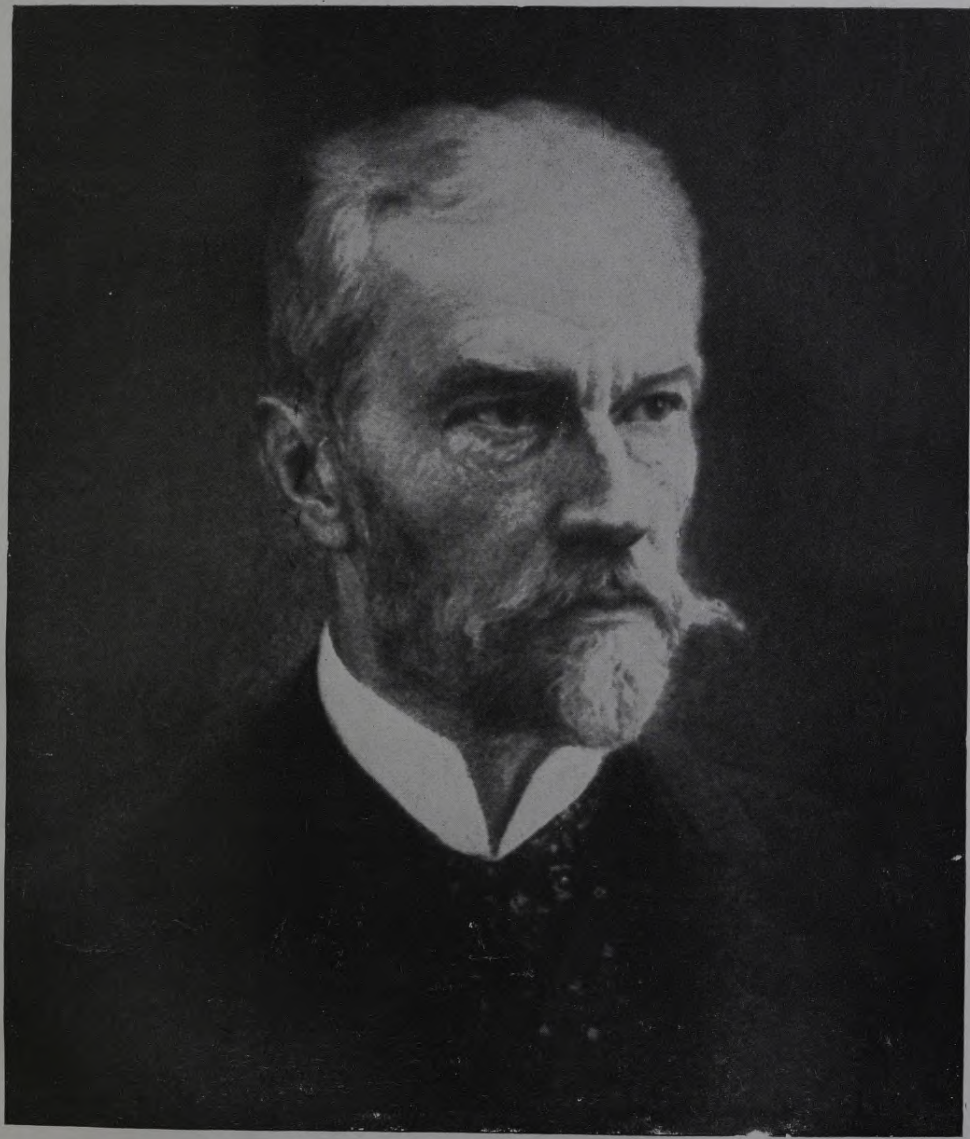
jede Weise sucht er die Neuankömmlinge zu fördern, nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem auch bildungsmäßig. Jüngere Bauernsöhne schickt er zur Erlernung eines Handwerks nach Riga — er fördert das Rigaer Lehrlingsheim —, oder er gibt sie auf die ritterschaftliche Forstschule in Weizenhof oder die Verwalterschule in Reval. Besondere Aufmerksamkeit richtete Sivers auf die Ausbildung guter deutscher Lehrer für die Bauern im Lehrerseminar in Mitau.

Unaufhörlich warb Sivers in Livland für seine Siedlungspläne, ohne allerdings in den wenigen Jahren bis zum Weltkriege größere Erfolge bei der Mehrzahl seiner skeptischen oder abwartenden Standesgenossen zu haben. Nur in Nordlivland entstand in Sommerpahlen (Heimtal) eine weitere Kolonie. Auf einigen anderen Gütern wurden zwar deutsche Landarbeiter angesetzt, doch sind sie in der folgenden Kriegs- und Revolutionszeit meist untergegangen.

1912 trat Sivers als Landrat ab; ihm schien die von der damaligen livländischen Landesvertretung befolgte Politik zu engen Anschluß an Petersburg zu nehmen. Der Ausbruch des Weltkrieges traf ihn schwer. Sein Werk, die Siedlung bei Römershof-„Winterfeld“ schien der Vernichtung preisgegeben. Eine große Zahl der Bauern flüchtete. Römershof selbst wurde in den Kämpfen völlig zerstört.

Felsenfest aber glaubte Sivers die ganze Zeit über an den deutschen Sieg, von dem er für das baltische Deutschtum den engen Anschluß an das Mutterland erhoffte. Als zu Beginn des Krieges die Russen siegend in Ostpreußen vordrangen und die Lage für das Reich ernst zu sein schien, tat er den Ausspruch: „Unsere Aufgabe ist es — wenn nicht anders — mit Deutschland und für Deutschland auf den Wällen von Küstrin zu sterben.“

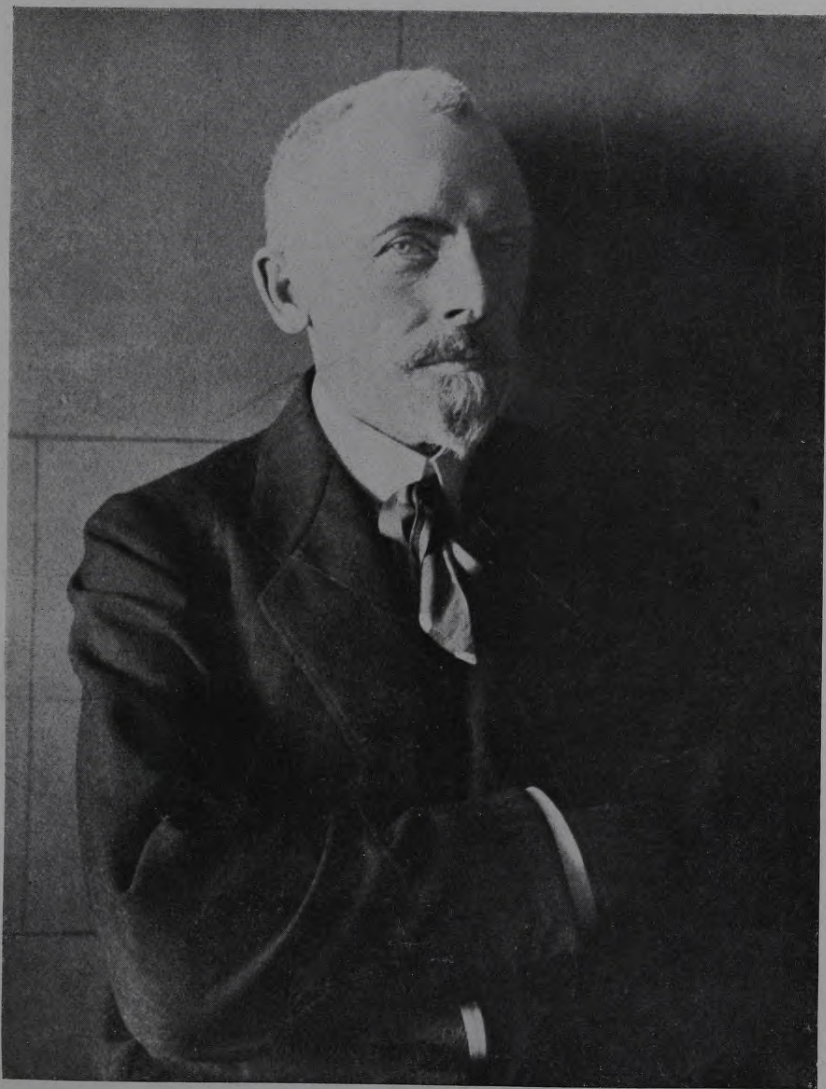
Doch der russische Einbruch in Ostpreußen blieb Episode. Statt dessen kam es zum deutschen Vormarsch. Im Herbst 1917 war Südlivland in deutscher Hand. Sofort begann Sivers, wo es nur möglich war, für die deutsche Sache zu arbeiten. „Ertrieb“, wie ein Zeitgenosse sagt, „aktive deutsche Politik im weitesten Maße.“ Sivers wurde wieder Kreisdeputierter. Mit größter Energie setzte er sich dafür ein, die Ritterschaft möge großzügig Land für Siedlungszwecke zur Verfügung stellen. Selbstverständlich begann er in Römershof sofort wieder die Kolonisation fortzuführen oder wiederherzustellen. Sein politisches Ziel war die Angliederung des Baltenlandes an das Reich. Wohl war er sich darüber klar, daß eine enge Verbindung mit Preußen in der Form einer Personalunion oder eine Eingliederung als preußische Provinz mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein und die straffe preußische Verwaltung manches Unangenehme und Ungewohnte mit sich bringen



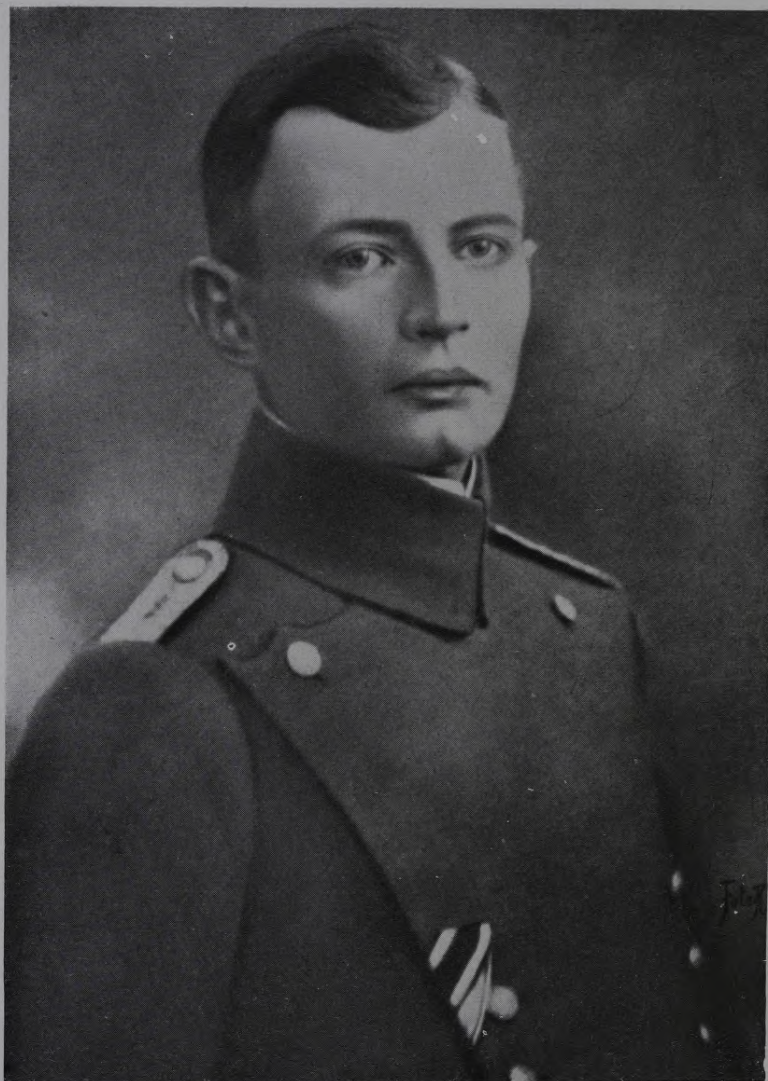
Friedrich von Meyendorff, livländischer Landmarschall und Landrat,
Präsident des „Deutschen Vereins in Livland“ (1839—1911)



Eduard von Dellingshausen, Ritterschaftshauptmann von Estland,
Vorsitzender des baltischen Landesrats (1863—1939)



Max von Sivers, livländischer Landrat (1857—1919)



Hans von Manteuffel-Szöge, Kommandeur des Stoßtrupps der baltischen Landeswehr (1894—1919)

werde, aber solche Erwägungen traten für ihn hinter der deutschen Sache völlig selbstverständlich zurück.

Als sich dann im Frühherbst 1918 die Wolken drohend zusammenzuziehen begannen, war Sivers einer der ersten, die für die Bildung einer heimischen Schutzwehr eintraten, wie der Regentschaftsrat sie mit der Aufstellung der Baltischen Landeswehr am 11. November beschloß. Zur gleichen Zeit rief er mit anderen führenden Männern zur Gründung eines deutschen Baltenbundes auf, der eine Einheitsfront des Deutschtums über die sich bedrohlich abzeichnenden parteipolitischen Gegensätze hinweg schaffen sollte.

Im dunkelsten Augenblick baltendeutscher Geschichte, als die Heimat verloren schien und das Reich tief darniederlag, ist Max von Sivers am 9. Januar 1919 in Libau gestorben. Auch im tiefsten Zusammenbruch hatte er sich den Glauben an den Wiederaufstieg seines Volkes bewahrt.

Sein eigentliches, weil bleibendes Lebenswerk war die Gründung der deutschen Bauernsiedlung Römershof-Winterfeld geworden, die sich trotz Weltkrieg und Bolschewistenherrschaft halten können. Mit zähem Fleiß bauten seine Bauern ihre zerstörten Höfe wieder auf, nachdem sie aus der Verschleppung nach Sibirien zurückgekehrt waren.

Zwar waren längst nicht alle wiedergekommen, aber dem Ruf des Führers konnten im Jahre 1939 doch 250 Winterfelder Bauern in das Großdeutsche Reich folgen.

HANS VON MANTEUFFEL

Deutschlands letzte Front

Der Held wird als Held geboren. Wen das Schicksal ausersehen hat, Leuchte zu sein, der zahlt als Preis sein ganzes Sein. Sei es, daß er langsam am eigenen Feuer verglüht, sei es, daß er nach kurzem, hellem Aufflammen, scheinbar vorzeitig, verlöscht.

Ebenso wie Albert Leo Schlageter wurde Hans von Manteuffel im Jahre 1894 geboren, freilich außerhalb der Reichsgrenzen, als Sohn eines Gutsbesitzers aus altem baltischen Geschlecht in Kurland. Seine Jugend ist äußerlich ohne umstürzende Erlebnisse verflossen.

Zwei Dinge sind es, die der Jüngling aus seiner baltischen Heimat mitnahm, als er zum Studium ins Reich ging: die Erkenntnis der slawischen Gefahr im Osten

und die baltische Tradition, daß jeder einzelne verantwortlicher Träger und Kämpfer des Deutschtums zu sein hat und aus eigener Verantwortlichkeit dafür einzustehen hat, wo immer sein Volkstum einem Angriff ausgesetzt ist.

Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, weilte Manteuffel als Student der Rechtswissenschaften im Reich. Während die meisten seiner baltischen Landsleute in die Heimat zurückkehrten, um in Erfüllung ihrer beschworenen Untertanenpflicht den schwersten Schritt ihres Lebens zu tun und gegen das eigene Blut unter die Waffen zu treten, ging Manteuffel, ganz auf sich selbst gestellt und aus freier eigener Entscheidung, den anderen Weg: er blieb im Reich und meldete sich mit seinem Bruder, der später als Kampfflieger an der Westfront gefallen ist, als Kriegsfreiwilliger zum 2. Bayerischen Ulanenregiment. Die Entscheidung ist ihm nicht leicht gefallen. Abgesehen vom Gewissenskampf zwischen Untertaneneid und Treue seinem Volke gegenüber, wußte er, daß er das Leben seiner Angehörigen in der kurländischen Heimat aufs Spiel setzte.

Die Kriegsjahre bieten im Leben Manteuffels äußerlich das gewohnte Bild eines Frontsoldatenschicksals: im Herbst 1914 Vormarsch nach Frankreich, schon nach kurzer Zeit erhält Manteuffel das E.K. II.; ein Jahr später an der Ostfront die Beförderung zum Offizier; im August 1916 Verwundung im rumänischen Feldzuge und längeres Verweilen im Lazarett.

Aus dem wenigen, was uns darüber bekannt ist, können wir nur ahnen, was während dieses Kampfdaseins innerlich im jungen Leutnant vor sich ging. Sooft er Zeit hatte, las er Werke politischen, sozialen, rassenkundlichen Inhaltes. Mit brennendem Interesse verfolgte er alle politischen Fragen und Ereignisse. Ein Suchen und Fragen muß in dem jungen Offizier wach geworden sein. Ein Theoretiker ist Manteuffel niemals gewesen. Das beweist sein ganzes späteres Verhalten, das beweist ein Satz aus einem Brief vom August 1918 von der Westfront: „... In einer Zeit, wo die Tat an erster Stelle steht, wird die Summe der richtig benutzten Gelegenheiten den Ausschlag geben.“

Während Manteuffel im November 1918 auf einem Erholungsurlaub in München weilte, brach die Revolution aus. Eine Horde roter Soldaten durchsucht das Hotel, in dem er lebt, nach Offizieren, die Entschlossenheit eines Liftboys rettet ihn. Ihm, dem Balten, ist es völlig klar, daß hinter der Revolution ein großer Gegner steht, mit dem die Auseinandersetzung erfolgen muß und wird. Es ist derselbe Gegner, den er aus seiner Jugendzeit und aus seiner kurländischen Heimat kannte: die slawische Flut, die mit voller Wucht nach Europa hereindrängt.

Nachrichten aus der Heimat treffen nicht mehr ein, Manteuffel hält die dortige Position bereits für verloren. Er glaubt jetzt fest, daß der große Entscheidungskampf auf deutschem Reichsboden stattfinden werde. Aber im bayrischen Kriegsministerium, wo er sich für diesen Kampf zur Verfügung stellen will, findet er nur Unentschlossenheit, Bestürzung, Lähmung.

Da trifft ihn am 3. Dezember ein Telegramm seines Bruders aus Riga, das ihn dorthin ruft.

Wie im Herbst 1914, so steht Manteuffel auch jetzt vor einem entscheidenden Wendepunkt. Wem gilt seine Kraft: der Heimat oder dem Reich? Beide rufen aus schwerster Not nach ihren Söhnen. Es dauerte dieses Mal lange, bis er mit sich im klaren war: wo es die gesamtdeutsche Sache zu verteidigen gilt. Verkörperung der gesamtdeutschen Sache ist das Reich, denn das Reich ist der Quell, aus dem sich alles deutsche Leben erneuert. Dieses Reich gilt es von einem so weit wie möglich vorgeschobenen Posten zu schützen. Solch ein Vorfeld ist das Baltenland. Und damit gewinnt er die klare Erkenntnis: das Reich muß in der baltischen Heimat verteidigt werden.

Diese Erkenntnis hat Manteuffel den inneren Vorsprung gewinnen lassen, mit dem er allen anderen voraus war und der ihn im entscheidenden Augenblick zum Führer werden ließ. Sein Entschluß, ins Baltenland zu gehen, stand jetzt fest. In den letzten Stunden des Jahres 1918 traf er in Riga ein. Er fand dort eine Lage vor, wie sie schlimmer und hoffnungsloser gar nicht sein konnte.

Der deutsche Zusammenbruch hatte das baltische Deutschtum politisch völlig unvorbereitet und hinsichtlich der Verteidigung des Landes in den ersten Anfängen getroffen. Den Kampf aufzunehmen war es aber entschlossen.

Noch im November 1918 bildeten sich die ersten baltischen Freiwilligenformationen. In Estland das Baltenregiment, in Riga und Kurland die Baltische Landeswehr, die den Hauptkampf gegen den Bolschewismus durchfechten sollte. Es ist dabei bezeichnend, daß die Landeswehr Ende Dezember 1200 Mann zählte, die in derselben Zeit aufgestellte lettische Freiwilligentruppe 400 Mann. Dabei betrug der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung 7, der lettische 70 v. H. Dem lettischen Volk fehlte augenscheinlich noch das Bewußtsein von der Bedeutung der historischen Stunde, standen doch viele Letten im bolschewistischen Heer.

Am 17. November 1918 begann der russische Vormarsch an der bisherigen deutschen Ostfront, die dem Druck fast völlig widerstandslos nachgab und die Bolschewisten dadurch nur zu schnellerem Vorgehen ermutigte. In den letzten Dezemberwochen

setzte der Ansturm mit verstärkter Kraft ein. Die Zahl wurde damals auf ungefähr das Zehnfache der Kräfte der Landeswehr geschätzt. Abgesehen von ihrer geringen Zahl waren die baltischen Kräfte nur zum geringsten Teil ausgebildet, es fehlte an Waffen, Munition, Bekleidung und Verpflegung. Vormärsche, die unternommen wurden, um den Ansturm aufzuhalten, scheiterten neben allem Genannten an einer unzureichenden Führung, die die Kampfkraft des Gegners völlig verkannte. Am 30. Dezember standen seine vordersten Truppen nur noch 50 Kilometer vor Riga. Die Stadt bot das Bild eines völlig planlosen Durcheinanders: abziehende Soldaten, die aus der Stadt heraus, Flüchtlinge, die in die Stadt hereinströmten, auf hochbepackten Schlitten ihre Habe mit sich führend. Es gab keine Gewalt mehr, die willens oder imstande war, die herannahende Gefahr zu bannen, Befehle zu erteilen und einen Widerstand zu organisieren. —

So war die Preisgabe der Stadt unvermeidlich. Wie aussichtslos die Lage auch von den bisher Mutigsten beurteilt wurde, beweist der Entschluß der Landeswehrführung, der es jedem einzelnen Angehörigen freistellte, aus der Landeswehr auszuscheiden oder den Rückmarsch nach Westen anzutreten. Wenn von dieser Möglichkeit die meisten auch keinen Gebrauch machten, so war doch die seelische Verfassung derjenigen, die am 2. Januar mit den letzten deutschen Truppen Riga verließen, ein Zustand völliger Hoffnungslosigkeit. Als die Dämmerung hereinbrach, zogen die letzten Kolonnen, teilweise nur mit Stahlhelm und Seitengewehr ausgerüstet, westwärts über die Dünabrücke. Wer sich umwandte, sah noch einmal das Bild der Stadt mit den hohen, alles überragenden Kirchtürmen. Das war die Vergangenheit, die man preisgab. Die Gegenwart war eisige Winterkälte und das Gefühl tiefster Verlassenheit. Und an die Zukunft hat keiner zu denken gewagt, denn es gab keine Zukunft. Der Ansturm von Osten schien unüberwindlich alles vor sich herzutreiben, was sich ihm entgegenstellte. Wohin sollte man gehen? Nach Deutschland? Auch dort herrschte der Aufruhr. Von Riga aus aber verkündete der Gegner ganz offen: „Lettland ist das Einfallstor für die Revolution nach Westeuropa. Unsere Aufgabe ist jetzt . . . so schnell wie möglich die preußische Grenze zu erreichen.“

Am letzten Tage des für alles Deutsche so furchtbaren Jahres 1918 war Mantuffel in Riga eingetroffen. Er hatte zwei Tage später mit der Landeswehr den Rückzug nach Kurland angetreten. In Mitau wurde die erste Station gemacht. Es erwies sich immer deutlicher, daß die militärische Führung gar nicht mehr Herr der Lage war, daß der Rückzug ohne festen Plan vor sich ging, daß das restliche Kurland mit der schlecht ausgebildeten Landeswehr und den in voller Auflösung be-

findlichen reichsdeutschen Truppen nicht gehalten werden konnte. Tatsächlich sprach die reichsdeutsche Truppenführung, der auch die Landeswehr unterstand, ganz offen davon, daß ein Rückzug bis hinter die ostpreußische Grenze unvermeidlich und der einzige Ausweg sei.

Angesichts dieser Lage gesellte sich zur tiefen Hoffnungslosigkeit innerhalb der Landeswehr eine steigende Erbitterung. Sie, die entstanden war, um die Heimat zu schützen, hatte soeben sehen müssen, wie Riga aufgegeben war. Hilfe aus dem Reich war — so schien es — nicht zu erwarten. Bestand nicht die Gefahr, daß die Landeswehr im Kampf gegen einen weit überlegeneren Feind bald aufgerieben sein würde und die Befreiung der Heimat endgültig unterblieb? Hatte es einen Sinn, auf diese Weise nutzlos geopfert zu werden? War die Auflösung der Truppe nicht doch der einzige Ausweg?

Am stärksten war die Erbitterung über das Versagen der Führung und zugleich das Gefühl völligen Verlassenseins im „Stoßtrupp“, der zahlenmäßig größten Formation der Landeswehr. Im Offizierskorps des Stoßtrupps, dem auch Manteuffel angehörte, befanden sich zahlreiche reichsdeutsche Offiziere, in der Mannschaft zahlreiche Balten, die im reichsdeutschen Heere gedient hatten. Auch im Stoßtrupp gab es Opferbereitschaft, Überzeugungstreue und die Sehnsucht nach einer entscheidenden Wendung. Was fehlte, war eine überragende Persönlichkeit mit festem Plan, die die Führung übernahm.

In letzter Stunde, als die drohende Auflösung Tatsache zu werden drohte, am 6. Januar übernahm Hans von Manteuffel, von den Offizieren gewählt, das Kommando des Stoßtrupps. Sein Plan war kurz und klar: Lösung der Landeswehr vom Feinde, Neuformierung und in jedem Fall Behauptung Kurlands bis zur letzten Patrone.

War die oberste Führung auch endlich einverstanden, Manteuffels Stellung als Kommandanten des Stoßtrupps anzuerkennen, so war sie nicht gewillt, von ihrem Plane eines vollständigen Rückzuges bis zur Reichsgrenze abzugehen. Notwendig trat zwischen dem neuen Stoßtruppkommandeur und der obersten Führung eine Spannung ein, die nur mit dem Nachgeben Manteuffels behoben werden konnte oder zu einem offenen Bruch führen mußte.

Und jetzt entschloß sich Manteuffel zur Tat. Diese Tat bestand in offener Meuterei gegen eine unschlüssige und hilflose Führung. Manteuffel stellte den Oberstab der Landeswehr vor die Alternative: die Einwilligung zum Rückmarsch nach seinem Plan zu erteilen, widrigenfalls er mit dem Stoßtrupp gegen Willen und

Befehl der Führung abrücken und den Versuch, sich in Kurland zu halten, machen werde. Der Oberstab erhielt eine Frist bis 3 Uhr nachmittags des nächsten Tages. Als der Stoßtrupp am nächsten Tage fertig zum Abmarsch antrat, ist die Zustimmung des Oberstabes tatsächlich eingetroffen. Manteuffel hatte gesiegt.

Manteuffels Gehorsamverweigerung war ein Schritt, den auch von seinen Kameraden nur wenige in seiner ganzen Tragweite zu übersehen vermochten.

Ebenso wie im Reich war im Baltenland Unentschlossenheit und Ziellosigkeit der Führung die letzte Folge eines zusammengebrochenen Systems, dem eine tragende Idee gefehlt hatte. Indem Manteuffel die Truppe von der alten Führung löste, löste er sie von einem System, das Deutschland in den Abgrund geführt hatte. Das war das eine. Und dann ein zweites. Manteuffel war in den Osten gekommen, um das Reich zu schützen, damit dort aus den Trümmern des alten ein neues Deutschland entstehen konnte. In seiner Hand wurde die Landeswehr mehr als nur eine heimat-treue Truppe: sie wurde Vortrupp des gesamten deutschen Volkes. Wie vor 700 Jahren sammelten sich auf baltischem Boden die Söhne aller deutschen Stämme, um hier für eine Idee zu kämpfen. Gewiß, es sind nicht alle reine Idealisten gewesen. Aber die besten unter ihnen waren Idealisten wie ein Schlageter, der nur den einen sehnlichen Wunsch hatte, nach den schmachvollen Novembertagen „das deutsche Schicksal zu wenden“ und mit einem neuen Deutschland eine „neue, bessere Welt“ zu errichten.

Mit diesen frischen Kräften wird zum Januar 1919 der bolschewistische Vormarsch an der Windau-Linie zum Stehen gebracht. Und nicht nur das. Unter ihrem neuen Kommandeur Major Fletcher geht die Baltische Landeswehr zum Gegenangriff vor. Am 23. März ist Mitau, die alte Herzogstadt, in deutscher Hand. Bei den blitzschnellen Vorstößen gelingt es der Landeswehr, den flüchtenden Bolschewisten zahlreiche Gefangene abzuführen, zu deren Abtransport oder Ermordung die Bolschewisten keine Zeit mehr gefunden haben. Sie berichten von vielen Hunderten Balten-deutscher jeden Berufes und Alters, die sich besonders in Riga als Gefangene in der Hand der Bolschewisten befinden und einem grauenvollen Tode entgegengehen, wenn nicht schnelle Rettung naht. Offiziere und Mannschaften der Landeswehr brennen darauf, ihre Väter, Mütter, Bräute und Anverwandten dem Tode zu entreißen. Aber der ersehnte Befehl zum weiteren Vormarsch bleibt aus. Unmut und Erbitterung erfaßt die Männer der Landeswehr. Soll man hier stillstehen und in Stellungen liegen, während Tag für Tag Dutzende von Volksgenossen in Riga hingeschlachtet werden, soll man hier untätig warten, während der bolschewistische Terror tagtäglich

neue Opfer fordert? Unwillig fragt man nach den Gründen des Stillstehens und erfährt, daß es Gründe politischer Art sind; denn die Entente und die von ihr unterstützte lettische Ulmanis-Regierung in Libau wünschen keinen weiteren Vormarsch, wünschen es nicht, daß Riga durch deutsche Truppen befreit wird. Da rebelliert der Soldat Hans Manteuffel ein zweites Mal. Soll eine lettische Regierung, die ihre Existenz nur den deutschen Waffen verdankt, ihren deutschen Truppen verbieten, Riga zu befreien? Das kann und darf nicht sein! Hans Manteuffel weiß, daß der deutsche Oberbefehlshaber in Libau, General Graf von der Goltz, gewillt ist, eine aktive deutsche Ostpolitik zu treiben und die Balten zu unterstützen, weiß, daß sein Verhältnis zur lettischen Regierung ein überaus gespanntes geworden ist, weiß aber auch, daß Goltz gezwungen ist, auf die Weisungen der von der Entente abhängigen deutschen Novemberregierung Rücksicht zu nehmen und sich politischer Aktionen zu enthalten. Hans von Manteuffel wird die Verantwortung auf sich nehmen: der Stoßtrupp der Landeswehr kommt unter seiner Führung nach Libau in Ruhestellung. Dort führt Manteuffel am 16. April einen Handstreich gegen die lettische Regierung durch, um sich der Regierungsglieder zu bemächtigen. Der kühne Zugriff gelingt nur halb: — der Ministerpräsident Ulmanis selbst entkommt mit einigen Ministern auf ein englisches Kriegsschiff. Damals wie heute kämpft der deutsche Soldat gegen zwei Gegner: England und den Bolschewismus! Es gibt diplomatische Demarchen und Proteste. Aber Manteuffel ist kein Politiker und erst recht kein Diplomat. Dem Soldaten ist doch gelungen, was die Politiker nicht zu Wege brachten: es gibt nun eine neue, deutschfreundliche Regierung Lettlands, als deren Truppe die Landeswehr den Vorstoß auf Riga wagen kann!

Ein tollkühnes Unterfangen! Zwei Jahre hatte das deutsche Heer im Weltkriege gebraucht, um Riga zu nehmen, und auch dann hatte man den Angriff nicht frontal angesetzt, sondern war weiter östlich über die Düna gegangen. Und nun wollte eine schlecht ausgerüstete, junge Truppe von einigen 1000 Mann gegen alle Regeln der Strategie die durch einen breiten Strom geschützte Großstadt von einer halben Million Einwohnern erstürmen. Denn nur durch Überraschung konnte der kühne Plan gelingen: gelang es den Verteidigern, die Dünabrücken rechtzeitig zu sprengen, so war das Leben der Gefangenen, war Riga für immer verloren. Und das Unglaubliche gelang. In der Nacht vom 21. zum 22. Mai wird der Befehl zum Angriff gegeben. Die Stoßtruppe unter Hans von Manteuffel und die Batterie Freiherr von Medem sollen durch das weite Tirulmoor nördlich von Kalnezeem den Durchbruch erzwingen, das Detachement Graf Eulenburg und die lettische Brigade Ballod

zwischen dem Tirulmoor und der See vorgehen, die Eiserne Division und die Freikorps rechts der Mitauer Chaussee Riga angreifen. In glühendem Sonnenbrand schieben sich die Kolonnen des Stoßtrupps durch die Moorwälder. Hier im dichtesten Moorwald soll der Durchbruch erfolgen. Und er gelingt: im Dunkel der Nacht wird die feindliche Stellung überrannt, eine zweite Stellung, in der der Feind sich zu setzen sucht, in frontalem Angriff genommen. Schon längst hat der vorstürmende Stoßtrupp von 120 Mann die Fühlung mit dem Gros verloren, auf der Mitau-Rigaer Chaussee gerät er in dichte Kolonnen des zurückflutenden Feindes, aber die Männer stürmen vorwärts, vorangetrieben von dem einen Gedanken: nur die Brücken gewinnen und halten, bis das Gros nachkommt. Und als über Weidenbüschen in der Ferne die Türme von Riga auftauchen, da gibt es kein Halten mehr: es ist ein Wettlauf mit dem Tode. Was kümmert es einen, daß man bis zum äußersten erschöpft ist, daß man ringsherum von sich stauenden, feindlichen Kolonnen umgeben ist. Nicht schießen, nicht Zeit verlieren, nur vorwärts, vorwärts! Durch die Straßen der Vorstadt Hagensberg vorstürmend, erreicht der dritte Zug die Düna: — die Brücken stehen. Hans von Manteuffel jagt in Karriere heran, der erste Zug soll auf die Brücke, doch nur drei Mann sind zur Stelle, er wirft sie hinüber. Mit letzter Kraft stürzen die drei über die Brücke, besetzen den jenseitigen Brückenkopf, schießen wie wild um sich. Maschinengewehrfeuer von der Stadt fegt über die Brücke. Die überraschten Bolschewisten sammeln sich. Werden die drei Mann durchhalten? Minuten, Sekunden können entscheiden! Da donnert Leo Schlageters Geschütz über die Brücke, protzt ab und eröffnet das Feuer auf die Stadt. Und hinter ihm stürmt eine feldgraue Kolonne — das Gros des Stoßtrupps. Im Straßenkampf kämpfen sich die Männer vorwärts: „Zu den Gefängnissen!“ ist ihr erster Gedanke. An der Spitze des zweiten Zuges stürmt Hans von Manteuffel zur Zitadelle. Schon können die Erlösten ihre Befreier sehen, weinend rütteln sie an den Fenstergittern — doch der Befreier selbst erlebt den Jubel der Befreiten nicht mehr — von einer bolschewistischen Kugel niedergestreckt, fällt Hans von Manteuffel vor der Zitadelle von Riga.

*

Der Tag von Riga erschien den Baltendeutschen jener Tage wie ein Gottesgericht. Seine Bedeutung reicht weit über die Volksgruppe und ihre Heimat hinaus. Durch die Erstürmung von Riga gerieten die Bolschewisten, die auch von den Esten im Norden bedrängt wurden, in eine Zange und räumten in schleunigem Rückzuge das gesamte Baltenland. Die Bedrohung der deutschen Ostgrenze durch die bolschewistische Flut

war endgültig behoben. Und doch erschöpft sich die Bedeutung des 22. Mai 1919 nicht im Strategischen. Wichtiger war, daß hier an den Grenzen des Reiches, wenige Tage vor der Besiegelung der deutschen Schmach in Versailles eine soldatische Tat aufleuchtete inmitten des allgemeinen Zerfalls, die zu den schönsten Waffentaten deutschen Soldatentums gehört. Es war kein Zufall, daß hier neben einem Hans von Manteuffel ein Leo Schlageter stand — hier im Osten hatten sich beste deutsche Männer zusammengefunden, welche die Schmach des Vaterlandes nicht zerbrochen hatte, in deren Herzen schon ein neues Deutschland lebte und die Taten vollbrachten, an denen sich das wahre Deutschland wieder aufrichten konnte. Denn nicht die Zahl und die Überlegenheit der Waffen hatten hier den Sieg erfochten, sondern die Kraft und Reinheit des Willens. Und mochte auch die politische Auswertung des denkwürdigen Sieges nicht möglich sein, weil eine Woche nach ihm die Kapitulation Deutschlands besiegelt wurde — er war nicht nur der ehrenvolle Abschluß einer nicht ruhmlosen Geschichte, sondern eine Tat, die in die Zukunft wies.

Hans von Manteuffel war 25 Jahre alt, als ihn die tödliche Kugel traf. Mit ihm verlor die Baltische Landeswehr, die „Gentlementruppe“, wie sich später sogar ein Engländer mit verlegener Hochachtung über sie äußerte, ihren eigentlichen geistigen Führer.

Denn Manteuffel war mehr als ein militärischer Führer, dessen schnellem Entschluß und Wagemut die Truppe bedingungslos folgte. Zum wahren Führertum befähigte ihn, daß er im Kampfe um eine neue Lebensordnung sein letztes Ziel sah. Weil er von diesem Streben innerlich selbst erfaßt und durchglüht war, konnte er auch andere begeistern und mit sich fortreißen. Darin lag das Faszinierende seines Wesens und die Stärke seiner Persönlichkeit.

Hans von Manteuffel ging es nicht um Teilaufgaben, nicht um das Baltenland oder um die Zukunft des deutschen Volkssplitters, dem es Heimat war, sondern um Deutschland.

Als Kämpfer für ein neues Deutschland, für einen neuen deutschen Osten gehört Hans von Manteuffel dem ganzen deutschen Volke.

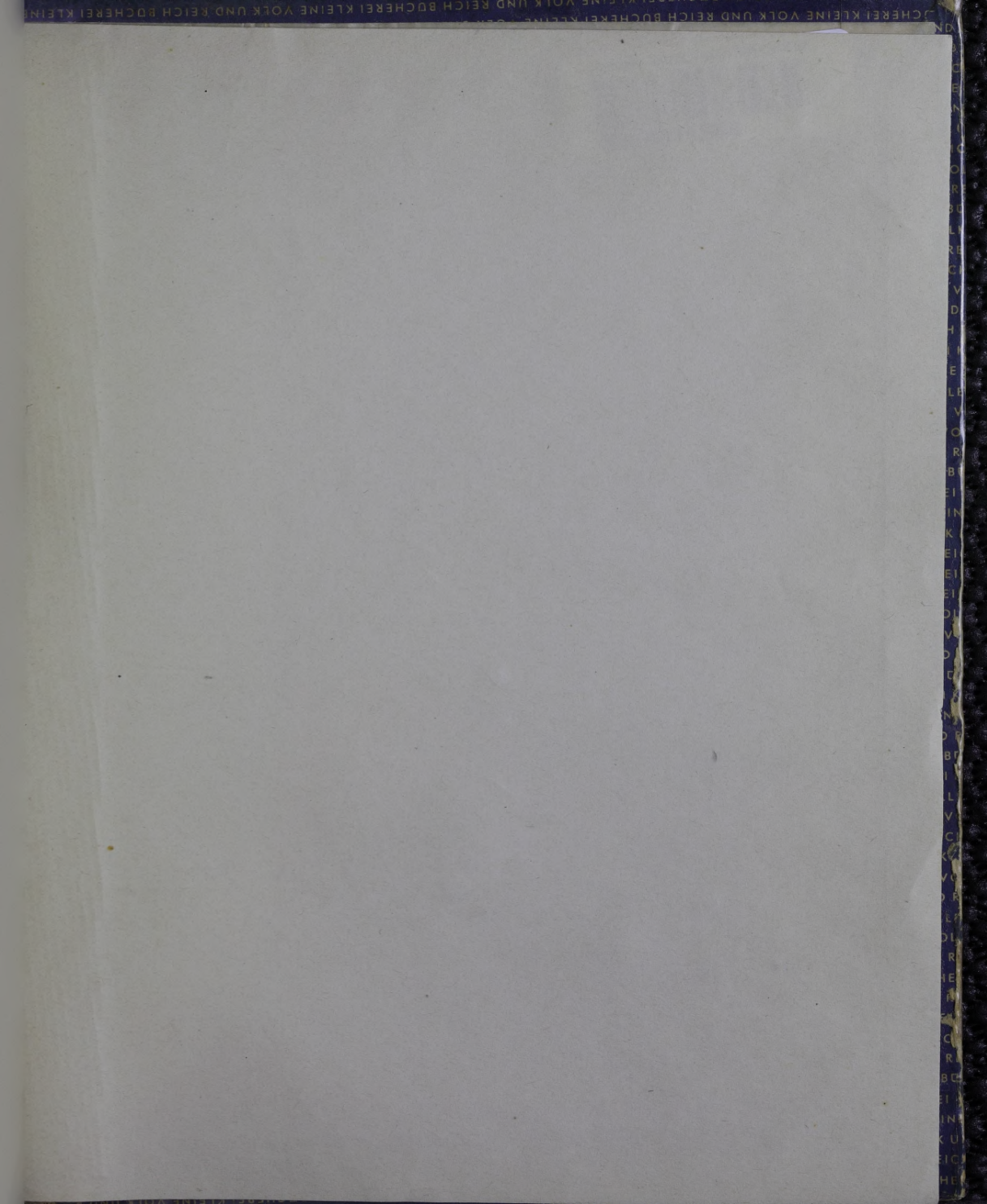
Das hat der Führer bekundet, als er nach der Rückführung der Baltendeutschen in das Reich der Standarte seiner Sturmabteilungen in der Hauptstadt des neuen Ostgäues Wartheland den Namen „Hans von Manteuffel“ gab und ihr auftrug, das Erbe der Baltenkämpfer zu wahren. Für alle Zeiten gehört damit Hans von Manteuffel zu den toten Kämpfern, die im Geiste mitmarschieren, wo das neue Deutschland marschiert, das Großdeutschland Adolf Hitlers.

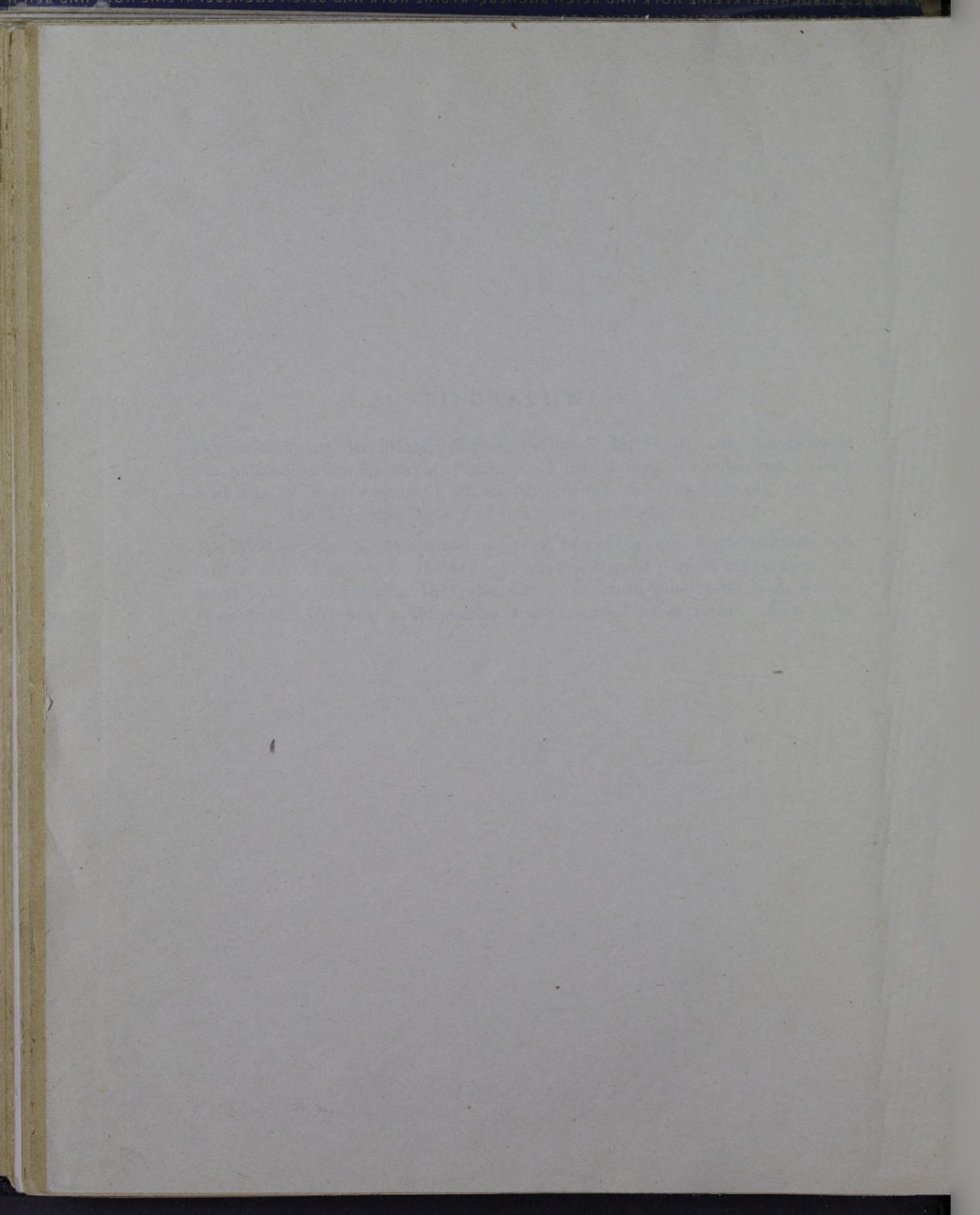
Die Tradition aber, die sich mit dem Namen Hans von Manteuffel verbindet, ist heute lebendigste Wirklichkeit geworden: der Kampf gegen den Bolschewismus, damals von nur wenigen Männern in seiner Bedeutung erkannt, ist heute zur Sache des ganzen Volkes und zur Geburtsstunde eines neuen europäischen Gemeinbewußtseins geworden. Wofür ein Manteuffel, ein Schlageter kämpften und starben, hat durch Adolf Hitler seine Erfüllung gefunden. Über den Weiten des befreiten Ostens, über Riga und dem Baltenland wehen die Fahnen des Großdeutschen Reiches!

BILDNACHWEIS

Porträtsammlung der Staatsbibliothek, Berlin: S. 48, 74, 91, 109; Sammelstelle für baltendeutsches Kulturgut, Posen: S. 17 (2), 18 oben, 18 unten (nach einem Stich von W. S. Stavenhagen), 36, 46, 92, 110, 111, 112, 129, 130, 147, 148, 165, 166, 167, 168; Volk und Reich Archiv, Berlin: S. 47, 73.

Die Vorlage von S. 35 stammt aus der Sammlung des Kupferstichkabinetts Berlin. Die Abbildung S. 45 oben ist eine Wiedergabe nach Werdenhagen: *De rebus publicis hanseaticis*. 1641; die von S. 45 unten eine solche nach Braun-Hogenberg: *Urbinum praecipuarum totius mundi. Liber tertius*. Köln 1581.





3.50

LATVIJAS NACIONĀLA BIBLIOTEKA



0306016266

501

